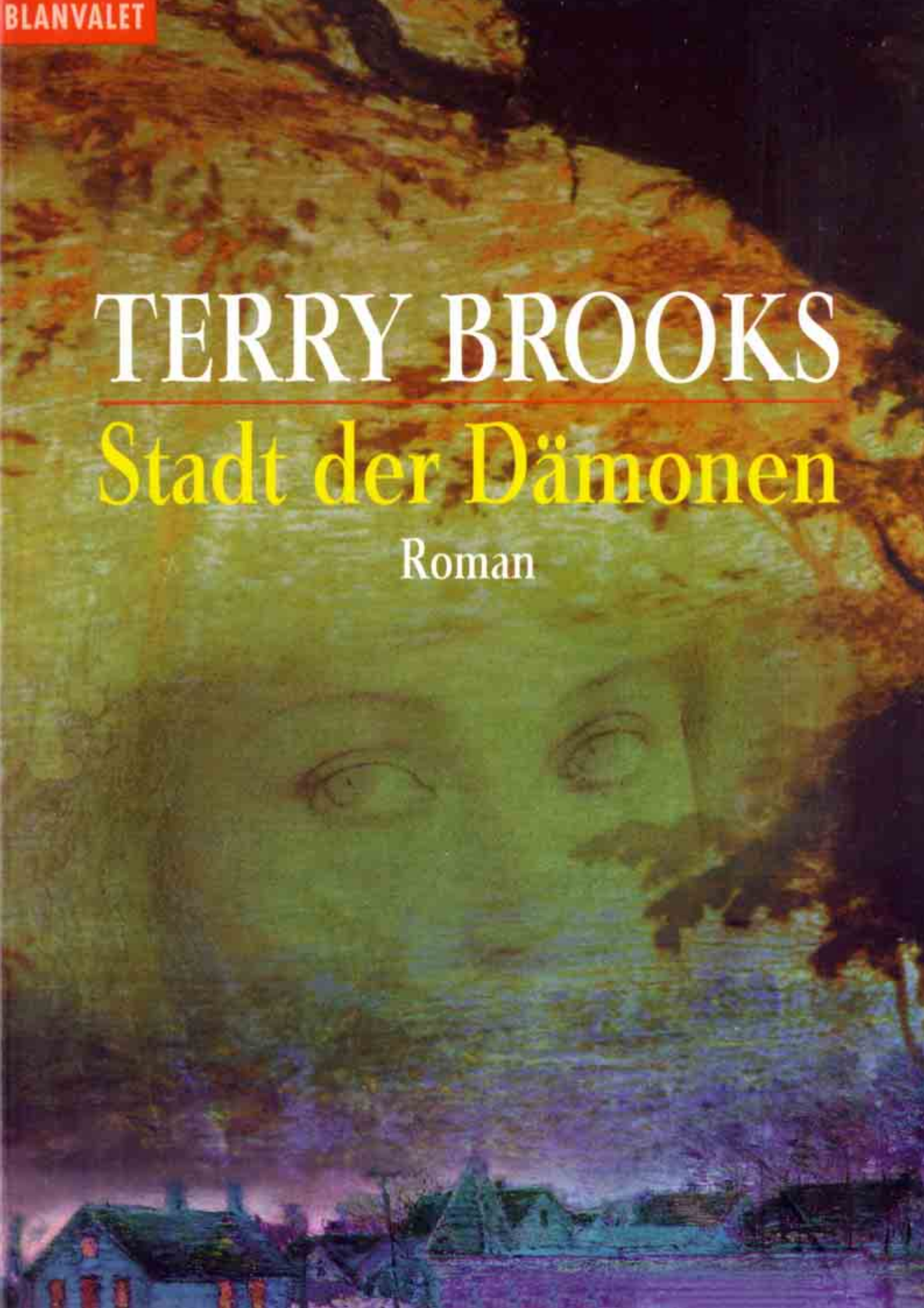
BLANVALET



TERRY BROOKS

Stadt der Dämonen

Roman

Buch

Seit den Ereignissen im »Dämonensommer« sind fünf Jahre vergangen. Die junge Nest Freemark und der Dämonenjäger John Ross haben sich seither nicht mehr gesehen. John hat sich nach einer tragischen Katastrophe aus dem Kampf für die Mächte des Guten zurückgezogen. Jetzt will er ein ganz normales Leben führen. In Seattle arbeitet er für eine Obdachloseninitiative, die vom charismatischen Simon Lawrence geführt wird. Doch John hat Alpträume, die ihm zeigen, wie die Welt aussehen würde, wenn er die Aufträge der Lady, der Personifikation der positiven Kräfte, nicht erfüllt. Von geheimen Verbündeten erfährt Nest Freemark, daß John sich in Gefahr befindet. Gemeinsam versuchen sie, den Gesandten der dunklen Mächte zu entlarven. Als ein Reporter eine Spendenaffäre aufdeckt, in die auch Simon Lawrence verwickelt ist, glauben die beiden, der Verkörperung des Bösen dicht auf den Fersen zu sein …

Autor

Terry Brooks, geboren 1944 in Illinois, gehört zu den angesehensten Fantasy-Autoren der Welt. Seine »Shannara«- und »Landover«-Romane stürmen die Bestsellerlisten. Dies gelang ihm auch mit seinem bislang ambitioniertesten Projekt: den Abenteuern von Nest Freemark und John Ross. Durch den Roman zu »Episode I, Die dunkle Bedrohung« ist sein Name inzwischen auch mit der Erfolgsgeschichte von Star Wars verknüpft. Terry Brooks lebt mit seiner Frau Judine an der Küste im Nordwesten der USA und auf Hawaii.

Terry Brooks

Stadt der Dämonen

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Rainer Gladys

BLANVALET

Die amerikanische Originalausgabe erschien 1998 unter dem
Titel »**A Knight of the Word**«
bei Del Rey/Ballantine Books, New York

Umwelthinweis:
Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.
Das Papier enthält Recycling-Anteile.

Blanvalet Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Berteismann.

Deutsche Erstveröffentlichung 12/99
Copyright © der Originalausgabe 1998 bei Terry Brooks
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1999
bei Wilhelm Goldmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Berteismann GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Satz: deutsch-türkischer fotosatz, Berlin
Druck: Graphischer Großbetrieb Pößneck
Verlagsnummer: 35244
Redaktion: Alexander Groß
V B. Herstellung: Peter Papenbrok
Printed in Germany
ISBN 3-442-35244-4

Für
Jim Simonson, Laurie Jaeger,
Larry Grella & Mollie Tremaine

Gute Freunde und die besten
aller Nachbarn.

Prolog

Er steht auf einer Anhöhe südlich der Stadt und blickt auf die Verwüstung zurück. Wie ein langes, graues Band windet sich der zerfallene Highway durch Wald und Gestrüpp, bis dorthin, wo die Ruinen beginnen. Zwischen den Wolkenkratzer-Skeletten aus Stahl und Glas brennen Feuer; hell und wütend lodern die Flammen vor dem verwaschenen Dunst des stark bewölkten Horizonts in den Himmel. Rauch steigt in langen, öligen Spiralen empor, die die Luft mit Asche und Ruß sättigen. Er kann das Prasseln der Feuer hören und riecht ihren bitteren Gestank sogar bis hierher.

Es ist ihm ein Rätsel, wie Beton und Eisen so heftig brennen können. Eigentlich dürften sie überhaupt kein Feuer fangen. Nichts außer Preßlufthämmern und Abrißbirnen sollte in der Lage sein, sie einzureißen. In dieser postapokalyptischen Welt zerstörter Leben und schwindender Hoffnungen müßten die Gebäude eigentlich so dauerhaft sein wie Berge. Und doch sieht er bereits jetzt, wie Wände einzustürzen beginnen und von der sich immer weiter ausbreitenden Feuersbrunst verzehrt werden.

Regen fällt in einem beständigen Nieseln und benetzt sein Gesicht. Er zwinkert die Feuchtigkeit weg, um besser sehen zu können, was vor sich geht. Er erinnert sich, wie schön Seattle einst war. Doch das war in einem anderen Leben, als es noch eine Chance gab, die Zukunft zu verändern, und er noch ein Ritter des Wortes war.

John Ross schließt kurz die Augen, als die Schreie der Verwundeten und Sterbenden an sein Ohr dringen. Seit über sechs Stunden, seit kurz nach der Morgendämmerung

die äußere Verteidigung gefallen ist, dauert das Gemetzel bereits an. Die Dämonen und die Einst-Menschen sind durchgebrochen, und eine weitere der schwindenden Bastionen, die den freien Menschen noch geblieben sind, ist gefallen. Auf dem breiten Fahrweg der hohen Brücke, die den Ost- und den West-Teil der Stadt miteinander verbindet, stürmen die Kämpfenden in dunklen Haufen aufeinander ein. Winzige Gestalten stürzen aus der Höhe herab und überschlagen sich wie wild vor dem lodernden Hintergrund der Flammen, bevor ihr Leben ausgelöscht wird. Das Knattern automatischer Waffen schwillt an und ab. Die Armeen werden noch den ganzen Tag kämpfen, doch der Ausgang steht schon jetzt fest. Morgen werden die Sieger bereits dabei sein, Sklavenpferche zu errichten. Am Tag darauf werden die Besiegten entdecken, daß das Leben manchmal schlimmer sein kann als der Tod.

Am Rand der Stadt, dort, wo der Highway sich zwischen den ersten Gebäuden hindurchschlängelt, die sich am Duwamish River entlangziehen, tauchen jetzt die Fresser auf. Wie durch Zauberei erscheinen sie inmitten der Verwüstung, die die Stadt verzehrt. Flüchtlinge fliehen, und Jäger verfolgen sie, und die Fresser werden dorthin gezogen, wohin immer sich die Schlacht ausbreitet. Sie sind die Geier der Menschheit und benagen die Knochen menschlicher Gefühle, nähren sich von zerstörten Leben. Sie sind Geschöpfe des Wortes, ein rätselhafter Teil der Gleichung, die das Gleichgewicht aller Dinge ausmacht und das menschliche Benehmen bestimmt. Niemand ist davon ausgenommen; keinem bleibt es erspart. Wenn der Wahnsinn über die Vernunft siegt, wenn das an die Oberfläche kommt, was am dunkelsten und schrecklichsten ist, dann sind die Fresser da.

So, wie sie es jetzt sind, denkt er, während er sie beo-

bachtet. Unsichtbar und unbemerkt, unergründlich in ihrer Zielstrebigkeit, sind sie immer da. Er sieht, wie sie an den Kämpfern reißen, die dem Stadtrand am nächsten sind. Sie nähren sich von den starken Gefühlen, die von den einzelnen, überall stattfindenden Kämpfen auf Leben und Tod erzeugt werden, und reagieren dabei instinktiv auf die Impulse, die ihr Verhalten bestimmen. Sie sind eine Naturgewalt und als solche ein Teil des Naturgesetzes. Er haßt sie für das, was sie sind, aber er versteht die Notwendigkeit für das, was sie tun.

Irgendetwas explodiert im Zentrum der brennenden Stadt, und ein Gebäude aus Steinmauern und Eisenträgern stürzt in sich zusammen. Er könnte sich abwenden und nach Süden schauen, wo er nichts als das Grün der Hügel und das silberne Glitzern der Seen und des Sunds erblicken würde, die sich unterhalb des schneebedeckten Gipfels des Mount Rainier erstrecken, aber das wird er nicht tun. Er wird zusehen, bis es vorbei ist.

Plötzlich bemerkt er die Leute, die ihn umgeben. Es sind vielleicht ein paar Dutzend, abgerissene, hohläugige Gestalten mit von Regen und Asche verschmierten Gesichtern, die in der mittäglichen Düsternis erschöpft zu Boden gesunken sind. Sie starren ihn an, als würden sie etwas von ihm erwarten. Er weiß nicht, was das ist. Er ist kein Ritter des Wortes mehr. Er ist nur ein gewöhnlicher Mensch. Er lehnt sich auf den runenverzierten schwarzen Stock, der einst das Symbol seiner Würde und der Quell seiner Macht war. Was erwarten sie von ihm?

Ein alter Mann nähert sich, humpelt dürr und ausgemergelt aus der Düsternis heran. Anklagend hebt sich ein Arm, der so brüchig ist wie trockenes Holz.

Ich kenne dich, flüstert er rauh.

Ross schüttelt verwirrt den Kopf.

Ich kenne dich, wiederholt der alte Mann. Er ist kahl und trägt einen weißen Bart, sein Gesicht ist vom Alter und vom Wetter gegerbt, und seine verschwommen blickenden Augen sind von einer seltsam milchigen Farbe. Ich war dort, als du ihn vor all diesen Jahren getötet hast.

Wen getötet? Ross kann sich nicht dazu bringen, die Worte auszusprechen, formt sie nur mit dem Mund und ist sich der Blicke der anderen hier Versammelten bewußt, die sich auf ihn gerichtet haben, sobald die Worte des alten Mannes laut wurden.

Der alte Mann neigt den Kopf zur Seite und läßt den Kiefer herabfallen. Er lacht leise mit einem hohen und gänsehauterzeugenden Geräusch, und mit dieser einfachen Geste offenbart er sich. Er ist labil – weder ganz verrückt noch bei voller geistiger Gesundheit, sondern irgendwo dazwischen. Er lebt in einem Fluß, der zwischen zwei Welten fließt, und wechselt beständig von der einen zur anderen, wie ein Blatt, das von der unerbittlichen Strömung ergriffen wurde und dessen Schicksal außerhalb seiner Kontrolle liegt.

Der Zauberer! Der alte Mann spuckt es aus, und seine Stimme schwillt brüchig in dem zischenden Geräusch des Regens an. Der Zauberer von Oz! Du bist es, der ihn getötet hat! Ich habe dich gesehen! Dort, in dem Palast, den er besucht hat, im Schatten des Zinnmanns, in der Smaragdstadt! Du hast den Zauberer getötet! Du hast ihn getötet! Du!

Das verwitterte Gesicht verfällt, und das Licht in den milchigen Augen wird trüb. Tränen steigen in die Augen des alten Mannes und rinnen seine runzligen Wangen hinab. Er flüstert: Oh, Gott, das war das Ende von allem!

Und jetzt erinnert sich Ross. Es ist eine ausgefranste, giftige Erinnerung, die er für immer vergraben geglaubt

hatte, und er weiß mit einer grausigen Gewißheit, daß es stimmt, was der alte Mann behauptet.

John Ross öffnete seine Augen in der von Straßenlaternen erhellten Dunkelheit und ließ die Erinnerung an den Traum verblassen. Wo hatte der alte Mann gestanden, daß er alles sehen konnte? Er schüttelte den Kopf. Die Zeit für Erinnerungen und die Fragen, die sie aufwarfen, war vorüber.

Er stand im Schatten eines Gebäudes am Occidental Park im Herzen von Pioneer Square, und sein Atem kam mit einem schnellen, abgerissenen Keuchen, mit dem er versuchte, die kühle, herbstliche Nachtluft in seine brennenden Lungen zu saugen. Er war den ganzen Weg vom Seattle Art Museum hergelaufen, den ganzen Weg vom Zentrum der Innenstadt von Seattle, das ein paar Dutzend Blocks entfernt lag. Genauer gesagt war er hergehumpelt, denn er konnte nicht laufen wie normale Menschen, und er mußte sich beim Gehen auf einen schwarzen Stock aus Walnußholz verlassen. Ärger und Verzweiflung hatten ihn weitergetrieben, als die Muskeln versagt hatten. Verkrüppelt an Geist, Körper und Seele, reduziert auf eine leere Hülle, war er zum Sterben nach Hause gekommen, weil Sterben das einzige war, was ihm noch blieb.

Vor ihm ragten die Schattenbäume des Parks als dunkle Masse auf. Sie erhoben sich über Kopfsteinpflaster und Beton, über Backstein und Bordsteine und warfen ihre Schatten auf die verstreuten Bänke und Papierkörbe und auch auf die überall verteilten Obdach- und Besitzlosen, die die nächtliche Stadt belebten. Ein paar wenige von ihnen blickten zu ihm herüber, als er sich von der Backsteinwand abstieß und auf sie zuschritt. Ein oder zwei zögerten sogar, bevor sie fortgingen. Sein Gesicht war ein schrecklicher Anblick, blutüberströmt und zerkratzt, und die Kleider, die

seinen hageren Körper bedeckten, waren zerlumpt. Aus tiefen Rissen in der Haut sickerte ihm Blut von Schulter und Brust, und mehrere Rippen fühlten sich an, als wären sie angeknackst oder gebrochen. Er sah aus wie ein Mann, der geradewegs aus der Hölle kam, aber in Wahrheit befand er sich genau auf dem Weg dorthin.

Zusammengekauert und mit leuchtenden Augen versammelten sich am Rand seines Blickfeldes Fresser, bereit, ihm den Weg zu weisen.

Es war die Nacht von Halloween, Allerheiligen, und er stand kurz davor, sich dem persönlichsten seiner Dämonen von Angesicht zu Angesicht zu stellen.

Der Kopf schwirrte ihm, als ihm klar wurde, was dieses Eingeständnis bedeutete. Er überquerte den offenen Platz aus Stein und Beton und dachte dabei an grünere Orte und Zeiten, an den Geruch von Gras und Waldluft. Dies alles war ihm hier verlorengegangen, ebenso aus seinem Leben verschwunden wie die Hoffnung, die er einst gehegt hatte, wieder ein normaler Mensch werden zu können. Was ihm nur möglich war, hatte er gegen Lügen und Halbwahrheiten eingetauscht und sich selbst davon überzeugt, daß er das Richtige tat. Er hatte versäumt, auf die Stimmen zu hören, auf die es ankam. Er hatte versäumt, die Warnungen zu beachten, die zählten. Er war an jeder Ecke betrogen worden.

Er stoppte kurz in dem Lichtfleck einer Straßenlaterne und schaute zu den im Dunklen liegenden Dächern der Stadt hinüber. In einem Schwall aus Geräuschen und Bildern kamen die Gesichter und Stimmen zu ihm zurück. Simon Lawrence. Andrew Wren. O'olish Amaneh. Die Lady und Owain Glyndwr.

Nest Freemark.

Stefanie.

Seine Finger schlossen sich fester um den Stock, und er spürte die Macht der Magie, die durch das Holz unter seinen Handflächen kreiste. Es war die Macht, zu beschützen. Die Macht, zu zerstören. Der Unterschied zwischen beidem war ihm immer sehr groß erschienen, doch jetzt kam er ihm unglaublich klein vor.

War er, auf die Weise, auf die es ankam, noch immer ein Ritter des Wortes? Besaß er Mut und Kraft in ausreichender Stärke, um ihm bei dem Kampf zu helfen, der vor ihm lag? Er wußte es nicht, konnte es nicht wissen, bevor er es nicht ausprobierte. Indem er sich dem Verderben in den Weg stellte, würde er herausfinden, wie viel von der Macht, die er einst besessen hatte, noch in ihm war. Er nahm nicht an, daß es genug sein würde, um sein Leben zu retten, doch er hoffte, daß es ausreichte, um den Feind zu vernichten, der ihn ins Verderben gestürzt hatte.

Das erschien ihm nicht zuviel verlangt.

Irgendwo in der Ferne ertönte eine Sirene, die schrill und ausdauernd aus den harten Geräuschen hervorstach, die in den Stein- und Glasschluchten der Stadt allgegenwärtig waren.

Er holte tief Luft und biß die Zähne gegen den Schmerz zusammen, der seinen Körper durchfuhr. Mit langsamen, gemessenen Schritten setzte er sich erneut in Bewegung.

In seinem Schatten folgte der Tod.

Sonntag, 28. Oktober

Kapitel 1

Es dämmerte, als sie erwachte. Der Himmel begann gerade, im Osten heller zu werden, und die nächtlichen Schatten verhüllten die Stämme und Zweige der großen Schattenbäume noch mit ihren tintenschwarzen Schleiern. Sie lag eine Weile ruhig da, schaute durch die Vorhänge ihres Fensters zu, wie der Tag anbrach und das Licht allmählich die kühle Dunkelheit ihres Schlafzimmers erwärmte. Unter der Decke hervor lauschte sie den Geräuschen des Morgens. Sie hörte Vogelgesang, der einen Kontrast zu dem verklingenden Brummen eines Wagens bildete, der den Asphalt der Woodlawn in Richtung des Highways entlangfuhr. Sie vernahm das leise Knacken und Stöhnen des alten Hauses; einige Geräusche waren ihr seit frühester Kindheit vertraut. Sie konnte den Klang der Stimmen von Großmutter und Old Bob hören, die in der Küche miteinander flüsterten, während sie ihren Morgenkaffee tranken und darauf warteten, daß sie zum Frühstück kam.

Aber die Stimmen existierten natürlich nur in ihrer Vorstellung. Old Bob und Großmutter waren fort.

Nest Freemark setzte sich auf, zog die langen Beine an die Brust, legte die Stirn auf die Knie und schloß die Augen. Fort. Alle beide. Großmutter seit fünf Jahren und Old Bob seit Mai. Es war schwer zu glauben, selbst jetzt noch. Sie wünschte sich jeden Tag, daß sie die beiden zurückhaben könnte. Und wenn es nur für fünf Minuten wäre. Oder auch nur für fünf Sekunden.

Die Geräusche des Hauses hüllten sie beruhigend ein.

Sie waren alle ein Teil der neunzehn Jahre ihres Lebens. Sie hatte immer in diesem Haus gelebt, bis zu dem Tag im letzten September, als sie aufs College gegangen war: ein Stipendium an einer der angesehensten Hochschulen des Landes. Northwestern University. Ihr Großvater war so stolz auf sie gewesen. Er hatte ihr gesagt, daß sie sich immer daran erinnern sollte, daß sie sich das Recht verdient hatte, diese Hochschule besuchen zu dürfen, daß die Hochschule aber auch ihr Interesse verdient hatte und so beide Seiten eigentlich ihren Vorteil aus dem Handel ziehen müßten. Er hatte mit leiser, tiefer Stimme gelacht, und seine starken Hände hatten sich um ihre Schultern gelegt, um sie an sich zu ziehen, und sie hatte instinktiv gewußt, daß er sie für Großmutter mit umarmte.

Jetzt war er fort, drei Tage vor Ende ihres ersten Studienjahres an einem Herzanfall gestorben. Es war in einem einzigen Augenblick vorüber gewesen, hatte der Arzt hinterher gesagt – kein Schmerz, kein Leiden, so, wie es sein sollte. Sie akzeptierte die Versicherung des Arztes, aber das änderte nichts daran, wie sehr sie ihren Großvater vermißte. Jetzt, da sowohl Großmutter als auch Old Bob nicht mehr lebten und ihre Eltern schon viel länger fort waren, konnte sie sich nur noch auf sich selbst verlassen.

Aber eigentlich, nahm sie an, war das auf gewisse Weise schon immer so gewesen.

Sie hob den Kopf und lächelte. So war sie aufgewachsen, nicht wahr? Indem sie gelernt hatte, allein zu sein, unabhängig zu sein, zu akzeptieren, daß sie niemals so sein würde wie andere Kinder.

Sie ging die Dinge durch, in denen sie sich von anderen unterschied, zählte sie in einer vertrauten Litanei auf, die ihr half, die Umrisse ihres Lebens zu erkennen und festzulegen.

Sie konnte Magie wirken – und zwar bereits seit langer Zeit. Zunächst hatte es ihr angst gemacht, sie verwirrt und erschreckt. Doch durch die Unterweisungen ihrer Großmutter, die früher selbst Magie beherrscht hatte, und später von Pick, hatte sie gelernt, sich den Forderungen der Magie anzupassen. Sie hatte gelernt, sie zu kontrollieren und zu pflegen, einen Platz in ihrem Leben für sie zu finden, ohne von der Magie beherrscht zu werden. Sie hatte entdeckt, wie sie auf die gleiche Weise, in der Pick stetig daran arbeitete, das Gleichgewicht im Park zu bewahren, auch ihre eigene, innere Balance aufrechterhalten konnte.

Pick, ihr bester Freund, war ein sechs Zoll großer Schrat, eine Kreatur des Waldes, der aussah, als hätte ihn ein Kind aus den Überresten eines Vogelnestes zusammengebastelt. Körper und Glieder schienen aus Zweigen zu bestehen, während Haare und Bart aus Moos waren. Pick war der Wächter des Sinnissippi Park, und seine Aufgabe bestand darin, das Gleichgewicht der Magie zu bewahren, die alle Dinge durchdringt, und zugleich die Fresser in Schacht zu halten, die bemüht waren, dieses Gleichgewicht zu stören. Es war eine gewaltige Arbeit für einen einzelnen Waldschrat, wie er immer wieder gern betonte, und über die Jahre hatten ihm die verschiedenen Generationen der Freemark-Frauen dabei geholfen. Nest war die jüngste von ihnen. Vielleicht würde sie auch die letzte sein.

Dann war da natürlich ihre Familie. Granny hatte ebenso Magie wirken können, wie andere Freemark-Frauen vor ihr. Old Bob hingegen nicht. Er hatte vielmehr sein ganzes Leben darum kämpfen müssen zu akzeptieren, daß es Magie überhaupt gab. Vielleicht hatte auch ihre Mutter keine Magie besessen, die drei Monate nach Nests Geburt gestorben war und deren Leben ihrer Tochter noch immer ein Rätsel war. Aber ihr Vater … Sie schüttelte den Kopf. Ihr

Vater. Sie dachte nicht gern an ihn, aber er war eine Tatsache ihres Lebens, und es gab jetzt genug Zeit und Abstand zwischen ihnen beiden, daß sie akzeptieren konnte, was er gewesen war. Ein Dämon. Ein Monster. Ein Verführer. Der Mörder sowohl ihrer Mutter als auch ihrer Großmutter. Jetzt war er tot, vernichtet durch seinen eigenen Ehrgeiz und Haß, durch Grannys und seine eigene Magie, durch Nests Entschlossenheit und durch Geist.

Geist. Sie blickte aus dem Fenster zu den zurückweichenden Schatten und erschauderte. Die Dinge, in denen sie sich von anderen Kindern unterschieden hatte, begannen und endeten mit Geist.

Sie seufzte und schüttelte spöttisch den Kopf. Genug von diesen Grübeleien.

Sie stand auf und ging ins Badezimmer. Sie drehte den Duschhahn auf, ließ das Wasser heiß herausschießen und stellte sich darunter. Mit geschlossenen Augen stand sie verloren in der Hitze und dem Dampf, und das Wasser strömte auf sie herab. Sie war neunzehn Jahre alt und knapp einen Meter siebzig groß. Ihre honigfarbenen Haare waren noch immer kurz und kraus, aber die meisten Sommersprossen waren verschwunden. Ihre grünen Augen beherrschten das glatte, runde Gesicht. Ihr Körper war schlank und durchtrainiert. Sie war die beste Mittelstreckenläuferin, die Illinois jemals hervorgebracht hatte, und gehörte auch darüber hinaus zur Spitze. Sie dachte nicht oft über ihr Talent nach, aber es war immer vorhanden, genau wie ihre Magie. Sie fragte sich häufig, ob ihre Fähigkeit beim Laufen irgendwie mit der Magie zusammenhing. Eine offensichtliche Verbindung gab es nicht, und Pick wiegelte solche Vermutungen gern ab, aber Nest dachte dennoch darüber nach. Die Northwestern hatte sie mit einem Leichtathletik-Stipendium angenommen. Ihre Noten waren gut,

aber es waren ihre sportlichen Leistungen, denen sie ihre Aufnahme zu verdanken hatte. Bei den nationalen Jugendmeisterschaften hatte sie im vergangenen Frühling mehrere Mittelstrecken-Wettbewerbe gewonnen. Sie hatte bereits mehrere Collegerekorde und einen Weltrekord gebrochen. In zwei Jahren fanden die Olympischen Spiele im australischen Melbourne statt, und es wurde erwartet, daß Nest Freemark in mehreren Wettbewerben um eine Medaille kämpfen würde. Mindestens eine goldene sollte sie eigentlich gewinnen.

Sie drehte die Dusche ab, trat auf den Vorleger hinaus, griff nach einem Handtuch und rubbelte sich trocken. Sie versuchte, nicht allzuoft an die Olympischen Spiele zu denken. Sie lagen noch so weit in der Zukunft, und der Gedanke war zu überwältigend, um darüber nachzusinnen. Sie hatte mit vierzehn eine harte Lektion gelernt, als ihr Vater sich als das offenbart hatte, was er war. Nimm niemals etwas in deinem Leben als selbstverständlich; sei stets auf eine radikale Veränderung vorbereitet.

Außerdem hatte sie zur Zeit dringlichere Probleme. Da war die Uni; sie mußte Noten bekommen, die gut genug waren, daß sie mit dem Training und den Wettkämpfen weitermachen konnte. Da war Pick, der beharrlich darauf bestand, daß sie mehr von ihrer Zeit und Kraft darauf verwendete, ihm mit dem Park zu helfen – was albern geklungen hatte, bis sie seine Argumente gehört hatte.

Und dann war da im Augenblick noch die Sache mit dem Haus.

Sie zog sich langsam an und dachte dabei über das Haus nach, das der Grund war, warum sie an diesem Wochenende zu Hause war, statt es in der Uni mit Lernen zu verbringen. Mit dem Tod ihres Großvaters waren das Haus und alles, was dazu gehörte, auf sie übergegangen. Den Sommer

hatte sie damit zugebracht, Zimmer für Zimmer, Schrank für Schrank durchzugehen, zu katalogisieren, einzupacken und alle Dinge auszusortieren, die sie nicht behalten wollte. Es war ihr Heim, aber sie war so selten da, daß sie sich kaum angemessen darum kümmern konnte, und trotz Picks Beschwörungen erwartete sie nicht wirklich, nach ihrem Studienabschluß hierher zurückzukehren und darin zu wohnen. Die Grundstücksmakler, die dies ahnten, begannen bereits, sie zu bedrängen. Haus und Grundstück lagen an einer hervorragenden Stelle. Wenn sie es verkaufen sollte, würde sie einen guten Preis dafür bekommen. Mit dem Geld würde sie einen großen Teil ihrer Ausgaben für Training und Wettkämpfe bestreiten können. Im Augenblick war der Immobilienmarkt sehr stark, ideal, um zu verkaufen. War dies nicht die richtige Zeit, um zu handeln?

Sie hatte im Verlauf des Sommers mehrere Anfragen erhalten, und in der letzten Woche hatte Allen Kruppert von der ERA Realty angerufen, um ihr ein so unglaublich hohes Angebot zu unterbreiten, daß sie zugestimmt hatte, darüber nachzudenken. Sie hatte am Freitag nach dem Unterricht ihr Leichtathletik-Training ausfallen lassen, um herzukommen und sich am Samstag morgen mit Allen treffen und die Papiere durchgehen zu können. Allen war ein rundlicher, jovialer junger Mann, den sie bei verschiedenen Gelegenheiten auf Kirchen-Picknicks getroffen hatte, und er beeindruckte sie damit, daß er sie niemals zu irgendetwas drängte, was das Haus betraf. Stattdessen schien es ihm zu genügen, ihr seine Angebote zu unterbreiten und sie ansonsten in Ruhe zu lassen. Das Haus war nicht zum Verkauf angeboten, aber falls sie sich dazu entschließen sollte, würde sie mit ziemlicher Sicherheit ihm den Auftrag dazu geben. Die Papiere, die er bei seiner letzten Offerte mitgebracht hatte, lagen auf dem Küchentisch, wo sie sie am vergangenen

Abend liegengelassen hatte. Der Kaufwillige hatte sie bereits unterschrieben. Die Finanzierung war gesichert. Es fehlte nur noch ihre Unterschrift, um den Handel perfekt zu machen.

Sie legte die Papiere beiseite und setzte sich, um eine Schale Müsli mit Orangensaft zu essen und einen Kaffee zu trinken. Das krause Haar klebte ihr noch immer feucht am Gesicht, als goldenes Licht durch die Fenstervorhänge drang und die Sonne hinter den Bäumen aufging.

Falls sie unterzeichnete, wären damit ihre finanziellen Sorgen für die nähere Zukunft beseitigt.

Pick würde natürlich einen Herzanfall bekommen. Was keine sonderlich gute Sache war, wenn man bereits hundertfünfzig Jahre alt war.

Sie war gerade mit dem Müsli fertig, als sie ein Klopfen an der Hintertür hörte. Sie runzelte die Stirn; es war gerade erst acht Uhr morgens – nicht die Zeit, in der man normalerweise Besuche machte. Außerdem benutzte niemand jemals die Hintertür, außer …

Sie ging von der Küche durch den Flur zur Veranda. Eine schattenhafte Gestalt lehnte sich gegen die Fliegentür und versuchte hindurchzusehen. Das konnte doch nicht sein, oder? Aber als sie näher trat, um die Tür zu öffnen, sah sie bereits, daß es tatsächlich so war.

»Hey, Nest«, sagte Robert Heppler.

Er stand da, hatte die Hände tief in die Taschen seiner Jeans gegraben und pochte mit einem seiner ausgetretenen Tennisschuhe nervös gegen die Türschwelle. »Bittest du mich jetzt rein, oder nicht?« Er warf ihr sein typisches, überhebliches Grinsen zu und schüttelte sich das schulterlange, blonde Haar aus dem Gesicht.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht. Was machst du

überhaupt hier?«

»Meinst du im Sinne von ›hier um acht Uhr in der Früh‹ oder eher ›hier in Hopewell, statt in Palo Alto‹? Du fragst dich, ob man mich von der Uni geschmissen hat, richtig?«

»Und, hat man?«

»Ne, Stanford braucht mich, um die Durchschnittsnoten hoch genug zu halten, um damit andere, ebenso brillante Studenten anzulocken. Ich war gerade in der Nähe und dachte, ich komm mal vorbei, um ein bißchen über alte Zeiten zu scherzen und vielleicht auch nachzusehen, ob du gerade auf der Suche nach einem Freund bist.« Er redete schnell und locker, um sein Selbstvertrauen nicht zu verlieren. Er blickte an ihr vorbei zur Küche. »Rieche ich da Kaffee? Du bist doch allein, oder? Ich meine, ich störe doch nicht bei irgend etwas?«

»Meine Güte, Robert, du bist so ein Esel.« Sie seufzte und trat zurück. »Komm rein.«

Sie winkte ihm, ihr zu folgen, und führte ihn den Flur entlang. Die Fliegentür knallte hinter ihnen zu, und sie zuckte zusammen, als sie daran erinnert wurde, wie sehr Granny es gehaßt hatte, wenn sie das tat.

»Also, was machst du wirklich hier?« hakte sie nach, während sie vage in Richtung des Küchentisches deutete und nach einer Tasse und der Kaffeekanne griff. Der Kaffee dampfte in der Morgenluft, als sie ihn einschenkte.

Er zuckte mit den Achseln und warf ihr einen verstohlenen Blick zu. »Ich habe deinen Wagen gesehen, wußte daher, daß du hier bist, und dachte, ich sollte Hallo sagen. Ich weiß, daß es sehr früh ist, aber ich fürchtete, ich würde dich verpassen.«

Sie reichte ihm den Kaffee und bedeutete ihm, sich zu setzen, aber er blieb stehen. »Ich habe darauf gewartet, von

dir zu hören«, sagte sie mit Nachdruck.

»Du kennst mich, ich überstürze Sachen nicht gern.« Er sah schnell weg, da er ihrem festen Blick nicht standhalten konnte. Er nippte vorsichtig an seiner Tasse und verzog dann das Gesicht. »Was ist das denn für Zeug?«

Nest verlor die Geduld. »Also, was nun? Bist du nur hergekommen, um mich zu beleidigen, oder brauchst du etwas, oder bist du nur wieder einsam?«

Er blickte sie an, wie ein getretener Welpe. »Nichts von alledem.« Er schaute hinunter auf die Immobilien-Papiere, die neben ihm auf der Anrichte lagen, und blickte dann wieder zu ihr hoch. »Ich wollte dich einfach nur sehen. Ich habe dich den ganzen Sommer über nicht gesehen, während du über Stock und Stein und die Aschenbahn gerannt bist.«

»Robert, fang nicht …«

»Schon gut, ich weiß, ich weiß. Aber es stimmt. Ich habe dich seit der Beerdigung deines Großvaters nicht mehr gesehen.«

»Und was meinst du, wessen Schuld das ist?«

Er schob die Brille weiter die Nase hinauf und verzog den Mund. »Okay, schon gut. Es ist meine Schuld. Ich habe dich nicht gesehen, weil ich wußte, wie sehr ich es versaut habe.«

»Du warst ein Idiot, Robert.«

Er zuckte zusammen, als hätte sie ihn geschlagen. »Ich habe mir nichts dabei gedacht.«

»Das hast du nicht?« Langsam stieg ihr die Röte den Hals hinauf und in die Wangen. »Der Trauergottesdienst für meinen Großvater war kaum vorbei, und da fängst du an, mich zu begrapschen. Ich weiß nicht, was das alles sollte, aber ich fand es überhaupt nicht lustig.«

Er schüttelte heftig den Kopf.»Ich habe nicht wirklich

versucht, dich zu begrapschen.«

»Doch, das hast du. Genau das. Weißt du, du hättest besser daran getan, dazubleiben und dich zu entschuldigen, statt davonzulaufen.«

Sein Lachen klang gezwungen. »Ich bin um mein Leben gerannt. Du hast mir fast den Kopf abgerissen.«

Sie schaute ihn an und wartete. Sie wußte, was er für sie empfand, was er schon immer für sie empfunden hatte. Ihr war klar, daß dies hier schwer für ihn war, und sie machte es ihm nicht leichter. Aber sein fehlgeleiteter Versuch, eine Beziehung mit ihr zu beginnen, war absolut einseitig, und sie mußte es jetzt stoppen, oder das, was von ihrer Freundschaft noch übriggeblieben war, würde völlig den Bach runtergehen.

Er holte tief Luft. »Ich habe einen großen Fehler gemacht, und es tut mir leid. Ich schätze, ich dachte, du brauchtest … daß du jemanden zum … Na gut, ich habe überhaupt nichts gedacht, das ist alles.« Er strich sich nervös das lange Haar zurück. »Ich bin nicht so gut bei diesen Dingen, und du, na ja, weißt, was ich fühle …« Er brach ab und schaute auf seine Schuhe hinunter. »Es war dumm. Es tut mir wirklich leid.«

Sie sagte nichts und ließ ihn noch ein wenig zappeln. Nach einer Minute schaute er zu ihr hoch und blickte ihr zum ersten Mal direkt in die Augen. »Ich weiß nicht, was ich noch sagen soll, Nest. Es tut mir leid. Sind wir noch Freunde?«

Obwohl er größer geworden war und breitere Schultern bekommen hatte, sah er für sie immer noch wie vierzehn aus. Er hatte in Ausdruck und Stimme etwas von einem kleinen Jungen, das er, wie sie annahm, niemals ganz ablegen würde.

»Sind wir?« hakte er nach.

Sie sah ihn forschend an. »Ja, Robert, das sind wir. Das werden wir immer sein, hoffe ich. Aber wir sind *nur* Freunde, okay? Versuch nicht, es zu irgendetwas anderem zu machen. Wenn du das tust, machst du mich damit nur wieder sauer.«

Er sah sie zweifelnd an, nickte aber dennoch. »Okay.« Er warf erneut einen Blick auf die Immobilien-Unterlagen. »Wirst du das Haus verkaufen?«

»Robert!«

»Nun, danach sieht es aus.«

»Es ist mir egal, wonach es aussieht, es geht dich nichts an!« Wütend auf sich selbst, daß sie so barsch gewesen war, fügte sie hinzu: »Schau, ich habe noch keine Entscheidung getroffen.«

Er stellte seine Kaffeetasse genau in die Mitte der Papiere. »Ich finde, du solltest nicht verkaufen.«

Sie riß die Tasse weg. »Robert …«

»Das finde ich aber. Ich denke, du solltest ein wenig Zeit verstreichen lassen, bevor du etwas unternimmst.« Er hob die Hände in einer beschwichtigenden Geste. »Warte, laß mich ausreden. Mein Vater sagt, man sollte keine großen Veränderungen in Angriff nehmen, direkt nachdem jemand gestorben ist, den man geliebt hat. Du solltest wenigstens ein Jahr warten. Du solltest dir Zeit geben, zu trauern und zu warten, daß sich alles wieder beruhigt, damit du weißt, was du wirklich willst. Ich denke, er liegt bei einer Menge Sachen falsch, aber hierbei könnte er recht haben.«

Nest rief sich Roberts Vater vor Augen, einen sanften Mann mit Brille, der als Chemie-Ingenieur arbeitete, seine gesamte Freizeit jedoch mit Gartenarbeit und Rasenpflege verbrachte. Robert nannte ihn Mr. Green Jeans und schwor,

daß sein Vater sich mehr gefreut hätte, wenn sein Sohn als Pflanze auf die Welt gekommen wäre.

»Robert«, sagte sie sanft, »das ist ein sehr guter Rat.«

Er starrte sie überrascht an.

»Das meine ich wirklich. Ich werde darüber nachdenken.«

Sie stellte die Kaffeetassen weg. Robert war eine Nervensäge, aber sie mochte ihn trotzdem. Er war lustig, schlau und furchtlos. Und vielleicht noch wichtiger: Sie konnte sich auf ihn verlassen. Vor fünf Jahren, als ihr Vater wieder in ihr Leben getreten war, hatte er zu ihr gehalten. Wenn Robert nicht gewesen wäre, hätte ihr Großvater sie niemals zusammengeschnürt in den Höhlen unterhalb der Klippen im Sinnissippi Park gefunden. Robert war es gewesen, der ihr in der Nacht gefolgt war, als sie sich ihrem Vater gestellt hatte, als es so aussah, als wäre sie ganz allein. Sie hatte ihm für seine Bemühungen eins übergebraten und ihn besinnungslos liegenlassen, während sie allein weitergegangen war. Aber er hatte sich genug um sie gesorgt, um ihr zu folgen.

Bei der Erinnerung verspürte sie einen kurzen Stich. Robert war der einzige wirkliche Freund, den sie aus jenen Tagen noch hatte.

»Ich muß heute abend zurück zur Uni fahren«, sagte sie. »Wie lange hast du Zeit?«

Er zuckte mit den Schultern. »Bis übermorgen.«

»Du bist den ganzen Weg von Kalifornien nur für das Wochenende gekommen?«

Er blickte unbehaglich drein. »Na ja …«

»Um deine Eltern zu besuchen?«

»Nest …«

»Du kannst es nicht aussprechen, nicht wahr?«

Er schüttelte den Kopf und wurde rot. »Nein.«

Sie nickte. »Nur damit du nicht denkst, ich könnte nicht durch dich hindurchsehen wie durch Glas. Paß bloß auf, mein Freund.«

Er blickte verlegen auf seine Schuhe. So mochte sie ihn – süß und verletzlich. »Magst du mit mir zu den Gräbern von Granny und Großvater hinüberwandern und ein paar Blumen auf ihre Urnen legen?«

Er strahlte. »Sicher.«

Sie war bereits auf dem Weg zur Garderobe. »Laß mich nur meinen Mantel holen, Mr. Smooth.«

»Oh, Junge«, sagte er.

Kapitel 2

Sie traten durch die Verandatür, gingen die Stufen hinab, durchquerten den Garten, zwängten sich durch die Hecke, die das Ende des Grundstücks der Freemarks markierte, und kamen im Sinnissippi Park heraus. Nest trug einen großen Blumenstrauß, den sie am vergangenen Abend gekauft und über Nacht in einem Wassereimer auf der Veranda gelagert hatte. Es war vor neun Uhr, die Luft war noch kühl, und das vom Tau bedeckte Gras glänzte feucht im blassen Morgenlicht. Der Park breitete sich vor ihnen aus. Ausgedehnte Wiesen voller üppigem, frischgemähtem Gras, die in der Ferne in schattenhafte Wälder und zerschlissene Vorhänge aus Nebel übergingen, der vom Rock River aufstieg. Die nackte Erde auf den Laufwegen der Baseball-Felder, die am Rand der zentralen Wiese lagen, war dunkel und hart vor

Feuchtigkeit. Die großen Schattenbäume hatten die meisten ihrer Blätter verloren, und die Herbstfarben bedeckten den Boden zwischen ihnen mit einem Flickenteppich aus Rot, Gold, Orange und Braun. Die Landschaft des Parks wurde von Spielgeräten aufgelockert, die wie bizarre Skulpturen wirkten, und auf den hölzernen Stützpfeilern und der Rutsche der Schlittenbahn glitzerte ein dünner Hauch von Rauhreif. Die Schranke am Eingang war herabgelassen, da die herbstlichen Öffnungszeiten bereits in Kraft getreten waren, die Fahrzeugen erst ab zehn Uhr den Zugang gestatteten. In der Ferne wurde ein einsamer Spaziergänger von einem ungestümen Irish Setter mitgezogen, der wie ein strahlender, rostroter Fleck durch den Dunst aus sanftem Licht und Nebel sprang.

Der Friedhof lag, abgegrenzt von einem Maschendrahtzaun, am Westende des Parks. Da sie im Park aufgewachsen waren, waren sie schon als Kinder über diesen Zaun geklettert – Robert, Cass Minter, Brianna Brown, Jared Scott und sie selbst. Über viele Jahre waren sie enge Freunde gewesen und hatten Abenteuer und Entdeckungen, Hoffnungen und Träume miteinander geteilt. Alles, bis auf die Wahrheit darüber, was Nest war.

Robert schob seine Hände in die Taschen und atmete einen Schwaden weißer Feuchtigkeit aus. »Wir hätten fahren sollen«, erklärte er.

Er ging vor ihr, hatte in typischer Robert-Art die Führung übernommen und wurde dabei nicht im mindesten davon abgeschreckt, daß sie größer und stärker war als er und zudem besser wußte, wohin sie gingen.

Sie mußte unfreiwillig lächeln. Robert würde auch noch die Führung übernehmen, wenn man ihm die Augen verband.

Sie erinnerte sich daran, wie sie ihm einst ihr tiefstes

Geheimnis anvertraut hatte. Es war einen Tag nach dem Abend gewesen, an dem sie ihn auf dem Weg zu der tödlichen Auseinandersetzung mit ihrem Vater abgehängt hatte. Er beharrte darauf, daß sie irgendetwas mit ihm angestellt hatte, und wollte wissen, was das gewesen war. Dies war der Preis, den er dafür verlangte, ihr zu helfen, zu Jared ins Krankenhaus zu gelangen. Sie hatte ihm die Wahrheit gesagt, daß sie Magie benutzt hatte. Sie drückte es auf eine Weise aus, die gedacht war, ihn im Zweifel zu lassen. Er konnte ihr weder glauben noch die Behauptung vollkommen von sich weisen. Diese Verwirrung hatte er nie auflösen können, und das war zum Teil der Grund, warum er sich zu ihr hingezogen fühlte, nahm sie an.

Aber es gab Unterschiede zwischen ihnen, die Robert noch nicht einmal ansatzweise verstehen konnte. Zwischen ihr und jedem anderen, den sie kannte, nachdem Granny jetzt tot war, denn Nest war die einzige, die über Magie verfügte, die einzige, die jemals Magie wirken konnte, und wahrscheinlich auch die einzige, die überhaupt jemals wissen würde, daß es Magie gab. Sie war die einzige, die damit geboren worden war, mit einem Vermächtnis, das über Generationen von den Freemark-Frauen weitergegeben worden war, das aber ebenso von ihrem dämonischen Vater stammte. Magie, die sie in einem Sekundenbruchteil rufen konnte und die manchmal auch ungebeten kam. Magie, die in ihrem Herzen und in ihrem Geist lebte, die ein Teil ihres Lebens war, den sie für alle Zeiten geheimhalten mußte, weil die Gefahr, die daraus erwuchs, daß andere davon wußten, viel größer war, als die Bürde allein zu tragen. Magie um zu heilen und Magie um zu vernichten. Sie kämpfte noch immer darum, es zu verstehen. Sie spürte noch immer, wie sie sich in ihr weiter entfaltete.

Nest blickte zu den Schatten der Bäume hinüber, die die

Klippen und den vor ihnen gelegenen Friedhof säumten, wo die Nacht noch in dunklen Flecken verharrte und die Fresser lauerten. Sie konnte keinen erblicken, aber sie spürte, daß sie da waren, auch wenn andere nichts davon bemerkten. Unsichtbar und unbekannt existierten die Fresser an den Rändern des Bewußtseins der Menschen. Waldschrate wie Pick halfen dabei, sie in Schach zu halten, indem sie daran arbeiteten, ein Gleichgewicht in der Magie aufrechtzuerhalten, die in allen Lebewesen vorhanden war und ihr Verhalten bestimmte. Doch Menschen hatten oftmals einen negativen Einfluß auf dieses Gleichgewicht und brachten es, meist ohne sich dessen bewußt zu sein, aus der Balance. Sie beeinflußten es durch ihr Verhalten und ihre Gefühle, veränderten es auf die gleiche sorglose, unbekümmerte Art, wie Erdrutsche es mit Landschaften taten.

Dies war die andere Welt, jene, zu der nur Nest allein Zugang hatte. Seit sie ein kleines Kind gewesen war, hatte sie sich bemüht, sie zu verstehen, Pick zu helfen, sie zu bewahren und einen Weg zu finden, sie mit jener Welt in Einklang zu bringen, die alle anderen bewohnten und für absolut festgefügt hielten. Dort, im Niemandsland zwischen dem Bekannten und dem Geheimen, war sie eine Anomalie, niemals ganz wie ihre Freunde, niemals ganz so wie andere Kinder.

»Du hast dein ganzes Leben in dem Haus deiner Großeltern verbracht«, sagte Robert plötzlich und hielt dabei die Augen entschlossen nach vorne gerichtet. Sie überquerten den Zufahrtsweg und kamen zu den Schattenbäumen und Fichten, die sich an die Picknickplätze anschlossen und zu dem Maschendrahtzaun und dem Friedhof führten. »Dieses Haus ist dein Heim, Nest. Wenn du es verkaufst, hast du kein Zuhause mehr.«

Sie stieß ihren Tennisschuh ins feuchte Gras. »Das weiß

ich, Robert.«

»Brauchst du das Geld?«

»Ich könnte es gebrauchen. Das Training und die Wettkämpfe sind teuer. Die Uni kommt nicht für alles auf.«

»Warum nimmst du dann nicht eine Hypothek auf? Warum verkaufen, wenn du es nicht tun mußt?«

Sie konnte es ihm nicht erklären, nicht einmal, wenn sie es den ganzen Tag versuchte. Es hatte mit dem zu tun, was sie war, und das war etwas, von dem Robert nichts wissen konnte, ohne ihr Leben gelebt zu haben. Sie wollte nicht einmal mit ihm darüber reden, weil es persönlich und privat war.

»Vielleicht will ich ein neues Zuhause«, sagte sie rätselhaft und verlieh damit plötzlich und unerwarteterweise den Gefühlen Ausdruck, die in ihr herumwirbelten. Sie konnte kaum die Tränen zurückhalten, als sie über den Ursprung dieses Aufruhrs in ihr nachdachte.

Ihre Freunde waren fort, alle außer Robert. Sie sah noch immer ihre Gesichter, aber sie sah sie nicht, wie sie am Ende ausgeschaut hatten, sondern wie sie mit vierzehn gewesen waren, als es geschienen hatte, als würde sich nichts in ihrem Leben jemals verändern. Sie sah sie so, wie sie in jenem letzten Sommer gewesen waren, den sie zusammen verbracht hatten, an jenem letzten Wochenende, bevor alles anders wurde – als sie einander nahegewesen waren und geglaubt hatten, daß sie es mit allem aufnehmen könnten.

Brianna Brown und Jared Scott waren im Jahr nach diesem Sommer fortgezogen. Brianna hatte Nest am Anfang noch geschrieben, doch die Zeit zwischen den Briefen war stetig größer geworden, und schließlich kam überhaupt keine Post mehr. Später hatte Nest gehört, daß Brianna

verheiratet war und ein Kind hatte.

Von Jared hatte sie nie wieder gehört.

Cass Minter war die gesamte High-School hindurch ihre engste Freundin geblieben. So verschieden sie beide in vielen Dingen waren, hatten sie doch immer ihre Gemeinsamkeit in einem ganzen Leben miteinander geteilter Erfahrungen und gegenseitigem Vertrauen gefunden. Cass hatte geplant, auf die University of Illinois zu gehen und Genetik zu studieren, aber zwei Wochen vor ihrem Schulabschluß war sie im Schlaf gestorben. Der Doktor sagte, es sei ein Aneuysma gewesen. Niemand hatte sein Vorhandensein geahnt.

Jared, Brianna und Cass – alle fort. Von ihren alten Freunden war damit nur noch Robert übriggeblieben, und am Ende ihres ersten Jahres an der Northwestern merkte Nest, wie auch sie bereits begann fortzudriften. Ihre Großeltern waren fort. Ihre Freunde waren fort. Selbst die Katzen, Mr. Scratch und Miss Minx, waren fort: der erstere war vor zwei Jahren an Altersschwäche gestorben und die andere nach Großvaters Tod zu einer Nachbarsfamilie gebracht worden. Nests Zukunft, so sinnierte sie, lag woanders. Ihr Leben führte in eine andere Richtung, und sie spürte, wie Hopewell immer weiter in der Vergangenheit zurückblieb.

Sie erreichten den Maschendrahtzaun und kletterten, ohne auch nur darüber nachzudenken, hinüber. Robert, der Nests Blumen hielt, während sie über den Zaun stieg, schnupperte kurz daran, bevor er sie ihr zurückgab. Seite an Seite gingen sie den gepflasterten Weg entlang, der sich zwischen den Reihen aus Grabsteinen und -schildern hindurchwand, und spürten, wie die Oktobersonne immer wärmer auf ihre Haut schien, während sie in den klaren Herbsthimmel aufstieg. Der Sommer mochte hinter ihnen

liegen und der Winter sich schnell nähern, aber an diesem Tag gab es keinen Makel.

Ihre Gedanken trieben dahin wie Wolken und kehrten zur Vergangenheit zurück. Sie hatte neue Freunde an der Hochschule gefunden, aber ihnen fehlte die Vergangenheit, die sie mit den alten geteilt hatte, und darüber kam sie einfach nicht hinweg.

Natürlich lebten die Petersons noch immer nebenan, und Mildred Walker wohnte am Ende der Straße. Reverend Emery leitete noch immer die Gottesdienste in der First Congregational Church, und ein paar der alten Kumpel ihres Großvaters trafen sich wie eh und je an jedem Morgen zu einem Kaffee bei Josie's, um Klatsch und Erinnerungen auszutauschen. Hin und wieder sah sie sogar Josie, aber da sie deren Unbehagen spürte und wußte, woher es rührte, hielt sie Abstand zu ihr. Auf jeden Fall gehörten all diese Leute einer anderen Generation an und waren eher die Freunde ihres Großvaters gewesen als die ihren.

Doch da gab es immer noch Pick. Und bis vor vielleicht einem Jahr hatte es auch Geist gegeben …

Robert verließ den Weg, um zwischen den Grabreihen hindurch direkt zu der Ruhestätte ihrer Großeltern zu gehen. War es nicht seltsam, sinnierte sie, während sie ihm gedankenverloren folgte, wie fremd ihr Hopewell vorkam? Kleinstädte sollten doch eigentlich so stabil und unveränderlich sein. Es war ein Teil ihres Charmes, eine ihrer Tugenden, daß sie immer sie selbst blieben, während in größeren Gemeinschaften ständig Umwälzungen vor sich gingen. Aber so fühlte sich Hopewell für sie überhaupt nicht an. Es schien sich auf eine Weise verändert zu haben, die nicht ihrer Erwartung entsprach, auf eine Weise, die nichts mit Bevölkerungswachstum oder wirtschaftlichen Schwankungen zu tun hatte. Diese Dinge waren immer

noch in etwa so wie vor fünf Jahren. Es war etwas anderes, etwas Ungreifbares, das, wie Nest vermutete, möglicherweise nur sie selbst beeinflußt hatte.

Vielleicht *war* sie es, die sich verändert hatte, und nicht die Stadt.

Sie gingen zu den Gräbern ihrer Großeltern, blieben bei den Namensschildern stehen und schauten auf die Hügel hinab, die vor ihnen lagen. Das von Granny war dicht und üppig mit dem herbstlichen Gras bedeckt; der Bewuchs auf Old Bobs Grab war noch spärlich, und das Erdreich hatte sich noch nicht gesetzt. Identische Grabsteine markierten ihre Ruhestätten. Nest las die eine Inschrift:

EVELYN OPAL FREEMARK,
GELIEBTE FRAU VON ROBERT
SCHLAFE BEI DEN ENGELN,
ERWACHE BEI GOTT.

Old Bob hatte den Text für Großmutters Grabstein ausgewählt, und Nest hatte ihn für den seinen einfach kopiert.

Gleich links daneben stand der Stein ihrer Mutter.

CAITLIN ANNE FREEMARK,
GELIEBTE TOCHTER & MUTTER.

Eine vierte Grabstelle, die bislang nur ein Stück Rasen war, war für Nest reserviert.

Sie musterte sie einen Augenblick gedankenverloren und machte sich dann daran, die Blumen, die sie mitgebracht hatte, zu verteilen. Sie verteilte sie sorgsam auf die drei metallenen Vasen, die auf Dreibeinen vor den Grabsteinen

standen. Robert sah ihr bei der Arbeit zu, ohne etwas zu sagen.

»Hol etwas Wasser«, sagte sie und zeigte auf den Wasserhahn und die Kanne, die sich ein paar Dutzend Meter entfernt an einem kleinen Betonbrunnen befanden.

Robert tat es und goß dann Wasser in jede der Vasen, wobei er sorgsam darauf achtete, Nests Arrangements nicht durcheinanderzubringen.

Gemeinsam betrachteten sie anschließend die Gräber, während die Sonne durch die Zweige der alten Schattenbäume schien, die sie mit Vorhängen aus durchbrochener Helligkeit umgaben.

»Ich erinnere mich an all die Male, wo deine Großmutter uns Kekse gebacken hat«, sagte Robert nach einer Minute. »Sie setzte uns immer an den Picknicktisch in eurem Garten und brachte uns einen gehäuften Teller und dazu Gläser mit kalter Milch. Sie sagte immer, daß ein Kind ohne Kekse und Milch nicht richtig heranwachsen könne. Das habe ich meiner Mutter nie erklären können. Sie war der Meinung, ohne Gemüse würde man nicht richtig heranwachsen.«

Nest grinste. »Granny hatte es auch sehr mit Gemüse. Bei diesen Lektionen warst du nur nie dabei.«

»An Weihnachten haben wir immer in eurer Küche Kekse gebacken. Alles war voller Teigklumpen und Keksbleche und Ausstanzformen und Zuckerguß und kleiner Flaschen mit Streusel und was nicht noch alles. Wir haben ihre ganze Küche verwüstet, und sie hat nicht einmal mit der Wimper gezuckt.«

»Ich erinnere mich an die Keksbäckerei für Gebäckverkäufe.« Nest schüttelte den Kopf. »Für die Kirche, für das Rote Kreuz, für wen auch immer. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als würde ich das jedes zweite Wochenende

machen. Granny hatte nie etwas dagegen, auch nicht, als sie aufhörte, in die Kirche zu gehen.«

Robert nickte. »Deine Großmutter brauchte nie zur Kirche zu gehen. Ich glaube, Gott hat ihr wahrscheinlich gesagt, daß sie nicht hingehen müsse und das er statt dessen zu ihr käme.«

Nest blickte ihn an. »Das hast du sehr schön gesagt, Robert.«

Er schürzte die Lippen und zuckte mit den Schultern. »Ja, na ja, ich versuche nur, deine Gunst wiederzuerlangen. Außerdem mochte ich deine Großmutter. Ich dachte immer, wenn es zu Hause mal ein wenig zu heftig würde, wenn es zu schlimm würde, daß ich einfach zu euch ziehen könnte, wenn ich das wirklich wollte. Sicher, du und dein Großvater hätten vielleicht Einwände gehabt, aber deine Großmutter hätte mich sofort aufgenommen. Das dachte ich jedenfalls.«

Nest nickte. »Das hätte sie wahrscheinlich auch getan.«

Robert verschränkte die Arme vor der Brust. »Du kannst dein Haus nicht verkaufen, Nest. Weißt du auch, warum? Weil deine Großmutter noch immer darin ist.«

Nest schwieg einen Moment. »Das glaube ich nicht.«

»Doch, das ist sie. Sie ist in jedem Zimmer und in jedem Schrank, in jeder Ecke und unter jedem Teppich, unten im Keller und oben auf dem Speicher. Dort ist sie, Nest. Wo sollte sie denn sonst sein?«

Nest antwortete nicht.

»Oben im Himmel, wo sie auf einer Harfe klimpert? Das kann ich mir nicht vorstellen. Zu langweilig. Und sie würde auch nicht auf einer Wolke herumschweben. Nicht deine Großmutter. Sie ist in diesem Haus, und ich finde nicht, daß du von ihr fortziehen solltest.«

Nest fragte sich, was Robert sagen würde, wenn er die Wahrheit kennen würde. Sie fragte sich, was er sagen würde, wenn er wüßte, daß die Sünden ihrer Großmutter aus ihrer Jugendzeit ein Verderben über ihre Familie gebracht hatten, das ihn entsetzen würde, daß Granny nachts wie ein wildes Wesen durch den Park getobt war, daß sie mit den Fressern gerannt war und ihre Magie auf gefährliche Weise benutzt hatte, daß ihre Begegnung mit einem Dämon sowohl ihren eigenen als auch den Tod von Nests Mutter verursacht hatte. Würde er dann immer noch denken, daß sie in ein Jenseits voller Frieden und Licht gehörte, oder hielte er es für angemessener, sie an einen Ort zu verbannen, der zur Buße besser geeignet war?

Sie bedauerte den Gedanken sofort. Diese Art von Grübelei war zu unnachsichtig und harsch, aber dennoch konnte sie sie nicht völlig von sich weisen.

Konnte zudem nicht Roberts Einschätzung des Wertes von Grannys Leben nicht ebenso zutreffend sein wie ihre?

Robert räusperte sich, um ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Sie schaute ihn an. »Ich werde darüber nachdenken«, sagte sie.

»Gut. Denn da stecken eine Menge Erinnerungen in dem Haus, Nest.«

Ja, das tun sie, dachte sie und ließ ihren Blick zu den sonnenbeschienenen Bäumen schweifen, zwischen deren dunklen Zweigen das blaue Glitzern des Flusses zu erkennen war. Doch nicht alle diese Erinnerungen wollte sie behalten, und vielleicht waren Erinnerungen auch gar nicht genug. Erinnerungen fehlte die Substanz, und es bestand immer die Gefahr, sich ihnen allzu bereitwillig hinzugeben. Man durfte sich nicht zu eng an etwas binden, das man niemals zurückbekommen konnte.

»Weißt du, ich würde es nicht verkaufen, wenn es mir gehören würde«, beharrte Robert. »Ich würde es nicht verkaufen, wenn es nicht unbedingt sein müßte.«

Er strapazierte ihre Geduld und verärgerte sie mit seinem Beharren, die Entscheidung für sie fällen zu wollen, und mit der Annahme, sie könnte die Sache nicht ebenso sorgfältig durchdenken wie er und brauchte seinen Rat. Es war typisch Robert.

Sie blickte ihn finster an und forderte ihn wortlos heraus weiterzureden. Es sprach für ihn, daß er es nicht tat. »Gehen wir«, sagte sie.

Schweigend durchquerten sie den Friedhof, kletterten zum zweiten Mal über den Zaun und gingen durch den Park. Die Schranke war jetzt geöffnet, und ein paar Wagen waren bereits hindurchgefahren. Ein, zwei Familien spielten bei den Schaukeln, und auf einem sonnigen Fleck gegenüber den Begräbnishügeln der Sinnissippi wurde ein Picknick vorbereitet. Nest mußte plötzlich an Two Bears denken, an O'olish Amaneh, den letzten der Sinnissippi. Sie hatte schon lange nicht mehr an ihn gedacht. Fünf Jahre lang hatte sie ihn nicht gesehen. Hin und wieder fragte sie sich, was aus ihm geworden war. So, wie sie sich auch fragte, was aus John Ross geworden war, dem Ritter des Wortes.

Die Erinnerungen durchströmten sie.

An der Hecke, die ihren Garten begrenzte, beugte sie sich impulsiv hinüber und gab Robert einen Kuß auf die Wange. »Danke, daß du vorbeigekommen bist. Das war lieb von dir.«

Robert sah verwirrt aus. Er hatte seinen Abschied bekommen und war noch nicht bereit dafür. »Oh, ähm, hast du Pläne für den Rest des Tages oder irgendwas?«

»Oder irgendwas?« wiederholte sie.

»Na ja, Mittagessen vielleicht. Du weißt, was ich meine.«

Das wußte sie ganz genau. Sie wußte es besser als er selbst. Robert würde sich niemals ändern. Das Beste, was sie für sie beide tun konnte, war, ihn nicht zu ermutigen.

»Ich rufe dich an, falls ich nachher ein bißchen Zeit habe, okay?«

Es mußte natürlich okay sein, also zuckte Robert mit den Schultern und nickte. »Falls nichts daraus wird, sehe ich dich an Thanksgiving. Oder an Weihnachten.«

Sie nickte. »Ich schreibe dir von der Uni. Studiere fleißig, Robert. Ich muß wissen, daß du uns anderen da draußen ein Beispiel gibst.«

Er grinste und hatte wieder ein wenig von seiner Lässigkeit zurückgewonnen. »Es ist eine schwere Bürde, aber ich werde mein Bestes tun.« Er schritt auf den Park zu. »Bis bald, Nest.« Er warf das lange, blonde Haar zurück und winkte ihr fröhlich zu.

Sie sah ihm nach, wie er den Feldweg hinabging, der hinter ihrem Garten entlangführte, und dann quer durch den Park zu seinem Haus abbog, das hinter dem Wald am Ostende lag. Er wurde kleiner und kleiner und verschwand allmählich in der Ferne. Es war, als würde sie ihrer Vergangenheit zusehen, die vor ihren Augen verblaßte. Selbst wenn sie ihn Wiedersehen würde, wäre es nicht mehr dasselbe. Das wußte sie instinktiv. Sie würden dann andere Menschen sein, die andere, unterschiedliche Leben führten, und es würde keine Rückkehr zu der Kindheit geben, die sie miteinander verbracht hatten.

Es schnürte ihr die Kehle zu, und sie holte tief Luft. *Oh, Robert!*

Sie wartete noch einen Moment und ließ ein letztes Mal die Erinnerungen in sich hochsteigen. Dann wandte sie sich ab.

Kapitel 3

Als sich Nest durch die Hecke zu ihrem Garten zwängte, fiel Pick mit einem betonten Grunzen aus den Zweigen auf ihre Schulter herab.

»Der Knabe ist verschossen in dich. Mächtig verschossen.«

Picks Stimme war quengelnd und dünn, und wenn er sprach, klang er wie eine dieser zotteligen Gestalten aus der *Sesamstraße*. Nest dachte, daß er nicht mehr so selbstgefällig wäre, wenn er einmal seine Stimme auf Tonband hören würde.

»Sie sind doch alle in mich verschossen«, wich sie seiner Stichelei aus und ging auf den Gartentisch zu. »Wußtest du das nicht?«

»Nein, das wußte ich nicht. Aber wenn der da noch mehr dahinschmilzt, kann man ihn zu einer Kerze verarbeiten.« Pick schnaubte. »Klassischer Fall von jugendlichem Hormon-Ungleichgewicht.«

Sie lachte. »Seit wann kennst du dich denn mit jugendlichem Hormon-Ungleichgewicht‹ aus? Hast du mir nicht mal erzählt, du wärst aus einer Hülse geboren worden?«

»Das heißt nicht, daß ich mich bei Menschen nicht auskenne. Du scheinst anzunehmen, daß ich überhaupt nichts in meinem Leben gelernt habe, was? Da ich ungefähr zehnmal so alt bin wie du, ist es wohl statthaft, davon aus-

zugehen, daß ich sogar eine ganze Menge mehr gelernt habe als du!«

Sie setzte sich rittlings auf eine der Gartenbänke, und Pick glitt ihren Arm hinab, sprang vor ihr auf den Tisch und stellte sich mit in die Hüfte gestemmten Händen und trotzig blitzenden Augen vor sie hin. Auf den ersten Blick sah er wie eine ganze Zahl unterschiedlicher Dinge aus – er schien ein seltsames Stück Strandgut zu sein oder etwas, das von einer Tanne abgefallen oder von einer alten Zeder abgerissen worden war. Bei einem zweiten Blick schien er eine schlecht gebastelte Kinderpuppe zu sein, die aus Baumteilen zusammengeschustert worden war. Von Kopf bis Fuß war er von einer dicken Borke umgeben, und an den verschiedenen Winkeln und Ritzen, die seine Gelenke bildeten, sprossen winzige Blätter. Tatsächlich war er jedoch ein Waldschrat, fünfzehn Zentimeter hoch und so von sich selbst eingenommen, daß Nest sich manchmal wunderte, daß er bei dem ganzen Aufgeblase nicht einfach davonschwebte. Er hörte niemals auf zu reden, und in den vielen Jahren, die sie ihn kannte, hatte er so gut wie nie aufgehört, sich zu bewegen. Er war voller Energie und guter Ratschläge, und er hatte die Tendenz, sie mit beidem zu überschütten.

»Wo warst du?« verlangte er zu wissen und war sichtlich verärgert darüber, daß er auf ihre Rückkehr hatte warten müssen.

Sie strich ihr zimtfarbenes Haar zurück und schüttelte den Kopf über ihn. »Wir sind zum Friedhof hinübergegangen und haben Blumen auf die Gräber meiner Großeltern und meiner Mutter gelegt. Was ist überhaupt dein Problem?«

»*Mein* Problem?« brauste Pick auf. »Nun, da du schon danach fragst, *mein* Problem ist, daß ich auf diesen ganzen

Park aufpassen muß, auf die ganzen achtzig Hektar, und ich muß es *ganz alleine* tun! Nun könntest du sagen: ›Aber das ist dein Job, Pick, also worüber beklagst du dich?‹ Das stimmt ja auch, nicht wahr? Aber es gab einmal eine Zeit, da hatte ich ein wenig Hilfe von einer gewissen jungen Dame, die in diesem Haus lebte. Na, wie war doch gleich ihr Name? Ich habe es vergessen, so lange ist es her, daß ich sie zuletzt gesehen habe.«

»Oh, bitte«, stöhnte Nest.

»Klar, für dich ist es leicht, einfach zu deiner tollen Uni und deinem anderen Leben zu gehen, aber für einige von uns haben die Worte ›Verpflichtung‹ und ›Verantwortlichkeit‹ noch eine Bedeutung.« Er stampfte hart auf dem Tisch auf. »Ich dachte, das mindeste, was du tun könntest, wäre, ein *wenig* Zeit an diesem Wochenende, an diesem *einzigen* Wochenende im *gesamten* Herbst, an dem du großzügigerweise nach Hause gekommen bist, mit mir zu verbringen! Aber nein, ich habe dich nicht einmal fünf Minuten zu Gesicht bekommen! Statt nach mir zu sehen, verschwindest du ja lieber mit diesem Heppler-Knaben! Ich hätte auch mit dir zu den Gräbern gehen können, weißt du? Das hätte ich sogar sehr gerne getan. Deine Großmutter war auch meine Freundin, und ich vergesse meine Freunde nicht …« Er brach bedeutungsvoll ab.

»Anders als gewisse andere Leute«, beendete sie den Satz für ihn.

»Das wollte ich nicht sagen.«

»Oh, jedenfalls nicht sofort.« Sie seufzte. »Robert ist gekommen, um sich für sein Benehmen im vergangenen Frühling bei der Beerdigung zu entschuldigen.«

»Oh, das. Verflixt.« Pick wußte sofort, worum es ging. Die beiden mochten sich streiten wie Hund und Katz, aber

sie vertrauten einander dennoch alles an.

»Daher mußte ich ein wenig Zeit mit ihm verbringen, und ich dachte, es könnte nichts schaden, wenn wir zum Friedhof hinüberspazieren. Ich habe mir den ganzen restlichen Tag dafür aufgehoben, dir bei der Arbeit zu helfen, in Ordnung? Also hör auf, dich zu beklagen.«

Er hob seine zweigartigen Hände. »Zu spät. Viel zu spät.«

»Um aufzuhören, sich zu beklagen?«

»Nein! Um zu arbeiten!«

Sie beugte sich vor, so daß ihr Gesicht dicht vor seinem war. Es war ein wenig, als würde sie einen Käfer mustern. »Wovon redest du? Es ist noch nicht einmal Mittag. Ich muß erst heute abend zurückfahren. Warum ist es zu spät?«

Er verschränkte seine stockartigen Arme vor der schmalen Brust, legte sein Gesicht in Falten und ließ seinen Blick zum Park hinüberschweifen. Sie fragte sich immer, wie er seine Züge derart verziehen konnte, obwohl sie aus Holz bestanden, aber da er solche Fragen als Einbruch in seine Privatsphäre zu betrachten pflegte, hatte sie niemals den Mut gehabt, ihn darauf anzusprechen. Sie wartete geduldig, während er seufzte, sich räusperte und fahrig herumlief.

»Da ist jemand, der dich sprechen will«, verkündete er schließlich.

»Wer?«

»Ich denke, das solltest du lieber selbst sehen.«

Sie blickte ihn einen Moment forschend an. Er wich ihrem Blick aus, und ein kalter Schauer durchfuhr sie. »Jemand von früher?« fragte sie ruhig. »Von damals, als mein Vater …«

»Nein, nein!« Er hob hastig die Hände, um ihre Befürchtungen zu beschwichtigen. »Niemand, den du bereits

kennst. Niemand von damals. Aber …« Er brach ab. »Ich kann dir nicht sagen, wer es ist, ohne da tiefer mit hineinzugeraten, als mir lieb ist. Ich habe darüber nachgedacht, und es ist besser, du kommst mit und stellst deine Fragen dort.«

Sie nickte. »Wo soll ich meine Fragen stellen?«

»Unten an der Bucht, unterhalb des Waldes. Dort wartet sie.«

Sie. Nest runzelte die Stirn. »Und wann ist *sie* dort hingekommen?«

»Früh am heutigen Morgen.« Pick seufzte. »Ich wünschte nur, diese Dinge würden nicht immer so plötzlich passieren. Ich wünschte, man hätte mir vorher Bescheid gegeben. Es ist auch ohne diese ständigen Störungen schwer genug, meine Arbeit zu tun.«

»Nun, vielleicht dauert es nicht lange«, meinte sie und versuchte, sein offenkundiges Unbehagen zu lindern. »Wenn es so ist, können wir noch ein ganzes Stück Arbeit im Park erledigen, bevor ich zurückfahren muß.«

Er stritt nicht einmal über diesen Punkt. Sein Ärger war verpufft, sein Feuer erloschen. Er starrte einfach nur ins Nichts und nickte.

Nest richtete sich auf. »Pick, es ist ein wunderschöner Oktobermorgen voller Sonnenschein. Der Park hat nie besser ausgesehen. Ich habe keinen einzigen Fresser gesehen, also befindet sich die Magie mehr oder weniger im Gleichgewicht. Du hast deine Arbeit gut gemacht, auch ohne meine Hilfe. Jetzt entspann dich wenigstens mal für fünf Minuten.«

Sie griff nach ihm, nahm ihn vom Tisch und setzte ihn auf ihre Schulter. »Komm schon, machen wir einen Spaziergang zum Wald hinüber.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, stand sie auf, ging zur Hecke hinüber und zwängte sich durch sie hindurch in den Park. Die Sonne schien aus einem wolkenlosen Himmel herab und erfüllte die Morgenluft mit dem blassen, ausgewaschenen Licht, das es nur im Spätherbst gab. Es lag eine gewisse Schärfe in der Luft, ein Vorzeichen, daß der Winter im Anmarsch war, aber da war auch der Geruch von getrocknetem Laub und gemähtem Gras, der sich mit den würzigen Essensdüften vermengte, die von Holzkohlengrills und aus den Küchenfenstern der am Park gelegenen Häuser aufstiegen. Immer mehr Wagen hatten sich auf den Parkplätzen und Stellflächen unter den Bäumen eingefunden, und Familien packten Picknickkörbe aus, tobten mit ihren Hunden herum und warfen sich auf den offenen Grasflächen Frisbee-Scheiben zu.

An solchen Tagen, dachte sie lächelnd, konnte sie sich fast vorstellen, niemals fortzugehen.

»Pick, wenn wir heute nicht mehr dazu kommen, werde ich am nächsten Wochenende wiederkommen«, verkündete sie spontan. »Ich weiß, daß ich dir nicht soviel geholfen habe, wie ich hätte tun sollen. Ich habe zugelassen, daß andere Dinge dazwischengekommen sind, und das hätte nicht passieren dürfen. Das hier ist viel wichtiger.«

Er ritt schweigend auf ihrer Schulter und war anscheinend noch nicht bereit, besänftigt zu werden. Sie schaute heimlich zu ihm hinunter. Er schien nicht wütend zu sein. Er sah nur einfach abwesend aus, als würde er durch ihre Worte hindurch etwas anderes wahrnehmen.

Nest wanderte über die zentrale offene Fläche zu dem Parkplatz, der für die Baseball-Felder gedacht war, die am anderen Ende des Parks lagen, überquerte die Straße und drang in den Wald ein. Die Schlittenbahn stand da und wartete auf den Winter. Die letzten Abschnitte der hölzer-

nen Rutsche und die Leiter, die zur Abfahrtplattform hinaufführte, waren noch in einem Lagerschuppen weggesperrt, damit keine Kinder hinaufklettern und herunterfallen konnten, bevor der Schnee da war. Es half natürlich nicht viel. Kinder kletterten an allem hinauf, wo sie irgendwie Halt fanden, ob es zu diesem Zweck gedacht war oder nicht, und das Fehlen der Stufen machte die Herausforderung nur umso verlockender. Nest lächelte. Sie hatte es selbst häufiger getan, als sie zählen konnte. Aber sie befürchtete, daß eines Tages ein Kind hinunterfallen würde. Die Eltern würden klagen, und das wäre dann das Ende; die Bahn würde abgebaut werden.

Sie wanderte durch den hügeligen Wald, der den Anfang des Ostteils des Parks markierte, und war jetzt mit Pick allein eingehüllt in die Stille der großen Harthölzer. Die Bäume erhoben sich mit nackten Zweigen und skelettartig vor dem herbstlichen Himmel, hatten ihre Blätter verloren und warteten auf das Nahen des Winters. Ihre Farben waren noch nicht vollständig verblaßt, und das herabgefallene Laub bildete einen dicken Teppich auf dem Boden, der noch feucht und weich vom Morgentau war. Sie richtete ihren Blick nach vorne zu dem dichten Durcheinander aus Zweigen, Gestrüpp und Schatten. Der Wald wirkte widerborstig und feindselig. Alles sah aus, als wäre es in Stacheldraht gewickelt.

Ihre langen Beine trugen sie rasch voran, als sie zu dem Bach hinabstieg, der sich durch den Wald wand und in die Bucht ergoß. Wieviel größer ihr der Park erschienen war, als sie noch ein Kind gewesen und in ihm aufgewachsen war. Manchmal wirkte ihr Heim ebenso auf sie – als wäre es zu klein für sie geworden. Sie nahm an, dies traf auf die gesamte Welt ihrer Kindheit zu – daß sie aus ihr herausgewachsen war, daß sie mehr Raum brauchte.

»Wie weit ist es noch?« fragte sie, als sie die Holzbrücke überquerte, die über den Bach führte, und die Böschung zum undurchdringlichen Wald hinaufstieg.

»Halt dich rechts«, grunzte er.

Sie bog in Richtung der Bucht ab und folgte dabei dem Waldrand. Ohne es zu wollen, warf sie einen Blick zu dem dichten Gehölz hinüber, wie sie es immer tat, jedesmal, wenn sie hierherkam, und erinnerte sich an das, was hier vor fünf Jahren geschehen war. Manchmal hatte sie es ganz deutlich vor Augen, sah ihren Vater und John Ross und den Maentwrog. Manchmal konnte sie sogar Geist sehen.

»Gab es irgendeine Spur von ihm?« fragte sie plötzlich, und die Worte sprudelten ihr von den Lippen, bevor sie es sich anders überlegen konnte.

Pick verstand, worüber sie redete. »Nichts. Nicht, seit …«

Nicht, seit sie vor zwei Sommern achtzehn geworden war, ergänzte sie, als er abbrach. Das war das letzte Mal gewesen, daß einer von ihnen Geist gesehen hatte. Nach so vielen Jahren, in denen er immer in ihrer Nähe gewesen war, schien es nicht möglich zu sein, daß er fort war. Ihr Vater hatte den Geisterwolf aus seiner finsteren Magie heraus erschaffen, um als Beschützer für seine Tochter zu dienen, zu der er eines Tages zurückkehren wollte. Geist hatte auf sie aufpassen sollen, solange sie heranwuchs. Die ganze Zeit über, in der sie mit Pick daran gearbeitet hatte, die Magie im Gleichgewicht zu halten und die Fresser daran zu hindern, Kinder in den Park zu locken, hatte er über sie gewacht. Doch Granny hatte seine wahre Aufgabe erkannt und ihn mit ihrer eigenen Magie auf solche Weise verändert, daß Geist ihren Vater vernichtete, als er zurückkam, um Nest zu sich zu holen.

Durch das dunkle Gewirr der Bäume hindurch sah sie es jetzt alles wieder vor sich. Die Nacht hüllte den dunklen Wald ein, und auf den Hängen des Parks, hinten bei der Schlittenbahn, explodierten Feuerwerkskörper zu Ehren des Vierten Juli in einem Schauer leuchtender Farben und donnernder Kracher. Die weiße Eiche, in der der Maentwrog gefangengehalten war, war zerborsten und das Monster selbst zu Asche verbrannt. Verwundet und erschöpft lag John Ross reglos auf der verkohlten Erde. Nest sah sich ihrem Vater gegenüber, der mit ausgestreckter Hand und beruhigenden, schmeichelnden Worten auf sie zukam. *Du gehörst zu mir. Du bist mein Fleisch und Blut.*

Und Geist, der aus der Nacht hervorbrach wie ein Schnellzug, der aus einem Tunnel geschossen kam …

Sie war vierzehn gewesen, als sie die Wahrheit über ihren Vater erfahren hatte. Und über ihre Familie. Und über sich selbst. Geist war auch danach als ihr Beschützer dageblieben, eine schattenhafte Gestalt im Park, die sich im Verlauf der nächsten Jahre nur selten zeigte, aber immer zur Stelle war, wenn die Fresser zu nahe rückten. Hin und wieder kam er ihr weniger real vor, wenn er aus den Schatten auftauchte, weniger massiv, als sie sich erinnerte, aber das erschien ihr albern.

Als sie sich jedoch ihrem achtzehnten Geburtstag näherte, wurde Geist bleich und durchscheinend und verschwand schließlich komplett. Es geschah schnell. An einem Tag war er noch wie immer, sein starker Körper massiv und zerzaust, die tigerartige grauschwarze Gesichtszeichnung wild und bedrohlich, und am nächsten verblaßte er zu nichts. Er war schließlich tatsächlich zu dem Geist geworden, als der er immer erschienen war.

Das letzte Mal, als sie ihn gesehen hatte, war sie bei Sonnenuntergang durch den Park gewandert, als er uner-

wartet aus dem Schatten auftauchte. Er war bereits so unwirklich gewesen, daß sie durch ihn hindurchschauen konnte. Sie hielt an, und er lief direkt auf sie zu, kam so dicht an ihr vorbei, daß sie spürte, wie sein rauhes Fell sie streifte. Sie blinzelte, erstaunt über die unerwartete Berührung, und als sie sich zu ihm umdrehte, war er bereits verschwunden.

Seither hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Ebensowenig wie Pick. Das war jetzt fast anderthalb Jahre her.

»Was meinst du, wo er hin ist?« fragte sie ruhig.

Pick, der schweigend auf ihrer Schulter ritt, zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht.«

»Jedenfalls ist er am Ende einfach verschwunden, nicht wahr?«

»So sah es jedenfalls aus.«

»Also war er vielleicht einfach aufgebraucht.«

»Möglicherweise.«

»Nur daß du mir gesagt hast, daß Magie sich nie verbraucht. Du hast mir erzählt, daß es wie mit Energie ist; sie wird umgewandelt. Wenn Geist also umgewandelt wurde, in was wurde er dann umgewandelt?«

»Verflixt, Nest!«

»Hast du irgendeine Veränderung im Park bemerkt?«

Der Waldschrat zupfte an seinem Bart. »Nein, nichts.«

»Wo also ist er hingegangen?«

Pick wandte sich ihr zu. »Weißt du was? Wenn du ein wenig mehr Zeit darauf verwenden würdest, mir hier im Park zu helfen, könntest du dir diese Frage vielleicht selbst beantworten, statt mich damit zu nerven! Jetzt dreh dich nach links, geh zum Flußufer hinunter und hör auf, mich irgendwelche Sachen zu fragen!«

Sie folgte seinen Anweisungen, grübelte dabei aber wei-

ter über das Geheimnis von Geist nach. Sie überlegte, daß er, nachdem sie erwachsen geworden war und er seinen Zweck erfüllt hatte, möglicherweise wieder zu der Form zurückgekehrt war, die er besessen hatte, bevor er zu ihrem Beschützer gemacht worden war. Ja, das war es vielleicht.

Aber ihre Zweifel blieben.

Sie erreichte das Ufer und hielt an. Die Bucht breitete sich vor ihr als eine ausgedehnte Wasserfläche aus, die von dem Damm gestaut wurde, auf dem die Schienen für die Frachtzüge verliefen, die von Chicago aus nach Westen fuhren. Am Ufer wuchsen Schilf und Teichkolben in dichten Büscheln, und in den seichten Zuflüssen, die die Böschung durchbrachen, stand das Wasser und war mit Treibgut bedeckt. Hier, wo die schnelle Strömung des Rock River fehlte, bewegte sich das Wasser nur wenig.

Sie blickte zu Pick hinab. »Was jetzt?«

Er deutete, ohne etwas zu sagen, nach rechts.

Sie drehte sich um und starrte überrascht das Tatterdemalion an. Sie hatte in ihrem Leben nur eine Handvoll dieser Wesen gesehen, und dann immer nur für wenige Sekunden, aber sie wußte sofort, daß sie es hier mit einem zu tun hatte. Es befand sich nur knapp ein Dutzend Meter entfernt und wirkte vage und flüchtig im bleichen Herbstlicht. Durchscheinende Kleidung und seidiges Haar hingen in Strähnen und Streifen von Körper und Gliedern, als stünden sie kurz davor, vom Wind davongeblasen zu werden. Die Gesichtszüge des Tatterdemalions waren kindlich und gepeinigt. Dieses war ein Mädchen. Ihre flachen Augen lagen in Höhlen, die von starken Ringen umgeben waren, und die Rosenknospe ihres Mundes saß auf einem eingesunkenen Gesicht. Ihre Haut hatte die Farbe und Beschaffenheit von Pergament. Sie hätte eine Ausreißerin sein können, die seit Tagen nichts gegessen hatte und noch

immer von dem verschreckt war, vor dem sie geflohen war. Sie hatte diesen gewissen Ausdruck im Gesicht. Aber Tatterdemalions waren nichts dergleichen. Sie waren nicht wirklich Kinder, geschweige denn Ausreißer. Sie waren nicht einmal Menschen.

»Bist du Nest Freemark?« fragte das Wesen mit sanfter, lispelnder Kinderstimme.

»Das bin ich«, antwortete Nest und riskierte einen schnellen Blick zu Pick hinab. Der Waldschrat hatte seine Stirn in die tiefsten Falten gelegt, die sie je bei ihm gesehen hatte, und beugte sich auf ihrer Schulter in einer kampfbereiten Haltung nach vorn. Sie hatte die plötzliche Vorahnung, daß er versuchte, sie zu beschützen.

»Mein Name ist Ariel«, sagte das Tatterdemalion. »Ich habe eine Botschaft von der Lady für dich.«

Nests Kehle wurde trocken. Sie wußte, wer die Lady war. Die Lady war die Stimme des Wortes.

»Ich wurde zu dir gesandt, um dir von John Ross zu berichten«, sagte Ariel.

Natürlich. John Ross. Sie hatte früher an diesem Morgen zum ersten Mal seit Wochen an ihn gedacht. Sie rief ihn sich wieder vor Augen: rätselhaft und einfallsreich, eine Mixtur aus Licht und Dunkelheit. Nachdem ihr Vater vor fünf Jahren vernichtet worden war, war er aus Hopewell und ihrem Leben verschwunden. Vielleicht hatte sie ihn sich unabsichtlich zurückgewünscht. Vielleicht war das der Grund, daß seine Erwähnung ihr irgendwie unvermeidlich vorkam.

»John Ross«, wiederholte sie, als würden die Worte die Erinnerung an ihn lebendiger machen.

Ariel stand bewegungslos in einer Mischung aus Schatten und Sonnenlicht, als sei sie wie ein Schmetterling an

ein Brett gepinnt. Als sie sprach, war ihre Stimme wie ein leises Rauschen im Schilf und dabei vage melodisch, erfüllt von dem Geräusch des Windes, der durch Bäume voller neugesprossener Blätter streicht.

»Er ist in Ungnade gefallen«, sagte sie zu Nest Freemark, und die dunklen Augen bohrten sich in sie. »Hör mich an, und ich werde dir berichten, was aus ihm geworden ist.«

Kapitel 4

Wie fast alles, seit John Ross ein Ritter des Wortes geworden war, begann seine Vernichtung mit einem Traum.

Seine Träume handelten immer von der Zukunft, von einer düsteren und grausamen Zukunft, in der das Gleichgewicht der Magie sich so drastisch verschoben hatte, daß die Zivilisation sich am Rand der Auslöschung befand. Die Leere hatte die Oberhand über die Welt errungen, das Gute hatte den ewigen Kampf mit dem Bösen verloren, und die Menschheit war zu einem jämmerlichen Schatten des strahlenden Ideals geworden, auf das sie sich einst zubewegt hatte. Die Menschen waren zu Jägern und Gejagten reduziert worden. Erstere wurden von Dämonen geleitet und von Fressern angetrieben, letztere verschanzten sich in festungsartig ausgebauten Städten und verstreuten Außenposten inmitten einer Landschaft, die zu Ruinen und Ödnis verkommen war. Einst-Menschen und ihre Beute – beide waren aus demselben Fleisch und Blut, doch wurden sie getrennt durch die unterschiedlichen und gegensätzlichen Moralvorstellungen, denen sie huldigten, und durch die unauslöschlichen Spuren, die ihre Lebensart hinterlassen

hatte. Es hatte über ein Jahrzehnt gedauert, doch am Ende waren Regierungen gestürzt und Nationen zerfallen, Armeen hatten sich aufgelöst, und die Völker waren weltweit in einen Zustand der Barbarei zurückgefallen, wie es sie zuletzt lange vor Christi Geburt gegeben hatte.

Diese Träume wurden John Ross aus einem bestimmten Grund gesandt. Es war die Aufgabe eines Ritters des Wortes, den Lauf der Geschichte zu verändern. Die Träume waren eine Mahnung vor dem, was eintreten würde, wenn er versagte. Zudem halfen sie jedoch auch, jene entscheidenden Ereignisse zu finden, die der Ritter im wachen Zustand verändern mußte. Mit der Zeit hatte John Ross einiges über die Träume gelernt. Sie enthüllten stets Ereignisse, die geschehen würden, und zwar zumeist innerhalb von wenigen Monaten. Diese Ereignisse wurden immer von Männern und Frauen ausgelöst, die unter dem Einfluß der Dämonen standen, die der Leere dienten. Und die Männer und Frauen, die jene schrecklichen Dinge begehen würden, durch die auf unterschiedliche, wachsende Weise die Richtung beeinflußt wurde, in die die Menschheit trieb, konnten stets aufgespürt werden.

Doch trotz alledem gab es eine Grenze für das, was ein Ritter des Wortes ausrichten konnte, und John Ross entdeckte dies mit gnadenloser Härte in San Sobel.

In seinem Traum reiste er auf dem Weg zu einem bewaffneten Lager in San Francisco durch die Alptraumlandschaft nach dem Zusammenbruch der Zivilisation.

Er kam aus Chicago, wo ein anderes Lager dem Ansturm von Dämonen und Einst-Menschen zum Opfer gefallen war, wo er vergebens darum gekämpft hatte, die Stadt zu retten, und wo er Zeuge gewesen war, wie ein weiteres kleines Licht erloschen war, ausgeblasen von einer stetig wachsenden Dunkelheit. Tausende waren gestorben, und Tausende

mehr waren zu Arbeits- und Zuchtzwecken in die Sklavenpferche verschleppt worden. Er war nach San Francisco gekommen, um zu verhüten, daß dies erneut geschah. Er wußte, daß sich eine neue Armee zusammenballte und nach Westen zog, um die Bay Area anzugreifen und den vagen Halt, den das Überleben der Menschheit noch besaß, weiter zu verringern. Er würde erneut auf jene einreden, die etwas zu sagen hatten, und wußte sehr gut, daß sie sich wahrscheinlich weigern würden, ihm zuzuhören. Sie würden ihm mißtrauen und seine Motive in Frage stellen. Sie wußten nur, daß ihre Vergangenheit verloren war und ihre Zukunft zu einem immer schlimmeren Alptraum geworden war. Hin und wieder hörte jemand auf ihn. Hin und wieder mochte eine Stadt gerettet werden. Doch die Zahl seiner Erfolge schwand rapide unter der immer größer werdenden Macht der Kräfte der Leere. Das Ergebnis war unausweichlich; es war vorherbestimmt gewesen, seit er vor vielen Jahren zum Ritter des Wortes geworden war. Seine Niederlagen damals hatten in Stein gemeißelt, wie die Zukunft aussehen mußte. Selbst mit seinen entschlossenen Bemühungen, die verhaßten Buchstaben auszumerzen, zögerte er das Unvermeidliche nur heraus. Und doch machte er weiter, denn das war alles, was ihm noch zu tun geblieben war.

Der Traum begann in der Stadt San Sobel, südwestlich des Mission-Peak-Naturparks unterhalb von San Francisco. Es war eine gewöhnliche kleine Stadt, nur eine weitere Ansammlung leerer Geschäfte und Häuser, wie er sie so oft sah. Der Beton der Straßen war in diesen Orten von Jahren der Abnutzung und des Mißbrauchs holprig geworden, Gärten und Parks hatten sich in Unkraut und nackte Erde verwandelt, auf denen Abfall und Autowracks lagen. Wilde Hunde streunten durch die Parks, und verwilderte Katzen strichen wie Schatten durch die Mittagshitze. Er wanderte

an Fenstern und Türen vorbei, die zerbrochen aufklafften, wie blinde Augen und stumme Münder. Dächer waren eingesackt und Wände zusammengebrochen; die Erde forderte das ihre zurück. Hin und wieder erhaschte er einen flüchtigen Blick auf eine Gestalt, die zwischen den Trümmern umherlief, ein einzelner Mensch auf der Suche nach Nahrung und Obdach, ein weiterer Flüchtling aus der Vergangenheit. Sie näherten sich ihm nie. Sie sahen etwas in ihm, das ihnen angst machte, etwas, das er nicht identifizieren konnte. Es lag an seiner Haltung oder an seinem Blick, oder vielleicht auch an seinem schwarzen, runenbedeckten Stab, der die Quelle seiner Macht war. So schritt er die Mitte der Straße entlang, wieder vollständig, nun, da die düstere Prophezeiung sich erfüllt hatte. Sein verkrüppeltes Bein war wieder geheilt, da sein Versagen diese Prophezeiung hatte Wirklichkeit werden lassen, und niemand wollte ihm nahe kommen. Er besaß die Macht, ihnen zu helfen, und sie mieden ihn wie einen Verdammten. Es war die endgültige Ironie seiner Existenz.

Auch in San Sobel näherte sich ihm niemand. Er sah sie, die Streuner, wie sie sich in den Schatten verbargen, wie sie von einem Versteck zum nächsten huschten, aber sie wollten ihm nicht nahe kommen. Er wanderte alleine durch die Ruinen der Stadt, die Augen auf den Horizont gerichtet. Seine Gedanken kreisten um eine Mission, und so stieß er völlig unverhofft auf die Frau. Sie hatte ihn nicht gesehen. Sie nahm ihn nicht einmal wahr. Sie stand am Rand eines unkrautüberwucherten Hofs und starrte selbstvergessen auf die Überreste dessen, was einmal eine Schule gewesen war. Der Name war noch immer auf dem abbröckelnden Stein eines Torbogens, der die Zufahrt überspannte, zu lesen. SAN SOBEL PREPARATORY ACADEMY. Ihr Blick wich keinen Millimeter ab, während sie die Arme um ihren

Körper schlang und leicht hin und her schwankte. Sie war ausgelaugt und hager, das Haar hing leblos und ungewaschen herab, und sie sah aus, als hätte sie seit längerer Zeit nichts mehr gegessen. Sie hatte Schwären auf Armen und Gesicht, und er erkannte daran die Symptome von einer der vielen neuen Krankheiten, die nicht behandelbar waren und immer schneller und häufiger tödlich endeten.

Er sprach sie sanft an, doch sie antwortete nicht. Er trat direkt hinter sie und redete sie erneut an, doch sie drehte sich nicht zu ihm um.

Als er sie schließlich berührte, bewegte sie sich noch immer nicht, doch sie begann zu sprechen. Es war, als hätte er einen Kassettenrecorder angestellt. Ihre Stimme war ein dumpfes, leeres Leiern, und ihre Geschichte hatte sie offenkundig bereits oft erzählt. Sie berichtete sie ihm, ohne sich darum zu kümmern, ob er ihr zuhörte; sie gab einfach einem Bedürfnis nach, das keinerlei Bezug zu ihm hatte. Er war ihr Publikum, aber seine Gegenwart diente nur dazu, die Worte auszulösen, die sie auch zu jedem anderen gesagt hätte.

Er war mein jüngstes Kind, sagte sie. *Mein Junge, Teddy. Er war sechs Jahre alt. Ein Jahr zuvor hatten wir ihn im Kindergarten angemeldet, und jetzt beendete er die erste Klasse. Er war so lieb. Er hatte blondes Haar und blaue Augen, und er lächelte die ganze Zeit. Er konnte das Licht in einem Zimmer verändern, einfach indem er hereinkam. Ich habe ihn so geliebt. Bert und ich haben beide gearbeitet, und wir haben gutes Geld verdient, aber es war trotzdem nicht einfach für uns, ihn hierherzuschicken. Aber es war eine so gute Schule, und wir wollten, daß er auf die beste ging. Er war sehr intelligent. Er hätte alles werden können, wenn er am Leben geblieben wäre.*

Da war noch ein Junge in der Schule, der ein wenig äl-

ter war, Aaron Pilkington. Sein Vater war sehr erfolgreich, sehr vermögend. Ein paar Männer beschlossen, ihn zu entführen und Lösegeld von seinem Vater zu verlangen. Es waren dumme Männer, die nicht einmal klug genug waren zu wissen, wie man es anstellt, jemanden zu entführen. Sie versuchten, ihn aus der Schule herauszuholen. Sie sind einfach reingekommen und versuchten ihn mitzunehmen. Ausgerechnet am ersten April, können Sie sich das vorstellen? Ich frage mich, ob ihnen das überhaupt klar war. Sie kamen einfach rein und wollten ihn herausholen. Aber sie konnten ihn nicht finden. Sie waren sich nicht einmal sicher, in welchem Raum er sich befand, in welche Klasse er ging, wer sein Lehrer war, überhaupt nichts. Sie hatten ein Bild dabei, und sie glaubten, das würde ausreichen. Aber ein Bild hilft nicht immer. Kinder sehen auf Fotos oft so gleich aus. Sie konnten ihn also nicht finden, und die Polizei wurde gerufen, und sie umstellten die Schule, und die Männer nahmen eine Lehrerin und ihre Schüler als Geiseln, weil sie Angst hatten und nicht wußten, was sie tun sollten, nehme ich an.

Mein Sohn gehörte zu dieser Klasse.

Die Polizei versuchte die Männer dazu zu bringen, die Lehrerin und ihre Schüler freizulassen, doch die Männer wollten nicht auf die Bedingungen der Polizei eingehen, und die Polizei wollte nicht auf die Forderungen der Männer eingehen, und die ganze Verhandlung zerfiel einfach zu nichts. Die Männer wurden immer verzweifelter und unberechenbarer. Einer von ihnen sprach ständig mit jemandem, der nicht da war, und fragte ihn um Rat. Was sollte er tun, was sollte er tun? Sie töteten die Lehrerin. Die Polizisten entschieden, daß sie nicht mehr länger warten konnten, daß die Gefahr für die Kinder zu groß wurde. Die Männer hatten die Kinder in die Aula gebracht, wo sie ihre Ver-

sammlungen abhielten und ihre Theaterstücke aufführten. Sie mußten sich alle in die ersten beiden Reihen setzen, die Gesichter der Bühne zugewandt. Als die Polizei stürmte, begannen sie zu schießen. Sie fingen einfach an ... zu schießen. In alle Richtungen. Die Kinder ...

Sie blickte ihn nicht einmal an, während sie sprach. Sie gab nie zu erkennen, daß sie sich seiner Gegenwart bewußt war. Sie war für ihn nicht zu erreichen, war in der Vergangenheit gefangen und erlebte das Grauen jener Momente aufs neue. Ihr Blick war unverrückbar auf die Schule gerichtet.

Ich war dort, sagte sie, ohne daß ihre tonlose, leere Stimme sich dabei veränderte. *Ich half an diesem Tag als Raumaufsicht aus. Am Ende der Pause sollte es eine Geburtstagsfeier geben. Als das Schießen begann, wollte ich zu ihm gelangen. Ich warf mich ... Sein Name war Teddy. Theodore, aber wir nannten ihn Teddy, weil er doch noch ein kleiner Junge war. Teddy ...*

Dann verstummte sie, starrte noch einen Moment die Schule an, drehte sich um und ging den zerfallenden Bürgersteig entlang davon. Sie schien zu wissen, wo sie hinging, aber er konnte nicht erkennen, was sie vorhatte. Er schaute ihr einen Moment lang nach und blickte dann zur Schule hinüber.

Er glaubte, die Pistolenschüsse und das Schreien der Kinder zu hören.

Als er aufwachte, wußte er sofort, was er tun würde. Die Frau hatte gesagt, daß einer der Männer mit jemandem gesprochen hatte, der nicht da war. Aus Erfahrung wußte er, daß es sich dabei um einen Dämon handelte, um eine Kreatur, die niemand außer dem Mann sehen konnte. Er wußte, daß ein Dämon dieses Geschehen in Bewegung gesetzt hatte, daß er es dazu benutzt hatte, das Gefüge der

Gemeinschaft zu zerreißen, San Sobels Gefühl von Sicherheit und Ruhe zu zerstören, die Überzeugung zu erschüttern, daß in der kleinen Stadt nicht das passieren konnte, was in anderen Orten geschah. Sobald die Saat solcher Zweifel und Angst einmal gepflanzt war, wurde es leichter, die Fundamente des menschlichen Verhaltens und der Vernunft zu erschüttern, die den tierhaften Wahnsinn in Schach hielten.

Es war Spätwinter, und die Zeit wurde bereits knapp, als er nach Kalifornien aufbrach. Er erreichte San Sobel über eine Woche vor dem ersten April und war zuversichtlich, daß er genug Zeit hatte, um die drohende Tragödie abzuwenden. Er hatte keine weiteren Träume über dieses Ereignis gehabt, aber das war nicht ungewöhnlich. Häufig kamen die Träume nur einmal, und er war gezwungen, mit den wenigen Informationen zu arbeiten, die er erhalten hatte. Manchmal wußte er nicht, wo das Ereignis stattfinden würde oder auch nur wann. Dieses Mal hatte er Glück gehabt; er wußte beides. Der Dämon würde die Dinge mittlerweile bereits in Bewegung gebracht haben, aber Ross hatte es immer wieder mit diesen Kreaturen aufgenommen, seit er für die Sache des Wortes eintrat, und er fürchtete sie nicht. Dämonen waren mächtige und schwer zu greifende Gegner. Sie waren in ihrem Haß auf die Menschheit und ihrer Entschlossenheit, sie zu unterwerfen, unerbittlich, doch sie waren John Ross nicht gewachsen. Es waren die unberechenbaren Launen der Menschen, die sie als ihre Werkzeuge benutzten, die sich oft als am gefährlichsten erwiesen.

Außerdem durfte man die Fresser nicht vergessen. Sie waren die düsteren Wesen, die Menschen in den Wahnsinn trieben und sie dann verzehrten, Kreaturen des Geistes und der Seele, die die meiste Zeit über nur in der Vorstellungs-

kraft lebten, bis korruptes Verhalten sie real werden ließ. Die Fresser zehrten von den düsteren Emotionen der Menschen, die ihre Beute waren, sie nährten sie und gaben ihnen Leben. Nur wenige konnten sie sehen. Nur wenige hatten einen Grund dazu. Sie tauchten als Schatten im Augenwinkel auf oder als kleine Bewegungen in einer verschwommenen Ferne. Die Dämonen mischten sie unter die menschliche Bevölkerung, wie sie es mit einem Gift tun würden. Wenn sie ein paar wenige damit infizieren konnten, würde das Gift sich auf die große Masse ausbreiten. Die Geschichte hatte dies immer wieder bewiesen.

Die Fresser würden sich in dem Gemetzel an Unschuldigen suhlen, an Kindern, die kaum wußten, was die Männer von ihnen wollten, denen sich John Ross entgegenstellen würde. Er konnte nicht nach diesen Männern suchen; er hatte keine Möglichkeit dazu. Ebensowenig, wie er den Dämon aufspüren konnte. Dämonen waren Gestaltwandler und verbargen sich hinter falschen Identitäten. Er mußte darauf warten, daß die Männer und die Dämonen, die sie manipulierten, sich zu erkennen gaben. Und das bedeutete, er mußte an dem Ort auf sie warten, an dem sie zuschlagen wollten.

Also begab er sich zur San Sobel Preparatory Academy, um mit dem Direktor zu sprechen. Er erzählte dem Direktor nichts von seinem Traum, dem Dämon, den Männern, die dieser Dämon senden würde, oder von dem Grauen, das nur noch eine knappe Woche entfernt war. Es war sinnlos, dies zu tun, da er keine Möglichkeit hatte, den Direktor davon zu überzeugen, daß er nicht verrückt war. Statt dessen erzählte er ihm, daß er Vater eines Kindes sei, das im Herbst alt genug wäre, um auf die Schule zu gehen, und daß er daher um ein paar Informationen über das Institut bäte. Er entschuldigte sich für seinen Aufzug – er trug

Jeans, ein blaues Baumwollhemd unter der Kordjacke mit den Flicken an den Ellbogen und ausgetretene Wanderschuhe –, aber er schreibe Naturreportagen, befände sich gerade auf einer Exkursion und hätte sich einen halben Tag frei genommen, um vorbeizuschauen. Der Direktor bemerkte den seltsamen Wanderstab und das Humpeln, und seine klaren, blauen Augen und das warme Lächeln zeugten davon, daß er Verständnis und Wohlwollen für das Ansinnen seines Gastes hatte.

Er erzählte John Ross von der Geschichte der Schule und von ihrem Anspruch. Er gab ihm Informationsmaterial zu lesen. Als letztes machte er mit Ross eine Führung durch die Gebäude – was genau das war, worauf dieser gewartet hatte. Sie schritten die schattigen Korridore von einem Klassenzimmer zum nächsten entlang und kamen zuletzt zu der Aula, in der die Tragödie aus seinem Traum sich ereignen würde. Ross trödelte herum und stellte Fragen, um genug Zeit zu haben, den Raum zu studieren und sich seinen Grundriß einzuprägen, seine Ein- und Ausgänge und mögliche Verstecke. Eine kurze Musterung war alles, was nötig war. Als er zufrieden war, dankte er dem Direktor für seine Zeit und Mühe und verließ die Schule.

Später an diesem Tag fand er heraus, daß ein Junge namens Aaron Pilkington die Schule besuchte, daß er in die dritte Klasse ging und daß seine Eltern durch die Arbeit seines Vaters mit Mikrochips enorm reich geworden waren.

In jener Nacht entwarf er einen Plan. Er war nicht sehr kompliziert. Ross hatte gelernt, daß es seine Chancen erhöhte, wenn er seine Pläne einfach hielt. Es standen junge Leben auf dem Spiel, und er wollte sie keiner größeren Gefahr aussetzen als nötig.

Als er sich in dieser Nacht in seinem Motelzimmer die Angelegenheit durch den Kopf gehen ließ, kam er zu dem

Schluß, daß er alles unter Kontrolle hatte.

Er ließ geduldig die Tage verstreichen. Am Morgen des ersten April kam er kurz vor Sonnenaufgang zu der Schule. Er hatte sie am vorherigen Nachmittag besucht und einen Keil aus Papier in dem Schloß eines Klassenfensters hinterlassen, das nach hinten führte, so daß dieses sich nicht völlig schließen konnte. Er schlüpfte durch das Fenster in die Dunkelheit und horchte dabei auf die Bewegungen anderer Leute. Aber die Putzkolonne würde erst in einer halben Stunde erscheinen, und er war allein. Er schlich durch die Korridore bis zur Aula, entdeckte einen der Lagerräume hinter und neben der Bühne, in denen die Theater-Utensilien untergebracht waren, und versteckte sich darin.

Dann wartete er.

Er wußte nicht, wann der Angriff stattfinden würde, aber er wußte, daß sich die Geschichte wiederholen würde und die Ereignisse aus seinem Traum genauso ablaufen würden, wie Teddys Mutter sie ihm berichtet hatte, bis der Moment seines Eingreifens gekommen war. Es war an ihm zu entscheiden, wann genau er versuchen würde, das Geschehen zu verändern.

Er kauerte in der Dunkelheit seines Verstecks und horchte auf die Geräusche der Schule um ihn herum, während der Tag anbrach. Der Lagerraum bot ihm genügend Platz, damit er seine Position verändern konnte und sein Bein nicht steif wurde. Er hatte sich etwas zu essen mitgebracht. Die Zeit verstrich. Niemand kam in die Aula. Nichts Ungewöhnliches passierte.

Dann sprangen die Türen auf, und Ross hörte, wie das Schreien und Weinen von Kindern, die Bitten von mehreren Frauen und zornige, rauhe Männerstimmen den Raum erfüllten. Ross wartete geduldig ab, die Tür des Lagerraums

gerade weit genug geöffnet, damit er beobachten konnte, was geschah. Eine maskierte Gestalt sprang zwischen den halb geschlossenen Vorhängen auf die Bühne, sah sich rasch um und begann damit, Befehle zu bellen. Ein zweiter Mann kam zu ihr hinauf. Die Frauen und Kinder drängten sich auf Anweisung der Männer rasch in die ersten Reihen des Theaters.

Ross wartete noch immer.

Einer der Männer hatte ein Handy Es klingelte, und er sprach mit immer ärgerlicherer Stimme hinein. Er sprang von der Bühne und schrie Obszönitäten in das Mikrofon. Ross huschte aus dem Lagerraum, und sein schwarzer Stab schimmerte magisch. Er bewegte sich langsam aber stetig durch die Schatten und näherte sich dem einzelnen Mann, der auf der Bühne stand. Der Verbrecher hatte eine Pistole in der Hand, aber er blickte seine Gefangenen an. Jetzt konnte Ross einen dritten Mann ausmachen, der auf der anderen Seite des Raumes stand und durch die Tür in den Korridor hinausspähte.

Ross erreichte den Mann auf der Bühne und schlug ihn mit einem einzigen Hieb seines Stabes nieder. Er erhaschte kurze Blicke auf die beiden anderen: Der Mann mit dem Handy hatte ihm noch immer den Rücken zugewandt und schrie in sein Telefon, der andere wirbelte herum, als er Ross erblickte. Die Augen der Kinder waren groß geworden, als Ross aufgetaucht war, und mit einem Schwung seines Stabs warf er eine Decke aus Magie über sie, ein beschwertes Netz, das sie zwang, die Köpfe zu senken und die Augen zu bedecken. Der Mann an der Tür riß seine AK-47 herum, um auf Ross zu feuern, als dieser ihn mit einem Blitz aus strahlend heller Magie traf und zu Boden schmetterte.

Der dritte Mann ließ, noch immer schreiend sein Telefon

fallen und brachte eine zweite AK-47 in Anschlag. Aber Ross war auch auf ihn vorbereitet, und erneut schoß der magische Strahl aus dem Stab. Ein Feuerstoß aus der Waffe des Mannes durchlöcherte lediglich die Decke, als er zusammenbrach.

Ross sah sich rasch nach weiteren Kidnappern um. Es waren keine da. Nur die drei. Die Kinder, ihre Lehrerin und zwei weitere Frauen saßen noch immer geduckt auf ihren Stühlen, niedergehalten von der Magie. Ross hob den Bann auf und ließ sie frei. Niemand war verletzt. Alles war in Ordnung …

Dann sah er die Fresser. Es waren Dutzende, und sie strömten durch Fenster- und Türspalten, huschten aus Ecken und Nischen herbei wie dunkle Schatten. Sie versammelten sich zu einem Festmahl, hatten etwas wahrgenommen, das Ross verborgen geblieben war.

Der Mann wirbelte verzweifelt herum, suchte überall gleichzeitig, sein Herz pochte, sein Verstand raste …

Dann brach die Polizei unter lautem Zersplittern von Holz und Glas durch Fenster und Türen. Jemand schrie. Die Waffen weg! Los, sofort, sofort! Die Frauen und Kinder begannen erneut zu schreien, sprangen panisch von ihren Sitzen auf, und jemand schrie: Er hat eine Pistole! Erschießt ihn, schießt doch! Ross versuchte zu erklären: Nein, nein, es ist alles in Ordnung, es ist alles wieder okay! Aber niemand hörte zu, alles war völlig chaotisch und außer Kontrolle, und die Fresser sprangen wie von Sinnen herum, krabbelten auf alles, was sich regte. Waffen feuerten überall, trafen den Kidnapper vor der Bühne, der gerade auf die Beine kam und noch zu benommen war, um zu verstehen, was vor sich ging. Die Schüsse rissen ihn in einem roten Prasseln empor und ließen ihn als leblosen Sack wieder zu Boden fallen. Und auch kleine Körper wurden von den

Kugeln getroffen, zu Boden gehämmert und durch die Luft geschleudert, und Angstschreie wurden zu Schmerzensschreien, und noch immer brüllte die Stimme: Er hat eine Pistole, er hat eine Pistole! Obwohl Ross noch immer keine Pistole ausmachen konnte und nicht verstand, was die Schreie der Stimme zu bedeuten hatten, feuerten die Polizisten weiter, schossen immer und immer wieder mitten zwischen die Kinder …

Er las am nächsten Tag darüber in der Zeitung. Vierzehn Kinder waren getötet worden! Auch zwei der Kidnapper waren tot. Es gab eine große Diskussion darüber, wer die tödlichen Schüsse abgegeben hatte, aber begründete Vermutungen sprachen davon, daß mehrere der Kinder in ein Kreuzfeuer geraten waren.

Ross wurde nur kurz erwähnt. In dem Durcheinander, das der Schießerei gefolgt war, hatte er sich in die Schatten zurückgezogen, war durch den hinteren Teil der Aula in einer Menge aus Eltern und Zuschauern untergetaucht und verschwunden, bevor ihn jemand aufhalten konnte. Die Lehrerin, die als Geisel genommen worden war, berichtete von einem geheimnisvollen Mann, der geholfen hatte, sie zu befreien, aber die Polizei beharrte darauf, daß dieser Unbekannte zu den Kidnappern gehört und die Lehrerin sich geirrt hatte. Beschreibungen seines Aussehens gingen weit auseinander, und nach einiger Zeit verebbte die Suche nach ihm und wurde schließlich eingestellt.

Aber John Ross war am Boden zerstört. Wie hatte diese schreckliche Katastrophe passieren können? Was war schiefgegangen? Er hatte genau das getan, was er vorgehabt hatte. Die Männer waren außer Gefecht gesetzt gewesen. Die Gefahr war vorüber gewesen. Und dennoch waren die Kinder gestorben. Die Polizei hatte die Situation falsch interpretiert. Die Beamten hatten die Schreie durch das

fallengelassene Handy des Kidnappers und die Schüsse aus der AK-47 gehört und waren mit gezückten Waffen hereingestürzt und hatten impulsiv und ohne zu überlegen geschossen …

Vierzehn Kinder tot. Ross konnte es nicht akzeptieren. Sein Verstand konnte ihm versichern, daß es nicht seine Schuld war. Er konnte alles erklären, was geschehen war, konnte sich selbst überzeugen, daß er alles getan hatte, was er konnte, aber es half nichts. Vierzehn Kinder waren tot.

Eines von ihnen war, wie er herausfand, ein blonder, blauäugiger kleiner Junge namens Teddy.

Er sah all ihre Bilder in den Magazinen, und er las wochenlang ihre Geschichte in den Zeitungen. Das Grauen dessen, was geschehen war, hüllte ihn ein und verzehrte ihn. Es hielt ihn vom Schlafen ab und zerstörte seinen Seelenfrieden. Er konnte nicht mehr handeln. Er saß wie gelähmt in Motelzimmern in Kleinstädten weit entfernt von San Sobel und versuchte, seine Antriebskraft wiederzuerlangen. Er hatte schon früher Niederlagen erlitten, aber niemals mit Auswirkungen, die so dramatisch und persönlich gewesen waren. Er hatte gedacht, er könnte mit allem umgehen, aber hierauf war er nicht vorbereitet gewesen. Vierzehn Leben lasteten auf seinem Gewissen, und er konnte es kaum ertragen. Er weinte oft, und tief in ihm schmerzte es unaufhörlich. Er ließ das Geschehen wieder und wieder vor seinem geistigen Auge ablaufen und versuchte herauszufinden, was er falsch gemacht hatte.

Es dauerte Wochen, bis er seinen Fehler erkannte. Er hatte angenommen, daß der Dämon, der das Töten geplant hatte, sich ausschließlich auf die Kidnapper verlassen würde. Aber es waren die Polizisten gewesen, die die Kinder getötet hatten. Jemand hatte ihnen zugeschrien zu schießen, hatte sie gedrängt zu feuern und sie aufs höchste erregt. Es

hatte nur einen einzigen weiteren Mann gebraucht, einen zusätzlichen Impuls, eine Waffe mehr. Der Dämon hatte auch einen der Polizeibeamten verführt. Ross hatte es nicht bemerkt. Er hatte nicht einmal daran gedacht.

Nach einiger Zeit begann er alles in Frage zu stellen, was er im Dienst des Wortes tat. Was für einen Sinn hatte dies alles, wenn so viele kleine Leben so einfach verloren werden konnten? Wenn er nicht mehr ausrichten konnte, war er eine schlechte Wahl für einen Ritter des Wortes. Und was für ein höheres Wesen würde überhaupt erst zulassen, daß so etwas geschah? War dies das Beste, was das Wort ausrichten konnte? War es nötig gewesen, daß diese vierzehn Kinder starben? War das die Botschaft? John Ross begann zu vermuten und wurde sich immer sicherer, daß der Unterschied zwischen Wort und Leere nur sehr gering war. Es war alles so sinnlos, so lächerlich. Seine Zweifel wurden allmählich zur Verzweiflung. Er war der Diener eines Herrn, dem es an Mitgefühl und Verstand fehlte, dessen armselige Bemühungen nichts Nennenswertes zu bewirken schienen. John Ross blickte auf die vergangenen zwölf Jahre zurück und war bestürzt. Wo war der Beweis dafür, daß irgendetwas, das er getan hatte, einem Zweck gedient hatte? Was für eine Art von Krieg führte er? Wieder und wieder war er gegen die Kräfte der Leere angetreten, und was konnte er vorweisen?

Es gab eine Grenze dessen, was er ertragen und von sich selbst verlangen konnte, entschied er schließlich. Was in San Sobel geschehen war, hatte ihn zerbrochen, und er konnte sich nicht mehr davon erholen. Es kümmerte ihn nicht mehr, wer er war oder was er zu tun gelobt hatte. Er war mit allem fertig.

Sollte jemand anderer für die Sache des Wortes eintreten.

Sollte jemand anderer die Bürde all dieser Leben tragen.

Sollte jemand anderer es tun, denn er war fertig.

Kapitel 5

Ariel hielt inne, und Nest stellte fest, daß sie nicht weiter schweigen konnte.

»Du meinst, er hat gekündigt?« fragte sie ungläubig. »Er hat einfach gekündigt?«

Das Tatterdemalion schien darüber nachzudenken. »Er denkt von sich selbst nicht mehr als Ritter des Wortes und hat daher aufgehört, wie ein solcher zu handeln. Aber er kann nicht kündigen. Diese Entscheidung liegt nicht bei ihm.«

Ihre Worte enthielten eine düstere Andeutung, die Nest nicht entging. »Was meinst du damit?«

Ariels kindergleiches Gesicht schien in der mittäglichen Sonne zu glänzen, als sie ihre Haltung ein wenig veränderte. Es war das erste Mal, daß sie sich bewegte, und es ließ sie beinahe verschwinden.

»Nur die Lady kann einen Ritter ernennen, und nur die Lady kann ihn wieder freigeben.« Ariels Stimme war so leise, daß Nest sie kaum hören konnte. »John Ross ist an seine Pflicht gebunden. Als er den Stab annahm, der ihm seine Kraft verleiht, hat er sich auf ewig gebunden. Er kann sich weder von dem Stab noch von seiner Pflicht befreien. Auch wenn er selbst sich nicht mehr als Ritter des Wortes empfindet, bleibt er dennoch einer.«

Nest schüttelte verwirrt den Kopf. »Aber er *tut* nichts, was einen Ritter des Wortes ausmacht. Du hast gesagt, daß

er dies alles aufgegeben hat. Was macht es denn dann für einen Unterschied, ob er in Wahrheit noch immer ein Ritter des Wortes ist oder nicht? Wenn er nicht nur aufgehört hat, sich als Ritter zu fühlen, sondern sich auch nicht mehr wie einer benimmt, könnte er ebensogut Maurer sein.«

Ariel nickte. »Genau das glaubt auch John Ross. Aus diesem Grund befindet er sich in so großer Gefahr.«

Nest zögerte. Wieviel von dieser Sache wollte sie wirklich wissen? Die Lady hatte Ariel nicht nur gesandt, um sie darüber auf dem laufenden zu halten, was mit John Ross geschah. Die Lady wollte etwas von ihr, und wo es Ross betraf, war sie sich nicht sicher, ob sie bereit war, ihr zu geben, was sie wollte. Sie hatte von Ross seit fünf Jahren weder etwas gesehen noch gehört, und sie hatten sich nicht unter den besten Begleitumständen getrennt. John Ross war nach Hopewell gekommen, um eines von zwei Dingen zu bewirken – die Pläne ihres Vaters zu vereiteln oder sicherzustellen, daß Nest diese niemals ausführen würde. Er hatte ihre Zukunft gesehen, und auch wenn er nicht bereit gewesen war, sie ihr zu schildern, hatte er ihr doch klargemacht, daß es eine düstere, schreckliche war. Also würde sie entweder leben und ihre Zukunft verändern, oder sie würde sterben. Das war der Grund, warum er nach Hopewell gekommen war. Er hatte es am Ende, kurz bevor er abgereist war, zugegeben. Sie war niemals völlig darüber hinweggekommen. Dies war ein Mann, den zu mögen und zu respektieren sie gelernt hatte. Dies war ein Mann, von dem sie für kurze Zeit angenommen hatte, daß er ihr Vater war – ein Mann, den sie gerne als Vater gehabt hätte.

Und er war gekommen, um sie zu töten, wenn er sie nicht retten konnte. Die Wahrheit war niederschmetternd gewesen. Er war kein Dämon, wie ihr wirklicher Vater es gewesen war, aber er war dicht genug daran, daß sie noch

immer nicht in der Lage war, sich darüber klar zu werden, was sie für ihn empfand.

»Die Schwierigkeit für John Ross ist, daß er nicht aufhören kann, ein Ritter des Wortes zu sein, nur weil er dies beschließt«, sagte Ariel plötzlich.

Sie hatte sich Nest bis auf zwei Meter genähert. Nest hatte nicht gesehen, daß sie das getan hatte, so sehr war sie in Gedanken mit Ross beschäftigt gewesen. Das Tatterdemalion war so nah, daß Nest die schattenhaften Dinge sehen konnte, die sich innerhalb seiner halbdurchsichtigen Gestalt bewegten, wie Papierfetzen im Wind. Pick hatte ihr erzählt, daß Tatterdemalions hauptsächlich aus den Erinnerungen und Träumen toter Kinder bestanden und daß sie voll ausgewachsen geboren wurden, nicht mehr alterten, aber auch nur eine kurze Zeit lebten. Sie alle nahmen Aspekte der Kinder an, aus denen sie geformt worden waren, und sie wurden dadurch selbst ein wenig zu jenen Kindern, ohne jedoch jemals wirkliche Substanz zu erlangen. Magie formte und band sie für die Zeit, in der sie existierten, und wenn die Magie sie nicht mehr zusammenhalten konnte, verstreuten sich die Erinnerungen und Träume der Kinder einfach im Wind, und das Tatterdemalion war nicht mehr.

»Die Magie, die John Ross gegeben wurde, bindet ihn für immer«, sagte Ariel. »Er kann sie nicht verleugnen – auch dann nicht, wenn er sich entschließt, sie nicht mehr zu verwenden. Sie ist ein Teil von ihm. Sie hat ihn gezeichnet. Er kann nur das sein, was er ist, auch wenn er anderes vorgibt. Jene, die dem Wort dienen, werden ihn immer erkennen. Und noch wichtiger: Jene, die der Leere dienen, werden ihn ebenfalls erkennen.«

»Oh, oh«, murmelte Pick und setzte sich ein wenig aufrechter hin.

»Er ist in großer Gefahr«, wiederholte Ariel. »Weder das

Wort noch die Leere werden akzeptieren, daß er kein Ritter mehr ist. Beide trachten danach, ihn an ihre Sache zu binden, jeder auf eine andere Weise. Das Wort hat es bereits mit Vernunft und Überzeugung versucht und ist gescheitert. Die Leere wird andere Mittel einsetzen. Ein Ritter, der seinen Glauben verloren hat, ist anfällig für Tücke und Betrug der Leere. Die Leere wird versuchen, John Ross durch Täuschungen auf ihre Seite zu ziehen. Sie wird bereits damit begonnen haben. John Ross wird nicht bemerken, daß dies geschieht. Er wird die Wahrheit nicht erkennen, bevor es zu spät ist. Es geschieht nicht auf einmal; es geschieht nicht auf erkennbare Weise. Es wird mit einem einzelnen Fehltritt beginnen. Aber sobald dieser erste Schritt gemacht ist, wird der zweite viel leichter sein. Der Weg ist nur allzu vertraut. Schon früher sind Ritter an die Leere verloren worden.«

Nest strich sich ein paar Haarsträhnen zurück, die ihr in die Augen geweht waren. Von Westen zogen Wolken heran. Sie hatte gelesen, daß später am Tag Regen erwartet wurde. »Weiß er, daß dies geschehen wird?« fragte sie scharf, fast anklagend. Sie war plötzlich wütend. »Wie viele Jahre seines Lebens hat er dem Wort gewidmet? Verdient er nicht zumindest eine Warnung?«

Ariels Körper schimmerte, und ihre Augen blinzelten langsam wie Blütenknospen, die sich der Sonne öffnen. »Er ist gewarnt worden. Aber die Warnung wurde ignoriert. John Ross vertraut uns nicht mehr. Er hört nicht mehr zu. Er glaubt, er sei frei zu tun, was ihm beliebt. Er ist ein Gefangener seiner Selbsttäuschung.«

Nest dachte über John Ross nach, rief ihn sich vor Augen. Sie sah einen hageren, grobknochigen Mann, abgehärmt, mit gehetzten Augen und einer wurzellosen Existenz. Aber sie sah auch einen zutiefst entschlossenen Mann,

einen Mann mit festen Zielen und Prinzipien, der nicht so leicht ins Wanken gebracht wurde. Sie konnte sich nicht vorstellen, wie die Leere ihn umdrehen könnte. Sie erinnerte sich an die Stärke seiner Überzeugung; er würde eher sterben, als sie zu verraten.

Und doch hatte er sie bereits von sich gewiesen, nicht wahr? Indem er seine Identität als Ritter des Wortes abgelegt hatte, hatte er sie aufgegeben. Sie wußte, wie es war. Menschen veränderten sich. Das Leben nahm seltsame Wendungen.

»Die Lady hat mich gesandt, um dich zu bitten, zu John Ross zu gehen und ihn ein letztes Mal zu warnen.«

Ariels Worte schreckten sie auf. Nest starrte sie ungläubig an. »Ich? Warum sollte er auf mich hören?«

»Die Lady sagt, du hättest einen besonderen Platz in seinem Herzen.« Ariel sagte es auf eine völlig sachliche Weise, so als ob Nest wissen müßte, was dies zu bedeuten hatte. »Sie glaubt, daß John Ross dir zuhören wird, daß er dir vertraut und dich respektiert, und daß du die beste Chance hast, ihn von der Gefahr zu überzeugen, in der er sich befindet.«

Nest schüttelte stur den Kopf. »Ich wüßte nicht einmal, was ich sagen sollte. Ich bin dafür nicht die Richtige.« Sie zögerte. »Sieh mal, in Wahrheit weiß ich nicht einmal, was ich für John Ross empfinde. Wo ist er überhaupt?«

»Seattle.«

»Seattle? Ihr wollt, daß ich den ganzen Weg bis nach Seattle fahre?« Nest war entgeistert. »Ich gehe zur Uni! Ich habe morgen Vorlesung!«

Ariel sah sie schweigend an, und plötzlich wurde Nest bewußt, wie töricht sie sich anhörte. Das Tatterdemalion erzählte ihr, daß John Ross in Gefahr war, daß sein Leben

auf dem Spiel stand, daß sie eine Chance hatte, ihm zu helfen, und sie machte sich nur Sorgen darüber, ein paar Vorlesungen zu versäumen. Es steckte natürlich mehr dahinter, aber so hatte es sich angehört.

»Das ist ein Haufen Unsinn!« brauste Pick plötzlich auf und sprang auf ihrer Schulter auf die Beine. »Nest Freemark wird hier gebraucht, bei mir! Wer weiß, was ihr da draußen passieren könnte! Nach allem, was sie mit ihrem Vater durchgemacht hat, sollte sie nirgends mehr hingehen müssen!«

»Pick, beruhige dich«, besänftigte ihn Nest.

»Verflixt!« Pick war nicht bereit, sich zu beruhigen. »Warum kann die Lady nicht selbst gehen? Warum kann sie nicht mit Ross sprechen? Sie war es doch, die ihn angeworben hat, oder? Warum kann sie nicht einen anderen ihrer Leute zu ihm schicken, einen anderen Ritter vielleicht?«

»Sie hat bereits getan, was sie konnte«, antwortete Ariel. Ihre fremdartige Stimme klang ruhig und distanziert, ihre schmale Gestalt wirkte im wechselhaften Licht sehr vergänglich. »Sie hat andere gesandt, die für sie sprachen. Er ignoriert sie alle. Er hat sich selbst verloren, hat sich selbst ausgesperrt und dem Verderben ausgeliefert, indem er seine Mission im Stich gelassen hat.« Ihre kindliche Hand machte eine Geste. »Es bleibt nur noch Nest.«

»Aber sie wird nicht gehen!« erklärte Pick mit Entschiedenheit. »Das war's dann also mit John Ross, schätze ich. Vielen Dank, daß du vorbeigeschaut hast, aber ich denke, du machst dich jetzt besser wieder auf den Weg.«

»Pick!« zügelte ihn Nest und war überrascht von der Heftigkeit des Waldschrats. »Sei bitte ein wenig netter, ja?« Sie blickte Ariel an. »Was geschieht, wenn ich nicht gehe?« fragte sie.

Ariels seltsame Augen, die so klar waren wie Flußwasser, erwiderten ihren Blick. »John Ross hat einen Traum gehabt. Die Ereignisse dieses Traums werden in drei Tagen stattfinden. Am letzten Tag im Oktober. An Halloween. Ross wird ein Teil dieser Ereignisse sein. Die Art seiner Beteiligung läßt stark vermuten, daß er in den Bann der Leere gerät und allmählich auf ihre Seite gezogen wird. Die Lady weiß dies nicht mit Bestimmtheit, aber sie befürchtet es. Sie wird es nicht zulassen. Sie hat bereits jemanden ausgeschickt, um zu verhindern, daß es passiert.«

Nest lief es kalt den Rücken hinunter. So *wie sie vor fünf Jahren Ross zu mir geschickt hat. Falls Ross von ihr abfällt, wird er getötet werden. Jemand ist geschickt worden, um dafür zu sorgen.*

»Du bist seine letzte Chance«, wiederholte Ariel. »Wirst du zu ihm gehen? Wirst du mit ihm sprechen? Wirst du versuchen, ihn zu retten?«

Ihre dünne Stimme trieb auf der Herbstbrise und verlor sich in einem Rascheln trockenen Laubs.

Nest wanderte gedankenverloren durch den Park zurück. Pick ritt schweigend auf ihrer Schulter. Der Mittag war längst in den Nachmittag übergegangen, und der Park wimmelte von Ausflüglern, Wanderern, ein paar Baseball-Spielern und Eltern, die mit Kindern und Hunden spazieren gingen. Vom blauen Himmel strahlte noch immer die Sonne herab, aber sie hatte sich stetig nach Westen auf eine Wand aus Gewitterwolken zubewegt, die von den großen Ebenen heranzog. Nest konnte den nahenden Regen in der sanften, kühlen Luft riechen.

»Was wirst du tun?« fragte Pick schließlich.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß es nicht.«

»Du denkst ernsthaft daran, zu ihm zu fahren, nicht wahr?«

»Ich denke darüber nach.«

»Nun, du solltest es einfach hier und jetzt vergessen.«

»Warum beschäftigt dich das so heftig?« Sie hielt im Schatten einer großen Eiche an und blickte zu ihm hinab. »Was weißt du, das du mir nicht sagst?«

Picks hölzernes Gesicht verzog sich zu einem Ausdruck des Abscheus, und sein zweigartiger Körper verrenkte sich zu einem Knoten. Seine Augen blickten starr geradeaus. »Nichts.«

Sie wartete ab, denn aus Erfahrung wußte sie, daß da noch mehr kommen würde.

»Du erinnerst dich, was vor fünf Jahren geschehen ist«, sagte Pick schließlich und sah sie dabei noch immer nicht an. »Du erinnerst dich, wie das war – mit John Ross und deinen Großeltern und deinem … Du erinnerst dich?« Er schüttelte den Kopf. »Nichts von alledem war so, wie es auf den ersten Blick wirkte. Nichts war so, wie du dachtest. Es gab Dinge, die du nicht wußtest. Dinge, die auch ich nicht wußte. Geheimnisse. Bevor du alles herausfandst, war es schon vorüber.«

Er schwieg einen Moment. »Mit dieser Sache wird es genauso werden. Es ist immer so. Das Wort enthüllt niemals alles. Es liegt nicht in seiner Natur, dies zu tun.«

Ihr wurde etwas vorenthalten; Pick spürte es, auch wenn er nicht identifizieren konnte, was es war. Vielleicht war es so. Vielleicht war es sogar etwas, das ihr Schaden zufügen konnte. Aber das änderte nichts an dem, was mit John Ross geschah. Es änderte nichts an dem, was von ihr verlangt wurde. Hatte sie das Recht, es als Grund dafür zu benutzen, nicht zu gehen?

Sie versuchte es mit einem anderen Ansatz. »Ariel sagt, daß sie mit mir gehen und mir helfen wird.«

Pick schnaubte. »Ariel ist ein Tatterdemalion. Wieviel Hilfe kann sie dir schon geben? Sie besteht aus Luft und verlorenen Erinnerungen. Sie lebt nur für einen kurzen Augenblick. Sie weiß überhaupt nichts über Menschen und ihre Probleme. Tatterdemalions entstehen hauptsächlich durch Zufall, wandern herum wie Geister und verschwinden dann wieder. Sie ist ein Bote, sonst nichts.«

»Sie sagt, daß sie mir als Führer dienen kann. Sie sagt, die Lady hätte sie aus diesem Grund gesandt.«

»Die Blinde, die die Blinde führt, wie deine Großmutter zu sagen pflegte.« Pick wollte nichts davon wissen.

Nest wich den Ausflüglern und Ballspielern aus und ging zwischen den Bäumen hindurch, bevor sie auf den Feldweg hinaustrat, der an der Rückseite der Grundstücke entlangführte, die an den Park grenzten. In ihrem Kopf wirbelten Besorgnis und Überlegungen durcheinander. Es war keine leichte Entscheidung, die sie zu treffen hatte.

»Würdest du mitkommen?« fragte sie plötzlich.

Pick versteifte sich und wurde still. Einen Moment lang sagte er gar nichts, dann murmelte er mit kaum hörbarer Stimme: »Nun ja, Tatsache ist, daß ich noch nie außerhalb des Parks war.«

Sie war überrascht, obwohl sie es nicht hätte sein sollen. Warum hätte Pick jemals woanders hingehen sollen? Was hätte ihn von hier fortführen sollen? Der Park war seine Heimat, seine Arbeit, sein Leben. Ohne es auch nur aussprechen zu müssen, teilte Pick ihr mit, daß die Idee, ihn zu verlassen, ihm angst machte.

Sie erkannte, daß sie ihn in Verlegenheit gebracht hatte.

»Na ja, ich war selbstsüchtig, dich darum zu bitten«,

sagte sie schnell, als würde sie den Vorschlag beiseite wischen. »Wer würde dann auf den Park aufpassen, wenn du nicht hier wärst? Es ist schon schlimm genug, daß ich so oft fort bin. Aber wenn du auch noch gehen würdest, wäre niemand mehr hier, der ein Auge auf alles hätte, nicht wahr?«

Pick schüttelte schnell den Kopf. »Nur allzu wahr. Niemand wäre mehr da. Es ist eine große Verantwortung.«

Sie nickte. »Vergiß einfach, daß ich überhaupt gefragt habe.«

Sie bog auf den Feldweg ab, der zu ihrem Haus führte. Die Schatten wurden bereits länger, denn die Tage wurden mit dem Nahen des Winters schon kürzer. Sie verbreiteten sich in schwarzen Teichen von den Bäumen und Häusern, flossen über die Rasenflächen, Straßen und Wege. Eine für Sonntage typische Stille hüllte den Park schläfrig und friedlich ein. Geräusche waren weit zu hören. Sie konnte ein Gespräch über das Abendessen aus einem der Häuser rechts von ihr mitverfolgen. Sie vernahm Lachen und Rufe aus Richtung des fernen Flusses, von unterhalb der Klippen, wo Kinder spielten. Sie hörte das tiefe Bellen eines Hundes aus dem Wald im Osten.

»Ich könnte die Reise an einem Tag machen und gleich zurückkommen«, sagte sie. »Ich könnte hinfliegen, mit ihm sprechen und gleich wieder zurückfliegen.«

Pick erwiderte nichts. Schweigend ging sie mit ihm den Feldweg entlang.

Anschließend saß sie allein im Haus, starrte durch die Gardinen und dachte über die Angelegenheit nach. Wolken verhüllten den Himmel, und der Regen setzte mit einzelnen Tropfen ein. Die Leute im Park waren nach Hause gegan-

gen. In den Fenstern der Häuser entlang der Woodlawn Road gingen die ersten Lichter an.

Was soll ich tun?

John Ross hatte immer ein Rätsel dargestellt. Jetzt war er auch noch ein Dilemma, eine Verantwortung, die sie nicht wollte. Er lebte seit über einem Jahr in Seattle und arbeitete für einen Mann namens Simon Lawrence in einer Einrichtung, die Fresh Start hieß. Sie erinnerte sich aus einem Referat, das jemand im letzten Jahr gehalten hatte, an den Mann und die Institution. Fresh Start war ein Asyl für mißhandelte und obdachlose Frauen, das Lawrence vor einigen Jahren gegründet hatte. Er hatte außerdem Pass/Go gegründet, eine Übergangsschule für obdachlose Kinder. Der Erfolg beider Einrichtungen hatte eine Zeitlang für viel Aufmerksamkeit gesorgt, und Simon Lawrence erhielt den Spitznamen Wizard of Oz – Zauberer von Oz –, kurz Wiz genannt. Oz, weil Seattle den Beinamen Smaragdstadt trug. Jetzt war John Ross dort und arbeitete in dem Asyl. Das hatte ihr Ariel mitgeteilt.

Nest stupste mit ihrem Tennisschuh gegen den Fußboden und versuchte sich Ross als Zwerg vorzustellen, der im Dienst des großen und mächtigen Oz stand.

Oh, Gott. Was soll ich tun?

Sie hatte Ariel gesagt, daß sie darüber nachdenken und sich bis zum Abend entscheiden würde. Dann würde Ariel zurückkommen, um ihre Antwort zu erfahren.

Sie stand auf und ging in die Küche, um sich eine Tasse heißen Tee zu machen. Als sie am Herd stand und darauf wartete, daß das Wasser im Kessel zu kochen begann, schaute sie zu den Immobilien-Papieren über den Verkauf des Hauses hinüber. Sie hatte sie völlig vergessen. Sie starrte die Papiere an, machte aber keine Anstalten, sie an

sich zu nehmen. Angesichts der Sache mit John Ross erschienen sie nicht mehr so wichtig, und im Augenblick wollte sie nicht über sie nachdenken. Allen Kruppert und ERA Realty würden warten müssen.

Als sie mit ihrer dampfenden Teetasse am Wohnzimmerfenster stand und hinausschaute, sah sie, daß der Regen heftiger wurde. Er strömte das Glas hinab und machte die alten Schattenbäume und das Gras dunkel und zugleich glänzend. In diesem Wetter, wenn das Licht nur schwach und die Schatten dicht waren, würden die Fresser hervorkommen und kühner als sonst herumstreifen. Sie zogen die Nacht vor, aber ein trüber Tag war ihnen ebenfalls recht. Nest hielt noch immer nach ihnen Ausschau, nicht mehr so ängstlich wie früher, sondern vielmehr neugierig und immer in der Hoffnung, daß sie eines Tages irgendwie ihr Geheimnis entschlüsseln würde, daß sie herausfinden würde, was sie waren. Was sie taten, wußte sie natürlich; sie verstand, welchen Platz sie im Plan der Natur einnahmen. Niemand sonst wußte auch nur, daß sie dort draußen waren. Aber da war noch so viel mehr – wie sie sich vermehrten, aus was sie bestanden, wie sie in der Lage waren, Wahnsinn zu erzeugen, wie sie als Schatten erscheinen und doch materielle Dinge beeinflussen konnten. Nest erinnerte sich, wie sie sie berührt hatten, als ihr Vater sie als Gefangene in die Höhlen unter dem Park gebracht hatte. Sie erinnerte sich an das Grauen und den Abscheu, der in ihr hochgestiegen war. Sie erinnerte sich, wie sehr sie hatte schreien wollen.

Aber ihre Freunde und ihre Großeltern waren dagewesen, um sie zu retten, und jetzt war nur noch die Erinnerung daran übriggeblieben.

Vielleicht war jetzt sie an der Reihe, für John Ross dazusein.

Ihre Stirn legte sich in Falten. Egal, auf wieviel verschiedene Arten sie das Problem anging, sie kam immer wieder auf dieselbe Sache zurück. Wenn John Ross irgendetwas zustieß, und sie hatte nicht versucht, es zu verhindern, wie sollte sie dann mit sich selbst ins reine kommen? Sie würde sich immer fragen, ob sie die Dinge hätte ändern können. Sie würde immer im Zweifel leben. Wenn sie es versuchte und scheiterte, dann hatte sie es zumindest versucht. Aber wenn sie nichts tat …

Sie nippte an ihrem Tee und blickte starr aus dem Fenster. John Ross, der Ritter des Wortes. Sie konnte ihn sich nicht anders vorstellen als so, wie er vor fünf Jahren gewesen war. Sie konnte sich nicht vorstellen, daß er sich jemals ändern würde. Wie hatte er so tief fallen können, daß er seine leidenschaftliche Entschlossenheit verloren hatte, die Welt zu retten? Wenn sie das so sagte, klang es fürchterlich übertrieben, aber genau das war es, was er tat: die Welt zu retten, die Menschheit vor sich selbst zu retten. Noch bevor John Ross erschienen war und es bestätigt hatte, hatte ihr O'olish Amaneh klargemacht, daß ein solcher Krieg im Gange war. Wir vernichten uns selbst, hatte Two Bears ihr gesagt; wir riskieren, das Schicksal der Sinnissippi zu erleiden – daß wir vollständig verschwinden werden und niemand mehr wissen wird, wer wir waren.

Vernichten wir uns noch immer selbst! fragte sich Nest. *Folgen wir noch immer dem Weg der Sinnissippi?* Sie hatte lange Zeit nicht mehr daran gedacht; ihr eigenes Leben hatte sie so in Anspruch genommen, daß sie die Ereignisse von vor fünf Jahren weit hinter sich gelassen hatte, vergraben in einer Vergangenheit, die sie am liebsten vergessen würde. Sie war nur ein vierzehnjähriges Mädchen gewesen. Ihre Welt war gerettet worden, und zu jener Zeit war sie dankbar gewesen, es dabei zu belassen.

Doch jetzt erweiterte sich ihre Welt, dehnte sich aus zu Orten und Menschen jenseits von Hopewell. Was ging in dieser größeren Welt vor sich, in der Welt, in die ihre Zukunft sie führen würde? Was würde ohne John Ross aus jener Welt werden?

Regen bedeckte die Fenster in glitzernden Schwaden, die alles, was dahinter lag, in einen schimmernden Nebel tauchten. Der Park und ihr Garten verschwanden. Die Welt dahinter verschwand.

Sie ging zum Telefon und rief Robert Heppler an. Er antwortete nach dem vierten Klingeln und klang zerstreut. »Ja, Hallo?«

»Wieder am Computer, Robert?« neckte sie ihn.

»Nest?«

»Willst du nachher eine Pizza essen gehen?«

»Nun, ja, natürlich.« Jetzt war er aufmerksam und eifrig, wenn auch überrascht. »Wann?«

»In einer Stunde. Ich hole dich ab. Aber du mußt einen kleinen Preis dafür bezahlen.«

»Was für einen?«

»Du mußt mich morgen früh nach Chicago, zum O'Hare-Flughafen fahren. Ich kann los, wann immer es dir paßt, und du kannst meinen Wagen nehmen. Bring ihn nur anschließend zurück und parke ihn in meiner Auffahrt.«

Sie wußte nicht, wie Ariel nach Seattle kommen würde, aber sie nahm nicht an, daß sie sich darüber Sorgen zu machen brauchte. Die Kreaturen der Lady schienen auch ohne die Hilfe von Menschen sehr gut zurechtzukommen.

Sie wartete darauf, daß Robert etwas sagte. Es gab eine lange Pause, bevor er es tat. »O'Hare? Wo willst du denn hin?«

»Seattle.«

»Seattle?«

»Die Smaragdstadt, Robert.«

»Ja, ich weiß, wie man sie nennt. Warum willst du dort hin?«

Sie seufzte und starrte durch das Fenster in das regnerische Dunkel. »Ich schätze, man könnte sagen, daß ich den Zauberer besuchen will.« Sie machte eine Kunstpause. »Tschüß, Robert.«

Dann legte sie auf.

Montag, 29. Oktober

Kapitel 6

John Ross beendete den abschließenden Absatz von Simons Rede, die er im Seattle Art Museum halten würde, las sie noch einmal durch, um sicherzustellen, daß auch alles flüssig ineinander überging, ließ den Stift fallen und lehnte sich mit einem zufriedenen Seufzer auf seinem Stuhl zurück. Nicht schlecht. Er wurde ziemlich gut in diesem Reden-Schreiben. Es war nicht das, wozu ihn Simon angestellt hatte, aber es hatte den Anschein, daß es mittlerweile zu einem festen Bestandteil seiner Arbeitsplatzbeschreibung gehörte. All die Jahre, die er an der Uni in Englisch-Kursen verbracht hatte, waren schließlich doch noch zu etwas gut. Er grinste und blickte aus dem Fenster seines winzigen Büros. Der morgendliche Regen wurde von der Nachmittagssonne verdrängt. Über ihm waren zwischen den treibenden Wolken kleine blaue Flecken auszumachen. Ein weiterer, typischer Seattle-Tag.

Er schaute zu der Uhr auf seinem Schreibtisch und sah, daß es fast drei Uhr war. Zeit für eine Pause.

Er schob seinen Stuhl zurück und stand mühsam auf. Er hatte die Vierzig vor drei Jahren passiert, aber wenn er saß, ging er ohne weiteres für zehn Jahre jünger durch. Er war schlank und hatte das sonnengebräunte, grobknochige Aussehen eines Naturburschen, dessen Gesicht zwar wettergegerbt, aber immer noch jungenhaft war. Das lange braune Haar hatte er mit einem zusammengerollten Halstuch zurückgebunden, was den Eindruck vermittelte, als sei ihm nicht ganz wohl bei dem Gedanken, erwachsen zu

werden. Blaßgrüne Augen schauten in die Welt hinaus, als wüßten sie noch nicht recht, was sie von ihr halten sollten.

Und tatsächlich hatte John Ross eine lange Zeit damit zugebracht, den Sinn des Lebens zu enträtseln.

Er stand da, die Hand auf den polierten Walnußstock gestützt, der ihm als Krücke diente, und fragte sich wieder einmal, was geschehen würde, wenn er die Warnung ignorierte, die er zusammen mit dem Stock erhalten hatte, wenn er ihn einfach wegwerfen würde und so das letzte Band zerriß, das ihn an das Wort fesselte. Er hatte in den letzten paar Monaten oft daran gedacht und sich gesagt, daß es keinen Grund für eine weitere Verzögerung gab, daß er die Entscheidung einfach treffen und danach handeln sollte. Aber er konnte sich nie ganz dazu bringen, es zu tun, obgleich er kein Ritter des Wortes mehr war und die Macht des Stabes keinen Teil seines Lebens mehr darstellte.

Er fuhr mit den Fingern langsam das glatte Holz hinauf und hinunter und versuchte herauszufinden, ob er noch daran gebunden war. Doch der Stab gab nichts preis. Ross wußte noch nicht einmal, ob er noch immer Macht über die Magie besaß, die er enthielt; er fühlte ihre Wärme nicht mehr, und auch ihr Glanz war auf der dunklen Holzoberfläche nicht mehr auszumachen. Er spürte ihre Präsenz nicht mehr.

Er schloß kurz die Augen. Er hatte sein altes Leben zurückgewollt, das Leben, das er aufgegeben hatte, um ein Ritter des Wortes zu werden. Er war bereit gewesen, alles zu riskieren, um es zurückzubekommen. Und vielleicht, dachte er düster, hatte er genau das getan. Schließlich war das Wort der Schöpfer. Was fühlte der Schöpfer, wenn man ihm sagte, daß man von einer Vereinbarung mit ihm zurücktreten wollte? Vielleicht würde Ross dies niemals wissen. Was er hingegen wußte, war, daß sein Leben wie-

der ihm gehörte, und er würde es sich nicht so einfach nehmen lassen. Der Stab, argumentierte er und blickte ihn dabei müde an, war eine Mahnung, was es bedeuten würde, wenn er es täte.

Laute Stimmen, die zugleich jammernd und tränenreich waren, trieben Della Jenkins den Korridor entlang. Sie rannte vor sich hin murmelnd an seiner Tür vorbei und grüßte ihn dabei mit einem frustrierten Kopfschütteln. Einen Augenblick später kam sie mit einem Bündel Papieren in der Hand wieder zurück. Er stützte sich auf seinen Stock, ließ sich Zeit, folgte ihr aber neugierig den Gang entlang zum Vorzimmer im vorderen Teil des alten Gebäudes. Della saß heute an der Aufnahme, und Montage waren immer hart. Am Wochenende schienen mehr Dinge zu geschehen als während der Woche – alle möglichen Arten von Konfrontationen, die wochen- oder monatelang vor sich hingebrodelt hatten, bevor sie wie ein überhitzter Dampfkochtopf explodierten. Er verstand es nicht. Warum solche Dinge so oft am Wochenende stattfanden, blieb ihm ein Rätsel. Er fand, daß es ein Freitag ebensogut tun würde, aber vielleicht stellten die Wochenenden für die Geprügelten und Mißbrauchten jene Brücke zu einem Neuanfang dar, den sie am Montag dann in Angriff nahmen.

Als Ross schließlich den Vorraum erreichte, waren die Stimmen verstummt. Er hielt in der Türöffnung inne und lugte vorsichtig hinein. Della hatte sich dicht über ein Teenager-Mädchen gebeugt, das in einem Stuhl neben dem Empfangstisch zusammengesackt war und zu weinen begonnen hatte. An einen ihrer Arme klammerte sich ein kleineres Mädchen, dem Tränen über das Gesicht liefen. Dellas Hand ruhte leicht auf der Schulter der Älteren, und sie sprach sanft auf sie ein. Della war eine große Frau mit gewaltigem Haarschopf, einer Haut in der Farbe von Milch-

schokolade und einer Reihe von Kleidern, die es ausschließlich in Primärfarben zu geben schien. Sie hatte sowohl eine tiefe, sanfte Stimme als auch einen eindrucksvollen bösen Blick, und sie war in der Lage, jeweils das von beiden zum Tragen zu bringen, was die Situation erforderte. In diesem Fall schien sie sich für ersteres entschieden zu haben, und die Schluchzer des Teenagers begannen bereits abzuebben. Eine Handvoll Frauen und Kinder saßen auf Stühlen in anderen Teilen des Raums. Ein paar von ihnen schauten mit einer Mischung aus Neugier und Mitgefühl zu. Neuankömmlinge, die sich um ein Bett bewarben. Als sie Ross erblickten, wandten sich die Frauen wieder ihren Anmeldeformularen zu, und die Kinder richteten ihre Aufmerksamkeit auf den Mann. Er lächelte ihnen zu, und ein kleines Mädchen lächelte zurück.

»Schon gut, ganz ruhig, laß dir Zeit. Lies dir alles durch und füll aus, was du kannst, bei dem Rest helfe ich dir«, sagte Della, richtete sich auf und nahm die Hand von der Schulter des Mädchens. »So ist es richtig. Ich bin gleich hier drüben, komm einfach zu mir, wenn du fertig bist.«

Sie ging zu ihrem Schreibtisch, warf Ross einen Blick und ein Achselzucken zu und setzte sich mit einem Seufzer hin. Wie alle, die in der Aufnahme arbeiteten, war sie ein ausgebildeter Profi, der Erfahrung mit der Behandlung von Neuankömmlingen hatte. Della war seit etwa fünf Jahren bei Fresh Start, laut Ray Hapgood fast seit der Gründung, und so hatte sie bereits so ziemlich alles gesehen und gehört.

Ross ging zu ihr hinüber, und sie zeigte ihm ein mißtrauisches Stirnrunzeln. »Nichts zu tun, Mr. Redenschreiber? Brauchst du vielleicht ein wenig mehr Arbeit?«

»Ich bin deprimiert und brauche ein Lächeln von dir«, antwortete er mit einem Zwinkern.

»Oho, für welches Amt kandidierst du denn?« Sie warf ihm einen vielsagenden Blick zu und deutete mit dem Kopf zu dem Mädchen.»Die kleine Lady dort drüben, sie ist siebzehn. Sie sagt, sie sei schwanger und daß der Vater weder sie noch das Baby will, er will nichts damit zu tun haben. Irgendeine Zufalls-Sex-Geschichte oder so, ist selbst erst achtzehn. Das andere Mädchen ist ihre Schwester. Sie hausen irgendwo, alle beide. Ausreißer, Straßen-Kids, Babys, die Babys machen. Ich habe ihr gesagt, daß wir ihnen ein Bett geben, daß sie sich aber von einem Arzt untersuchen lassen muß und daß ihre Eltern benachrichtigt werden müssen, wenn es welche gibt. Das will sie natürlich nicht, vertraut den Ärzten nicht, haßt ihre Eltern, so sind sie alle. Grundgütiger Himmel!«

Ross nickte. »Du hast ihr den Grund für das alles erklärt?«

Della warf ihm ihren bösen Blick zu. »Natürlich habe ich es ihr erklärt! Was glaubst du denn, daß ich hier tue – einfach nur Platz wegnehmen? Wer ist schon länger hier, du oder ich?«

Ross zuckte zurück. »Tut mir leid, daß ich gefragt habe.«

Sie boxte ihm spielerisch gegen den Arm. »Nein, das tut es nicht.«

Er sah sich in dem Raum um. »Wie viele neue Betten sind heute dazugekommen?«

»Sieben. Ohne diese hier.« Della schüttelte trübsinnig den Kopf. »Wenn das so weitergeht, werden wir anfangen müssen, sie in deinem Büro unterzubringen, wo sie auf dem Fußboden schlafen können. Hast du etwas dagegen, über ein paar Babys und Mütter zu steigen, während du arbeitest – vorausgesetzt, du arbeitest tatsächlich, während du da

hinten hockst?«

Er zuckte mit den Schultern. »Obdachlose von Wand zu Wand. Vielleicht kann ich ein paar von ihnen dazu bringen, das Schreiben für mich zu übernehmen. Wahrscheinlich haben sie mehr Ahnung von dieser ganzen Sache als ich.«

»Das haben sie wahrscheinlich.« Della gab heute kein Pardon. »Bist du irgendwohin unterwegs, oder bist du nur hergekommen, um im Weg zu sein?«

»Ich bin unterwegs, mir einen Kaffee zu holen. Willst du auch einen?«

»Nein, will ich nicht. Ich habe zuviel zu tun. Anders als jemand, den ich kenne.« Sie widmete sich wieder ihren Papieren und beendete damit die Audienz. Dann fügte sie hinzu: »Aber wenn du mir einen brächtest – mit Milch und Zucker –, würde ich ihn wahrscheinlich trotzdem trinken.«

Er ging den Flur entlang zum Fahrstuhl und drückte auf den Knopf. Der Kaffeeraum für die Angestellten war im Keller, zusammen mit einer Küche, Lagerräumen für Nahrungsmittel, Vorräte und Putzgeräte sowie den Wasserboilern und der Heizung. Platzsparen war die höchste Devise. Fresh Start beherbergte zu jeder Zeit zwischen hundertfünfzig und zweihundert Frauen und Kinder, alles Obdachlose, die meisten Opfer von Mißbrauch. Verwaltungsbüros und ein Erste-Hilfe-Zimmer nahmen das Erdgeschoß des sechsstöckigen Gebäudes ein, und die fünf Obergeschosse waren in Schlafsäle mit ein paar Einzelzimmern verwandelt worden. Im ersten Stock befand sich zudem ein Speiseraum, der bis zu hundert Personen faßte, was gut funktionierte, wenn alle in Schichten aßen. Nebenan, gleich im nächsten Gebäude, befand sich Pass/Go, die Schule für die Kinder, die in Fresh Start wohnten. Die Schule wurde die meiste Zeit von sechzig bis siebzig Kindern besucht. Die feste Belegschaft von Pass/Go bestand aus zwölf, die von Fresh

Start aus fünfzehn Angestellten. Freiwillige füllten den Rest aus.

Es wiesen keine Schilder auf die Gebäude hin, und es gab auch keine anderen Anzeichen dafür, welche Arbeit in ihnen geleistet wurde. Die Häuser waren farblos und gewöhnlich und befanden sich östlich des Occidental Park im Stadtteil Pioneer Square. Der International District lag gleich südlich über dem Kingdome. Die Innenstadt mit ihren Hotels, Wolkenkratzern und Geschäften war ein Dutzend Blocks weit im Norden. Elliott Bay und der Uferbezirk erstreckten sich im Westen. Klienten gab es jede Menge; man konnte sie in den angrenzenden Straßen finden, wenn man sich die Zeit nahm, nach ihnen Ausschau zu halten.

Fresh Start und Pass/Go waren gemeinnützige Einrichtungen, die von der Schulbehörde, verschiedenen wohltätigen Organisationen und privaten Spenden finanziert wurden. Beide Organisationen waren das Geistesprodukt eines Mannes – Simon Lawrence.

John Ross blickte auf seine Füße hinab. Simon Lawrence. Der Zauberer von Oz. Der Mann, den er laut seiner Träume in zwei Tagen töten würde.

Die Türen des Fahrstuhls öffneten sich, und er trat hinein. Es gab eine Treppe, aber obwohl er dem Dienst für das Wort entsagt hatte, hatte er immer noch Schwierigkeiten beim Laufen. Er nahm an, daß er sie immer haben würde. Es schien nicht gerecht zu sein, daß er ein Krüppel blieb, nachdem er seine Stellung aufgegeben hatte, wenn man bedachte, daß er durch die Annahme eben dieser Aufgabe seine Behinderung bekommen hatte, aber er nahm an, daß das Wort diese Angelegenheit anders sah. Schließlich war das Leben an sich nicht besonders fair.

Er lächelte. Jetzt konnte er sich darüber lustig machen.

Sein neues Leben erlaubte es, Spaß zu haben. Er befand sich nicht an vorderster Front im Krieg gegen die Kreaturen der Leere, kämpfte nicht mehr darum, die Vernichtung der Menschheit zu verhindern. Das war vorbei und gehörte zu einer Zeit, in der es wenig zu lächeln und viel zu fürchten gegeben hatte. Er hatte dem Wort für fast fünfzehn Jahre gedient, war ein Krieger gewesen, der zugleich Jäger und Gejagter war, ein Mann, der dem Tod stets nur einen Schritt voraus war. In den ersten zwölf Jahren hatte er jeden einzelnen Tag versucht, das Grauen zu verhindern, das ihm die Nacht zuvor in seinen Träumen enthüllt worden war. San Sobel war der Punkt gewesen, an dem er zerbrochen war, und eine Weile hatte er geglaubt, er würde sich nie davon erholen. Dann war Stef gekommen, und alles hatte sich geändert. Jetzt hatte er sein Leben zurück, und seine Zukunft wurde nicht mehr von seinen Träumen bestimmt.

Seinen Träumen? Seinen Alpträumen. Heute hatte er sie kaum noch, ihre Frequenz und Stärke hatte sich seit dem Zeitpunkt stetig verringert, als er sich von seiner Berufung als Ritter des Wortes abgewendet hatte. Zumindest dies deutete darauf hin, daß seine Flucht erfolgreich gewesen war. Als er ein Ritter des Wortes war, kamen die Träume in jeder Nacht, weil sie alles gewesen waren, mit dem er arbeiten konnte. Doch jetzt kamen sie nur noch sehr selten, und wenn sie es taten, blieben sie vage und unbestimmt, eher Schatten als Bilder, und sie deuteten auch nichts mehr an oder drohten und enthüllten.

Mit Ausnahme des Traums über Lawrence, jener, in dem der alte Mann John Ross aus der Vergangenheit kannte, jener, in dem er erkannte, daß die Worte des alten Mannes die Wahrheit waren und er wirklich den Zauberer von Oz getötet hatte. Er hatte den gleichen Traum jetzt bereits

dreimal gehabt, und jedesmal hatte er ein wenig mehr von dem enthüllt, was er tun würde. Er hatte noch nie einen Traum dreimal gehabt, auch nicht, als er noch ein Ritter des Wortes gewesen war; nie hatte er den gleichen Traum mehr als einmal gehabt. Am Anfang hatte es ihm angst gemacht, es hatte ihn so zermürbt, daß er, obwohl er bereits in Seattle gelebt und für Simon gearbeitet hatte, daran gedacht hatte, sofort fortzugehen, weit, weit fort, und jede Möglichkeit auszuschließen, daß der Traum sich erfüllen könnte.

Stef war es gewesen, die ihn davon überzeugt hatte, daß der einzige Weg, die Dinge zu besiegen, die man fürchtete, darin bestand, sich ihnen zu stellen. Er hatte sich schließlich zum Bleiben entschlossen, und es war die richtige Wahl gewesen. Er hatte keine Angst mehr vor dem Traum. Er wußte, daß er nicht eintreffen würde, daß er nicht töten würde. Lawrence und seine unglaubliche Arbeit bei Fresh Start und Pass/Go waren die Zukunft, die John Ross gewählt hatte und zu der er bedingungslos stand.

Ross trat aus dem Fahrstuhl in den Kaffeeraum. Der Raum war groß, aber fast leer. Es befanden sich nur ein paar Arbeitstische darin, vor denen Klappstühle standen. Die Kaffeemaschine und ein paar Tassen standen auf einem Schrank, in dem die Utensilien zum Kaffeemachen untergebracht waren. Vervollständigt wurde die Einrichtung von einem kleinen Kühlschrank, einer Mikrowelle und ein paar Regalbrettern, auf denen sich eine seltsame Ansammlung von Geschirr, Besteck und Gläsern befand.

Ray Hapgood saß an einem der Tische und las in der *Post-Intelligencer,* als Ross hereinkam. »John, mein Freund!« begrüßte er ihn und sah auf. »Wie läuft es mit der Schreiberei? Hast du dafür gesorgt, daß der Wiz wie die Wiederkunft Christi erscheint?«

Ross lachte. »Dazu braucht er meine Hilfe nicht. Die meisten Leute halten ihn bereits dafür.«

Hapgood lachte in sich hinein und schüttelte den Kopf. Ray war der Direktor von Pass/Go. Er war Absolvent der University of Washington, hatte einen Abschluß in Englischer Literatur gemacht und mehrere Jahre als Lehrer im Schulsystem von Seattle gearbeitet, bevor er zu Simon gekommen war. Er war ein großer, schlanker schwarzer Mann mit kurzgeschorenem Haar, das am Scheitel bereits dramatisch zurückging, strahlenden Augen und einem Mund, der immer zu einem Lächeln bereit war. Er war ein »schwarzer« Mann, weil er sich selbst so bezeichnete. Für ihn gab es kein höfliches »Afro-Amerikanisch«. Schwarzer Amerikaner war okay, aber schwarz allein reichte völlig aus. Er hatte wenig Geduld und Verständnis für diesen politisch korrekten Unsinn. Wie man ihn bezeichnete, machte keinen Unterschied, ob er jemanden mochte oder sogar Freund nannte. Er war dieser Typ von Mann – derb, offen, fleißig und immer geradeheraus. Ross mochte ihn sehr.

»Della schickt dir liebe Grüße«, sagte Ross mit verschmitzter Ironie und ging zur Kaffeemaschine hinüber. Er hätte einen echten Milchkaffee bevorzugt, aber das hätte einen Fußmarsch von zwei Häuserblocks bedeutet. Darauf hatte er keine Lust.

»Ja, Della ist wirklich in mich verliebt«, stimmte Ray ihm ernsthaft zu. »Tja, man kann es der Frau nicht verdenken, nicht wahr?«

Ross schüttelte den Kopf, goß sich eine Tasse ein und rührte ein wenig Milchpulver hinein. »Aber es ist nicht richtig von dir, sie so zappeln zu lassen. Du mußt den Fisch an Land ziehen oder die Leine kappen, Ray«

»Fisch an Land ziehen oder Leine kappen?« Ray starrte

ihn an. »Was ist das denn? Irgend so eine Redensart aus dem Mittelwesten, die ihr Jungs aus Ohio euch um die Ohren haut?«

»Yep.« Ross kam zu ihm herüber und lehnte seinen schwarzen Stock gegen seinen Stuhl. »Was sagt ihr Jungs aus Seattle denn so?«

»Wir sagen ›Scheiß oder verlaß den Lokus‹, aber ich nehme an, solches Gerede verletzt deine Gefühle, daher rede ich nicht so, wenn du in der Nähe bist.« Ray zuckte mit den Schultern und wandte sich wieder seiner Zeitung zu. Nach einer Minute sagte er: »Verdammt, warum lese ich dieses Zeug überhaupt? Es deprimiert mich doch bloß.«

Carole Price kam herein, lächelte Ross zu und ging zur Kaffeemaschine hinüber. »Was deprimiert dich, Ray?«

»Diese verdammte Zeitung! Die Leute! Das Leben im allgemeinen!« Ray Hapgood lehnte sich zurück und schüttelte die Zeitung, als wolle er sie von Spinnen befreien. »Hört euch das hier an. Da sind drei Geschichten, die eigentlich alle das gleiche berichten. Geschichte eins. Frau lebt in Renton, ist deprimiert – hat ihren Job verloren, der Ex-Mann zahlt keinen Unterhalt für ihr Kind, das von ihm ist, ihr Freund verprügelt sie regelmäßig und ohne Rücksicht auf die Nachbarn, so daß diese schon ein dutzendmal die Polizei gerufen haben, und anschließend fährt er besoffen mit ihrem Wagen und baut einen Totalschaden. Endresultat? Sie kommt nach Hause, steckt sich ihren Revolver in den Mund und bringt sich um. Aber vorher nimmt sie sich noch die Zeit, alle drei Kinder zu töten, weil sie sich nicht vorstellen kann – wie sie in ihrem aufmerksamerweise zurückgelassenen Abschiedsbrief schreibt –, daß die ohne sie weiterleben möchten.«

Carole nickte. Die Direktorin von Fresh Start war blond, sportlich, im mittleren Alter und eine Veteranin im Kampf

gegen die Mißhandlung von Frauen und Kindern. »Ich habe davon gehört.«

»Geschichte zwei.« Hapgood fuhr mit einem befriedigten Nicken fort. »Verlassener Ehemann beschließt, daß er genug vom Leben hat. Geht nach Hause, um Frau und Kinder zu besuchen, von denen zwei von ihm sind und aus einer früheren Ehe stammen, während die anderen beiden aus einer früheren Beziehung seiner Frau stammen. Er tötet die Frau, weil sie seine Ehefrau ist, und seine Kinder, weil sie *ihm* gehören. *Ihre* Kinder läßt er leben, weil sie nicht ihm gehören und er keine Verantwortung für sie verspürt.«

Carole schüttelte den Kopf und seufzte.

»Geschichte drei.« Hapgood rollte dramatisch mit den Augen, bevor er fortfuhr. »Ex-Mann erträgt den Gedanken nicht, daß seine frühere Frau mit einem anderen Mann zusammen ist. Geht mit einem Gewehr zu ihrem Wohnwagen rüber und erschießt erst die beiden und dann sich selbst. Zurück bleiben dabei drei verwaiste und heimatlose Kinder. Sie haben eben Pech gehabt.«

Er warf die Zeitung hin. »Wir hätten all diesen Leuten helfen können, verdammt noch mal! Wir hätten ihnen helfen können, wenn wir an sie herangekommen wären! Wenn sie nur zu uns gekommen wären und uns erzählt hätten, daß sie sich bedroht fühlten und …« Er warf hilflos die Hände in die Luft. »Ich weiß einfach nicht, es ist alles so eine Verschwendung!«

»Das ist es wirklich«, stimmte ihm Carole zu. Ross nippte an seinem Kaffee und nickte, sagte aber nichts.

»Und dann, auf derselben Seite, als ob sie überhaupt nicht die Ironie erkennen, die darin liegt, steht ein Artikel über die Empörung rund um die ›Piraten der Karibik‹-Ausstellung in Disney World!« Ray sah wütend aus. »Seht

ihr, diese Piraten jagen die Schankmädchen um einen Tisch und versteigern sie dann, und das stößt ein paar Leuten unangenehm auf. Okay, das verstehe ich ja noch. Aber diese Geschichte und das ganze Getue darum nimmt genausoviel Platz ein, wie das, was den Frauen und Kindern passiert ist, und zudem erregt es noch viel mehr Interesse der Öffentlichkeit. Und ich wette, Disney widmet den Piraten mehr Zeit und Geld, als sie den Obdachlosen geben. Ich meine, wer kümmert sich denn schon um Obdachlose? Was soll's, so lange es nicht mich oder dich betrifft?«

»Du bist besessen, Ray« sagte Jip Wing, ein junger Freiwilliger, der während des Gesprächs hereingeschlendert war. Hapgood warf ihm einen finsteren Blick zu.

»Was ist mit dem Artikel auf der nächsten Seite über das Mädchen, das nicht mehr an Judo-Wettkämpfen teilnehmen will, wenn sie sich weiter vor der Matte verbeugen muß?« Carole grinste wölfisch. »Sie sagt, diese Verbeugung hätte eine religiöse Bedeutung, und deshalb dürfte man sie nicht dazu zwingen. Matten-Anbetung oder so etwas. Ihre Mutter steht ihr natürlich bei. Diese Geschichte nimmt eine halbe Seite ein, mehr als die Morde oder die Piraten.«

»Die Prioritäten sind einfach völlig durcheinandergeraten, darauf läuft es hinaus.« Ray schüttelte den Kopf. »Wenn die Zeitungen anfangen zu glauben, daß das, was in Disney World oder bei einem Judo-Wettkampf passiert, genauso wichtig ist wie das, was mit obdachlosen Frauen und Kindern geschieht, dann sind wir in gewaltigen Schwierigkeiten.«

»Ganz zu schweigen von dem Platz, der der Sportberichterstattung gewidmet wird«, warf Jip Wing achselzuckend ein.

»Na ja, mit politisch unkorrekten Piraten und Matten-Anbetung, ganz zu schweigen vom Sport, kann man eben

einfacher umgehen als mit Obdachlosen, nicht?« meinte Carole bitter. »Das ist der Lauf der Welt, Ray Die Leute kümmern sich um das, womit sie umgehen können. Was zu schwierig ist oder wofür es keine einfache Lösung gibt, das wird beiseite gedrängt. Das ist zuviel für mich, denken sie. Das ist zu groß, als daß es ein einzelner Mann oder eine einzelne Frau regeln kann. Wir brauchen Komitees, Experten, Organisationen und ganze Regierungen dazu, damit fertig zu werden. Aber, hey, Matten-Anbetung? Piraten, die Mädchen jagen? Darum kann ich mich kümmern.«

Ross blieb still. Er dachte über seine eigenen Entscheidungen nach. Er hatte sich dem Druck verweigert, auf einem viel größeren und gewalttätigeren Schlachtfeld zu kämpfen als alles, worüber sie hier sprachen. Er hatte einen Krieg verlassen, der begonnen hatte, ihn völlig zu überwältigen, und der immer unbegreiflicher geworden war. Er war vor Dämonen, Fressern und Maentwrogs geflohen, Wesen der Magie und der Dunkelheit, Kreaturen der Leere. Denn nach San Sobel hatte er das Gefühl gehabt, daß seine Bemühungen, sie zu vernichten, zu nichts führten, daß er die Ergebnisse nicht mehr kontrollieren konnte und daß es nichts als pures Glück war, wenn er am Ende die Monster und nicht die Menschen tötete. Er fühlte sich ziellos, ineffizient und gefährlich unfähig. Wegen ihm waren Kinder gestorben. Den Gedanken, daß so etwas erneut passieren konnte, ertrug er nicht.

Trotz allem hatte er das Gefühl, als würde Ray direkt ihn ansprechen, und in der Wut des Mannes und seiner Frustration über das Fehlen einer angemessenen Reaktion der Menschheit auf das Problem der Obdachlosen und der mißbrauchten Frauen und Kinder spürte er den scharfen Stich eines persönlichen Vorwurfs.

Er holte tief Luft und hörte zu, wie Ray und Carole ihre

Diskussion fortsetzten. *Wieviel Gutes tun wir, meint ihr?* wollte er sie fragen. *Bei den Obdachlosen. Bei den Leuten, von denen ihr sprecht. Mit all unseren Projekten und aller harten Arbeit. Wieviel Gutes tun wir damit wirklich?*

Aber er sagte nichts. Er saß schweigend da und dachte über seine eigenen Niederlagen und Unzulänglichkeiten nach, über die fragwürdigen Entscheidungen, die er in seinem eigenen Leben bereits getroffen hatte. Es blieb die Tatsache, daß er seine Arbeit hier liebte und daß er glaubte, wirklich etwas Gutes zu leisten – mehr Gutes, als er als Ritter des Wortes bewirkt hatte. Hier konnte er die Ergebnisse auf einer Fall-für-Fall-Basis beobachten. Nicht alle seiner Bemühungen – ihrer Bemühungen – waren erfolgreich, aber es war leichter und weniger kostspielig, mit den Fehlschlägen zu leben. Wenn eine Veränderung zum Besseren durch einen Schritt nach dem nächsten erreicht wurde, dann waren die Leute, die zu Fresh Start und Pass/Go gehörten, mit Sicherheit auf dem richtigen Weg.

Er besann sich auf sein neues Engagement. Die Vergangenheit lag hinter ihm, und dort sollte er sie besser auch belassen. Es war nicht seine Bestimmung gewesen, ein Ritter des Wortes zu sein. Er war nie mehr als angemessen für das Unterfangen gewesen, nie mehr als zufriedenstellend. Die große Sache brauchte jemanden, der stärker und ausdauernder war, jemand, dessen Entschlossenheit seine eigene übertraf. Er hatte sein Bestes gegeben, aber er hatte auch soviel gegeben, wie er konnte. Nach San Sobel war Schluß damit. Es war vorbei.

»Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen«, sagte er zu niemand Bestimmtem.

Das Gespräch umschwirrte ihn noch, als er sich erhob. Ein paar weitere Angestellte waren hereingekommen, und jeder wollte seine eigene Meinung zu dem Thema äußern.

Mit einem Nicken zu Ray, der ihm einen kurzen Blick zuwarf, als er zum Fahrstuhl ging, durchquerte Ross den Raum, drückte den Knopf, trat in die leere Kabine, als sie ankam, und sah zu, wie der Pausenraum verschwand, als die Türen sich schlossen.

Er fuhr schweigend in das Erdgeschoß hinauf, die Augen gegen die Vergangenheit und die Erinnerung an sie geschlossen, und schottete sich in einer kurzzeitigen Schwärze ab.

Als der Fahrstuhl stoppte und er ausstieg, kreuzte Stefanie Winslow seinen Weg, die zwei geschlossene Pappbecher, Servietten, Strohhalme und Plastiklöffel auf einem kleinen Tablett aus Pappe trug.

»Kaffee, Tee oder mich?« fragte sie fröhlich und warf das lockige schwarze Haar zurück. Die Bewegung ließ sie seltsam mädchenhaft aussehen.

»Rate.« Er schürzte die Lippen, um nicht lächeln zu müssen. »Was hast'n da?«

»Zwei extra-große, fettarme Vanille-Milchkaffees, Kumpel.«

»Ist einer davon für mich?«

Sie grinste. »Das hättest du wohl gerne. Wie läuft es mit der Rede?«

»Fertig, bis auf den letzten Feinschliff. Der Wiz wird dieses Halloween brillant sein.« Er deutete auf das Tablett.

»Also, für wen sind die?«

»Simon ist in seinem Büro und gibt Andrew Wren von der *New York Times* ein Interview. Das ist *der* Andrew Wren, der *Enthüllungs*-Journalist.«

»Oh? Und was enthüllt er?«

»Nun, Süßer, das ist die Vierundsechzigtausend-Dollar-

Frage, nicht wahr?« Sie deutete mit dem Kopf. »Aus dem Weg, ich muß mich sputen.«

Er trat gehorsam zur Seite und ließ sie vorbei. Sie blickte über die Schulter zu ihm zurück. »Ich habe für sechs Uhr einen Tisch bei Umberto's reserviert. Ich hole dich pünktlich um halb sechs in deinem Büro ab.« Sie zwinkerte ihm zu.

Er sah ihr nach, wie sie den Vorraum entlang zu Simons Büro ging. Er dachte nicht mehr über die Obdachlosen und Mißbrauchten nach oder über Ray und Carole, über seine Vergangenheit und die Erinnerungen daran, er dachte an nichts mehr außer an sie. So war es mit Stef. So war es vom ersten Augenblick an gewesen, als sie sich begegnet waren. Sie war das beste, was ihm je widerfahren war. Er liebte sie so sehr, daß es wehtat. Aber der Schmerz war angenehm, er war süß. Wie sie ihn dazu brachte, so zu empfinden, war ihm ein Rätsel, das er niemals lösen wollte.

»Ich werde dort sein«, sagte er leise.

Er mußte zugeben, daß sein neues Leben ziemlich gut war. Lächelnd ging er zurück in sein Büro.

Kapitel 7

Andrew Wren stand am Fenster des Eckbüros des Wizard und schaute zu den Stadtstreichern hinab, die den Occidental Park gegenüber bevölkerten. Sie hockten auf Bänken, schliefen in alte Decken gewickelt im Schutz der Bäume und lungerten auf den flachen Stufen herum, die die verschiedenen Beton- und Kopfsteinpflaster-Ebenen des Areals voneinander trennten. Sie tranken aus Flaschen, die sie in Papiertüten verbargen, tauschten kleine Münzen unter-

einander und starrten ins Nichts. Touristen und Bürger beim Einkaufsbummel machten einen großen Bogen um sie. Fast niemand sah sie an. Ein paar Polizisten auf Fahrrädern beobachteten das Geschehen mit wachsamen Blicken und sprachen dann einen Mann an, der torkelnd aus der Tür eines Postkartenladens kam. Das bleiche Licht der Nachmittagssonne blitzte durch die dichte Ansammlung von Quellwolken, die auf ihrem Weg zu fernen Orten waren.

Wren wandte sich ab. Simon Lawrence saß an seinem Schreibtisch und telefonierte mit dem Bürgermeister wegen der Feier, die am Mittwochabend im Seattle Art Museum stattfinden sollte. Der Bürgermeister würde dort offiziell die Schenkung der Stadt verkünden. Seattle hatte ein leerstehendes Gebäude gleich gegenüber gekauft und stiftete es Fresh Start, um zusätzliche Unterkünfte für obdachlose Frauen und Kinder zu schaffen. Eine Spendensammlung hatte die Mittel eingebracht, um für die nötige Renovierung der Räumlichkeiten aufzukommen. Das Geld würde das Gebäude in einen wohnlichen Zustand versetzen und für Schlafräume, eine Küche, einen Eßsaal und Verwaltungsbüros sorgen. Es waren fast zwei Jahre nötig gewesen, um die Stadt dazu zu überreden, Grundstück und Gebäude zu stiften. Das Geld aufzubringen, das notwendig war, damit diese Schenkung auch von Nutzen war, hatte fast ebenso lange gedauert. Zusammengenommen war es eine ganz enorme Leistung gewesen.

Andrew Wren blickte auf seine Schuhe hinab. Der Zauberer von Oz hatte es wieder einmal geschafft. Aber zu welchem Preis für sich und die Organisation, die er gegründet hatte? Das war die Wahrheit, die zu ergründen Wren den ganzen Weg von New York hergekommen war.

Er war ein stämmiger, behäbiger Mann mit einem Schöpf widerspenstiger grauer Haare, die sich nicht bändi-

gen ließen und nach allen Seiten abstanden, was immer er auch dagegen tat. Die Kleider, die er trug, waren zerknittert und abgetragen. Sie waren bequem bei der Arbeit und verliehen ihm ein harmloses, ein wenig schäbiges Aussehen. Er trug eine abgenutzte braune Aktentasche, in der er seine Notizblöcke, Quellenmaterial und das Buch, das er jeweils gerade las, aufbewahrte. Darüber hinaus enthielt sie einen geheimen Vorrat an Nüssen und Süßigkeiten, von denen er sich ernährte, wenn er im Eifer der Arbeit die Essenszeit verpaßte oder vergaß. Er hatte ein rundes, freundliches Gesicht mit buschigen Augenbrauen und herabhängenden Wangen, und er trug eine Brille, die dazu tendierte, ihm die Nase herabzurutschen, wenn er sich beim Zuhören vorbeugte, um sein nachlassendes Gehör auszugleichen. Er war fast fünfzig, sah aber aus, als würde er auf die sechzig zugehen. Er hätte ein College-Professor sein können oder ein freundlicher Onkel oder auch ein Autor von charmanten Anekdoten und Aphorismen, die einem im Gedächtnis blieben und einen zum Lächeln brachten, wenn man sich an sie erinnerte.

Aber er war nichts von alledem. Sein behäbiges, teddybärartiges Aussehen machte ihn so erfolgreich in dem, was er tat. Er sah harmlos und leicht verwirrt aus, aber dieser Eindruck war äußerst trügerisch. Andrew Wren wurde zur Bulldogge, wenn es darum ging, die Wahrheit ans Licht zu zerren. Er ging den Dingen unnachgiebig auf den Grund. Investigativer Journalismus war ein harter Job, und man mußte in ihm Glück haben und gut sein. Er hatte den Trick raus, zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein und zu spüren, wann eine Geschichte es lohnte, ihr nachzugehen. Seine Instinkte waren unglaublich, und hinter den freundlichen Augen und dem zerknitterten Aussehen verbarg sich ein rasiermesserscharfer Verstand, der alle Schichten aus

Täuschungen durchdringen und zu dem winzigen Kern der Wahrheit vordringen konnte, der unter einem Hügel aus Unrat verborgen war. Es war schon mehr als ein allzu selbstsicherer Esel den Bach runtergegangen, weil er Andrew Wren unterschätzt hatte.

Es war jedoch unwahrscheinlich, daß sich Simon Lawrence in diese Gesellschaft einreihen würde. Wren kannte ihn gut genug, um zu wissen, daß es der Wiz nicht soweit gebracht hatte, indem er irgendjemanden unterschätzt hatte.

Simon legte den Hörer auf und lehnte sich in seinem Sessel zurück. »Es tut mir leid, Andrew, aber den Bürgermeister läßt man nicht warten.«

Wren nickte gutmütig und zuckte mit den Achseln. »Ich verstehe. Die Veranstaltung am Mittwoch bedeutet eine Menge für Sie.«

»Ja, aber was wichtiger ist, sie bedeutet viel für den Bürgermeister. Er hat sich für uns weit aus dem Fenster gelehnt, erst den Stadtrat dazu gebracht, eine Resolution zu verabschieden, durch die uns das Gebäude gestiftet wurde, und die Idee dann den Wählern verkauft. Ich möchte, daß er sich am Ende gut dabei fühlt, die Angelegenheit vorangetrieben zu haben.«

Wren schritt zu dem Sessel hinüber, der Simons Schreibtisch gegenüberstand, und setzte sich. Obgleich sie sich erst einmal getroffen hatten und dies auch schon zwei Jahre zurücklag, hatte Simon Lawrence keine Probleme damit, Wren mit dem Vornamen anzureden. Der Reporter würde vorerst nichts tun, um ihn davon abzubringen.

»Ich nehme an, daß sich bei dieser Sache eigentlich alle ziemlich gut fühlen müßten«, schmeichelte er ihm. »Es ist schon eine beeindruckende Leistung.«

Simon lehnte sich vor, stützte die Ellenbogen auf den

Tisch, legte das Kinn in die Hände und sah Wren nachdenklich an. Er war auf eine robuste Weise gutaussehend, mit gutgeformten Zügen, dichtem schwarzem Haar und strahlend blauen Augen. Wenn er ging, wirkte er wie eine große Katze. Er glitt fast dahin, langsam und elegant, niemals hastig und immer von einem Selbstvertrauen umgeben, das suggerierte, daß er sich nicht so einfach überraschen ließ. Wren schätzte ihn auf etwas über einsachtzig und vielleicht knapp zweihundert Pfund. Seiner Geburtsurkunde zufolge, die Wren vor zwei Jahren in den Akten eines Vororts von St. Louis ausgegraben hatte, als er sich vergeblich bemüht hatte, etwas über Simons Kindheit zu erfahren, war der Wiz fünfundvierzig Jahre alt. Er war unverheiratet, hatte keine Kinder, keine lebenden Verwandten, von denen man wußte, lebte allein und war die wichtigste Stimme seiner Generation im Kampf gegen die Armut.

Seine Geschichte war bemerkenswert. Er war vor acht Jahren nach Seattle gekommen, nachdem er vorher mehrere Jahre für nationale Projekte wie Habitat for Humanity und Child Risk gearbeitet hatte. Hier in der Stadt arbeitete er für die Union Gospel Mission und für Treehouse, bevor er nach drei Jahren Fresh Start gründete. Er begann mit einer Gruppe von Freiwilligen in einem alten Lagerhaus in der Jackson Street. Innerhalb eines Jahres hatte er die Finanzierung zusammen, um das Haus zu mieten, in dem Fresh Start jetzt untergebracht war, einen dreiköpfigen Angestelltenstab zu engagieren, zu dem Ray Hapgood gehörte, und damit zu beginnen, das Startkapital für sein nächstes Projekt Pass/Go zu sammeln. Er schrieb ein Buch mit dem Titel *Straßenleben* über obdachlose Frauen und Kinder. Ein Dokumentarfilmer interessierte sich für seine Arbeit und drehte einen Bericht darüber, der mit dem Oscar ausgezeichnet wurde. Kurz darauf war Simon für den angesehe-

nen *Jefferson Award* nominiert worden, mit dem Bürger ausgezeichnet wurden, die Außergewöhnliches für die Gemeinschaft geleistet hatten. Er war einer von fünf Gewinnern im Staat Washington, wurde für die nationale Ausscheidung ausgewählt und gewann schließlich *den Jacqueline Kennedy Onassis Award*.

Von nun an ging es richtig los. Die Medien begannen, regelmäßig über ihn zu berichten. Er war fotogen, charmant, erzählte mit echter Leidenschaft von seiner Arbeit und gab hervorragende Interviews. Seine Projekte erlangten nationale Bekanntheit. Hollywood wurde auf ihn aufmerksam, und er war schlau genug zu wissen, wie er dies am besten für sich nutzte. Das Geld strömte nur so herein. Er kaufte die Gebäude, in denen sich Fresh Start und Pass/Go befanden, vergrößerte seinen Stab von Vollzeit-Mitarbeitern, begann ein Programm zur Ausbildung von Freiwilligen und entwickelte ein umfassendes Informationsprogramm über die Wurzeln von Obdachlosigkeit, das er Organisationen zugänglich machte, die sich in anderen Städten mit diesem Problem beschäftigten. Er initiierte mehrere aufsehenerregende Spendenaktionen, bei denen sich nationale Berühmtheiten unter die Einheimischen mischten, und mit dem dabei zusammengekommenen Geld gründete er eine Stiftung, die Startkapital für Projekte wie die seinen zur Verfügung stellte.

Außerdem schrieb er ein zweites Buch, das umstrittener war als das erste, von den Kritikern aber hochgelobt wurde. Der Titel war *Das spirituelle Kind*. Es war für alle eine Überraschung, da es nicht von Obdachlosigkeit handelte, sondern vom spirituellen Wachstum von Kindern. Das Buch argumentierte sehr vehement, daß Kinder über eine angeborene Intelligenz verfügten, die es ihnen ermöglichte, die Lektionen der Spiritualität zu begreifen. Er beharrte

darauf, daß die Erwachsenen besser daran täten, weniger Zeit damit zu verbringen, ihren Kindern ihre persönliche religiöse und weltliche Sicht der Dinge zu vermitteln, und sie stattdessen lieber dazu ermutigen sollten, ihre eigene zu erforschen. Es war ein kontroverser Standpunkt, aber Simon Lawrence war in der Lage, ein Argument vorzutragen, ohne dabei streitsüchtig zu wirken, und erzielte einen vollen Erfolg.

Mittlerweile wurde er regelmäßig als Wizard of Oz bezeichnet, ein Name, der schon sehr früh vom Magazin *People* geprägt worden war, als dieses in einem oberflächlichen Bericht über die Wunder berichtet hatte, mit denen er Fresh Start in Gang gebracht hatte. Wren wußte, daß Simon nicht sehr glücklich über diese Bezeichnung war, aber er wußte auch, daß der Wiz den Wert von Publicity kannte, und ein griffiger Name schadete nichts, wenn es ans Geldsammeln ging. Schließlich lebte er in der Smaragdstadt, also konnte er sich kaum darüber beklagen, in den Medien als Zauberer von Oz bezeichnet zu werden. Oder in letzter Zeit einfach »der Wiz«, denn mittlerweile schienen alle der Meinung zu sein, mit ihm auf du und du zu sein. Simon Lawrence war heiß, und das machte ihn zu einer Nachricht, was wiederum den Grund für Andrew Wrens Besuch bei ihm umso interessanter machte.

»Eine Leistung«, sagte Simon leise und wiederholte Wrens Worte. Er schüttelte den Kopf. »Andrew, mir geht es wie dem holländischen Jungen, der seinen Finger in das Loch im Deich gesteckt hat, und auf der anderen Seite steigt die Flut. Lassen Sie mich Ihnen ein paar Statistiken geben, über die Sie nachdenken sollten. Benutzen Sie sie für Ihre nächste Story oder lassen Sie es, wie Sie wollen, es ist mir gleich. Aber denken Sie an sie.

In dieser Einrichtung gibt es zweihundert Betten. Mit

dem neuen Gebäude sollten wir diese Zahl verdoppeln können. Das gibt uns vierhundert. Vierhundert, um obdachlosen Frauen und Kindern zu helfen. Es gibt zwölfhundert obdachlose Kinder im schulfähigen Alter, Andrew. Nur Kinder, keine Frauen. Vierundzwanzig Prozent unserer Obdachlosen sind unter achtzehn. Und diese Zahl steigt täglich.

Wir konzentrieren uns auf einen ganz bestimmten Ausschnitt. Wir helfen obdachlosen Frauen und Kindern. Achtzig Prozent dieser Frauen und Kinder sind aus Gründen häuslicher Gewalt obdachlos geworden. Das Problem häuslicher oder familiärer Gewalt wächst weltweit, aber insbesondere hier in den Vereinigten Staaten. Die Statistiken über Kinder, die eines gewalttätigen Todes sterben, sind deutlich höher als im Rest der Welt. Es ist für ein amerikanisches Kind fünfmal wahrscheinlicher, unter achtzehn getötet zu werden, als in jeder anderen Industrienation. Die Rate von Kindern, die durch Schußwaffen oder Selbstmord sterben, ist mehr als doppelt so hoch wie in anderen Ländern. Wir halten uns selbst gerne für fortschrittlich und aufgeklärt, aber man kommt ins Zweifeln. Obdachlosigkeit ist eine Alternative zum Sterben, aber keine sonderlich attraktive. Daher ist es schwierig für mich, auf vollbrachte Leistungen stolz zu sein, wenn das Problem gleichzeitig so dringlich bleibt.«

Wren nickte. »Ich habe diese Statistiken gesehen.«

»Gut. Dann lassen Sie mich Ihnen einen Überblick darüber geben, wie unsere Nation auf das Obdachlosenproblem antwortet.« Simon Lawrence lehnte sich wieder in seinem Sessel zurück. »In einer Zeit, da das Obdachlosenproblem weltweit rasant wächst – was, in unterschiedlichem Ausmaß, mit Bevölkerungswachstum, Arbeitsplatzabbau, technologischen Entwicklungen, Zerfall von Familienstruktu-

ren, Gewalt und den steigenden Haushaltskosten zu tun hat –, in einer solchen Zeit hat unsere Antwort Bundesstaat für Bundesstaat, Stadt für Stadt, darin bestanden, mit aller Macht wegzuschauen. Oder, als Alternative, das Problem in einen anderen Teil des Landes zu verlagern. Wir bemühen uns landesweit darum, neue Verordnungen zu erlassen, die einzig dazu dienen, die Obdachlosen dorthin abzuschieben, wo wir sie nicht sehen müssen. Verbietet ihnen das Betteln, laßt sie nicht in unseren Parks schlafen, führt Polizeirazzien durch, um sie aufzulesen und aus der Stadt zu werfen – das ist unsere Lösung. Gibt es eine gemeinsame Bestrebung, zu den Wurzeln des Obdachlosenproblems vorzustoßen, Wege zu finden, um sie zu rehabilitieren und wieder in die Gemeinschaft einzugliedern, die Unterschiede zwischen den Obdachlosen aufzuzeigen, damit man entsprechend ihren besonderen Umständen helfen kann? Wie viele Steuergelder werden ausgegeben, um Unterkünfte zu errichten, um Duschen und heiße Mahlzeiten zur Verfügung zu stellen? Was für Anstrengungen werden unternommen, um zu untersuchen, welchen Einfluß häusliche Gewalt auf das Problem hat, insbesondere, wo Frauen und Kinder betroffen sind?«

Er kreuzte die Arme vor der Brust. »Wir haben Tausende und Abertausende von Menschen, die ohne ein Zuhause auf den Straßen unserer Großstädte leben, während zur gleichen Zeit Männer und Frauen Millionen von Dollar verdienen, indem sie Firmen leiten, in denen Produkte hergestellt werden, deren ständiger Gebrauch unsere Gesundheit, unsere Umwelt und unsere Werte vernichtet: Die Ironie darin ist unglaublich. Es ist obszön.«

Wren nickte. »Aber das können Sie nicht ändern, Simon. Das Problem ist zu tief in dem verwurzelt, wer wir sind, zu sehr ein Teil von dem, wie wir unser Leben leben.«

»Wem sagen Sie das. Ich fühle mich wie Don Quichotte, der gegen die Windmühlen anrennt.« Simon zuckte mit den Achseln. »Es ist offensichtlich hoffnungslos, nicht wahr? Aber wissen Sie was, Andrew? Ich weigere mich aufzugeben. Das tue ich wirklich. Es hat für mich keine Bedeutung, ob ich scheitere. Es hat nur Bedeutung, wenn ich es gar nicht erst versuche.« Er dachte einen Augenblick darüber nach. »Zu schade, daß ich nicht wirklich der Zauberer von Oz bin. Wenn ich es wäre, könnte ich einfach hinter den Vorhang gehen, an einem Hebel ziehen und alles verändern – einfach so.«

Wren lachte leise. »Nein, das könnten Sie nicht. Der Zauberer von Oz war ein Scharlatan, erinnern Sie sich?«

Simon Lawrence lachte mit ihm. »Unglücklicherweise tue ich das. Ich muß jedesmal daran denken, wenn mich jemand als Wiz anspricht. Tun Sie mir einen Gefallen, Andrew. Bitte vermeiden Sie diese schreckliche Bezeichnung in Ihrem Artikel, worum es sich dabei auch immer handeln mag. Nennen Sie mich Toto oder sonstwie; vielleicht bleibt es irgendwie hängen.«

Ein leises Klopfen erklang, die Tür öffnete sich, und Stefanie Winslow kam mit den Milchkaffees herein, die sie auf Simons Bitte in dem Cafe bei der Elliott Bay Book Company gekauft hatte. Beide Männer wollten sich erheben, aber sie bedeutete ihnen, sitzen zu bleiben. »Bleiben Sie, wo Sie sind, meine Herren, Sie brauchen sicher Ihre ganze Energie für das Interview. Ich stelle das hier nur schnell auf den Tisch und verschwinde dann wieder.«

Sie warf Wren ein strahlendes Lächeln zu, und er wünschte sich sofort, er wäre jünger und cooler, und selbst dann hätte er wahrscheinlich eine Mischung aus Harrison Ford und Bill Gates sein müssen, um bei dieser Frau eine Chance zu haben. Stefanie Winslow war schön, aber sie

war zudem auch exotisch, eine Kombination, die sie unvergeßlich machte. Sie war groß und schlank mit pechschwarzem Haar, das ihr lockig bis auf die Schultern fiel und streng vom Gesicht und den Ohren nach hinten gekämmt war, so daß es wie Seide im Sonnenlicht schimmerte. Ihre Haut hatte eine seltsam rauchige Farbe, die darauf hindeutete, daß sie gemischte Vorfahren hatte und das Produkt von mehr als einer Kultur, von mehr als einem Volk war. Sensationelle Smaragdaugen beherrschten ein ovales Gesicht mit winzigen, perfekten Zügen. Sie bewegte sich auf eine elegante, geschmeidige Weise, die ihre langen Gliedmaßen, den Hals und die aufregende Figur betonte. Sie schien sich nicht bewußt zu sein, wie sie aussah, und war anscheinend völlig mit sich selbst zufrieden. Sie strahlte ein völlig entspanntes Selbstvertrauen aus, das einen zugleich ansteckenden und verwirrenden Einfluß auf die Menschen in ihrer Nähe ausübte. Andrew Wren hätte die Reise nach Seattle gemacht, nur um sie für zehn Sekunden leibhaftig vor sich zu haben.

Sie stellte die Milchkaffees vor die beiden Männer hin und ging zur Tür. »Simon, ich gehe jetzt daran, die SAM-Vorbereitungen abzuschließen, und mache dann Schluß. John hat deine Rede bis auf ein letztes Aufpolieren fertig, daher genehmigen wir uns ein langes, ruhiges, intimes Abendessen. Wir sehen uns morgen.«

»Bye, Stef.« Simon winkte sie hinaus.

»Schön, Sie kennengelernt zu haben, Mr. Wren«, rief sie zurück.

Die Tür schloß sich mit einem leisen Klicken hinter ihr. Wren schüttelte den Kopf. »Sollte sie nicht ein Model oder eine Schauspielerin oder so etwas sein? Was für eine Macht haben Sie denn über sie, Simon?«

Simon Lawrence zuckte nur mit den Schultern. »Bleiben

Sie bis zu der Schenkung am Mittwoch, Andrew, oder müssen Sie gleich wieder zurück?«

Wren griff nach dem Milchkaffee und nahm einen tiefen Schluck. »Nein, ich bleibe bis Donnerstag. Die Schenkung ist ein Teil dessen, weshalb ich hier bin. Sie ist von zentraler Bedeutung für den Artikel, den ich schreibe.«

Simon nickte. »Exzellent. Und was mag wohl der andere Teil sein, wenn Sie nichts gegen die Frage einzuwenden haben? Alles, worüber wir gesprochen haben, hat bereits in den Zeitungen gestanden – und zwar bis zum Abwinken, wenn ich das hinzufügen darf. Die *New York Times* hat ihren besten Reporter doch nicht deshalb geschickt, um mich das alles noch mal zu fragen, oder? Was ist los, Andrew?«

Wren zuckte mit den Achseln und versuchte, die Geste beiläufig aussehen zu lassen. »Nun, zum Teil geht es um die Schenkung. Ich arbeite an einem Bericht über die Anstrengungen – oder ihr Fehlen – von Konzernen und der Regierung bei den sozialen Problemen des städtischen Amerika. Gott weiß, daß es darüber wenig genug Positives zu schreiben gibt, und Ihre Programme sind helle Lichter in einem hauptsächlich schattigen Panorama aus Vernachlässigung und Desinteresse. Sie haben tatsächlich etwas getan, wo andere nur geredet haben – und das, was Sie getan haben, funktioniert.«

»Aber?«

»Aber im letzten Monat oder so hat die Zeitung eine Reihe von anonymen Anrufen und Briefen erhalten, die andeuten, daß es finanzielle Unregelmäßigkeiten in Ihren Projekten gäbe, die untersucht werden sollten. Daher hat mich mein Herausgeber beauftragt, dem nachzugehen, und da bin ich.«

Simon nickte, sein Gesicht war ausdruckslos. »Finanzielle Unregelmäßigkeiten. Ich verstehe.« Er musterte Wren. »Sie müssen bereits an dieser Sache gearbeitet haben. Haben Sie etwas gefunden?«

Wren schüttelte den Kopf. »Nicht das mindeste.«

»Und das werden Sie auch nicht. Die Anschuldigung ist lächerlich.« Simon nippte an seinem Kaffee und seufzte.

»Aber was sollte ich wohl sonst sagen, richtig? Um Sie also zu beruhigen und um zu demonstrieren, daß ich nichts zu verbergen habe, werde ich Ihnen einen Blick in unsere Bücher gewähren, Andrew. Ich tue dies nicht oft, wie Sie sich denken können, aber in diesem Fall werde ich eine Ausnahme machen. Ich gehe davon aus, daß Sie bereits wissen, daß wir Buchprüfer, Anwälte und ein Direktorium haben, um sicherzustellen, daß alles, was wir tun, über jeden Vorwurf erhaben ist. Wir sind eine Organisation, die stark im Licht der Öffentlichkeit steht, und wir haben sehr wichtige Spender. Wir dürfen nicht riskieren, unseren guten Ruf zu verlieren.«

»Das weiß ich«, beschwichtigte ihn Wren und setzte eine etwas verlegene Miene auf, um die unausgesprochene Kritik abzuwehren. »Aber ich bin Ihnen sehr dankbar dafür, daß Sie mir gestatten, das mit eigenen Augen zu sehen.«

»Die Bücher werden Ihnen zeigen, was hereinkommt und was hinausgeht, alles, mit Ausnahme der Namen unserer Spender. Um die geht es Ihnen doch nicht, oder, Andrew?«

»Nein, nein.« Wren schüttelte hastig den Kopf. »Mich interessiert nur, was mit dem Geld geschieht, nachdem es hereinkommt. Ich will nur sicherstellen, daß ich nicht im nachhinein als Idiot dastehe, wenn ich in meinem Artikel die Wohltaten von Fresh Start, Pass/Go und Toto, dem

Wunderzauberer, gerühmt habe.« Er setzte ein linkisches Lächeln auf.

Simon Lawrence blickte ihn kühl an. »Ein Idiot? Sie nicht, Andrew. Das ist nicht sehr wahrscheinlich. Außerdem will ich es selbst wissen, wenn hier ein krummes Ding läuft.«

Er stand auf. »Trinken Sie Ihren Kaffee aus. Ich bitte Jenny Parent, unsere Buchhalterin, die Papiere heraufzubringen. Sie können hier sitzenbleiben und sie nach Herzenslust durchsehen.« Er schaute auf seine Uhr. »Ich habe um fünf in der Stadt ein Treffen mit ein paar Leuten, aber Sie können so lange hierbleiben, wie Sie wollen. Wir sehen uns dann morgen, und Sie können mir berichten, was Sie gefunden haben. Ist das fair genug?«

Wren nickte. »Mehr als fair. Vielen Dank, Simon.«

Simon Lawrence blieb auf halbem Weg zur Tür stehen. »Lassen Sie mich ehrlich sein, was meine Gefühle in dieser Sache angeht, Andrew. Sie sind in einer Position, in der Sie hier viel Schaden anrichten und eine Menge harter Arbeit zunichte machen können, und ich will nicht, daß das passiert. Ich bin zutiefst angewidert von dem Vorwurf, ich könnte irgendetwas tun, was die Anstrengungen von Fresh Start, Pass/Go und der Leute unterminiert, die soviel Zeit, Mühe und Geld investiert haben, um diese Projekte zu unterstützen. Gleichzeitig verstehe ich aber auch, daß Sie die Möglichkeit, daß diese Gerüchte und Anspielungen auf Tatsachen basieren, nicht ignorieren können. Wenn Sie das täten, würden Sie Ihren Job nicht erledigen. Daher vertraue ich darauf, daß Sie völlig aufrichtig zu mir mit dem sind, was Sie finden – oder genauer gesagt, nicht finden – werden. Ich werde versuchen, Ihnen alles zu geben, was Sie brauchen. Aber ich gebe es Ihnen in dem guten Glauben, daß Sie keinen Artikel schreiben werden, in dem Gerüchte

und Anschuldigungen wiederholt werden, für die es keine echten Belege gibt.«

Wren blickte Lawrence einen Augenblick lang forschend an. »Ich grenze niemals den Umfang meiner Ermittlungen dadurch ein, daß ich auf Bedingungen eingehe«, sagte er ruhig. »Aber ich kann auch von mir behaupten, daß ich niemals einen Bericht auf etwas aufgebaut habe, daß nicht von soliden Fakten gestützt wurde. Das wird auch hier nicht anders sein.«

Lawrence erwiderte Wrens Blick. »Wir sehen uns morgen, Andrew.«

Er ging durch die Tür, verschwand im Korridor und ließ Wren allein in seinem Büro zurück. Der Reporter blieb sitzen, wo er war, und trank seinen Kaffee aus; dann stand er auf und ging erneut zum Fenster hinüber. Er bewunderte den Wiz, bewunderte die Arbeit, die er bei den Obdachlosen geleistet hatte. Er hoffte, er würde nichts finden, über das er schreiben konnte. Er hoffte, die Anrufe und Briefe waren unbegründet – nur die Rache eines früheren Angestellten oder ein willkürlicher Versuch einer Extremistengruppe aus »wahren Amerikanern«, Ärger zu machen. Er hatte die Briefe gelesen und die Aufzeichnungen der Telefonanrufe gehört. Es war möglich, daß nichts dahintersteckte.

Aber seine Instinkte waren anderer Meinung. Und fünfundzwanzig Jahre Erfahrung hatten ihn gelehrt, daß er mit seinen Instinkten meistens richtig lag.

Der Dämon gab Andrew Wren fast eine Stunde Zeit für die Finanzunterlagen der Stiftung. Geduldig wartete er, damit der Reporter genug Zeit hatte, sich mit der allgemeinen Aufstellung der Spenden für Fresh Start und Pass/Go ver-

traut zu machen, dann versicherte er sich, daß der Korridor leer war, und schlüpfte hinter dem Mann in den Raum. Wren hörte nicht, daß der Dämon sich näherte, sein Rücken war der Tür zugewandt und der Kopf über das Buch gebeugt, während er mit dem Finger die Eintragungen entlangfuhr. Der Dämon sah ihm einen Moment lang zu, dachte daran, wie leicht es wäre, ihn zu töten, und spürte, wie sich bereits der vertraute Hunger in ihm zu regen begann.

Doch jetzt war nicht die Zeit dafür, und Wren war nicht nach Seattle gelockt worden, um den Hunger des Dämons zu stillen. Dazu gab es genug andere.

Der Dämon trat hinter Andrew Wren und legte seine Hände auf den entblößten Nacken des Mannes. Wren bewegte sich nicht, drehte sich nicht um, spürte überhaupt nichts, als die dunkle Magie in ihn eindrang. Seine Augen richteten sich starr auf die Papiere vor ihm, und sein Verstand fror ein. Der Dämon sondierte seine Gedanken, erregte seine Aufmerksamkeit und wisperte ihm dann die Worte zu, die nötig waren, um ihn zu manipulieren.

Hier werde ich nicht das finden, was ich suche. Dazu ist Simon Lawrence zu gewieft. Er wäre nicht dumm genug, mir Einblick in diese Bücher zu gewähren, wenn er befürchten würde, daß sie ihn belasten könnten. Ich muß Geduld haben. Ich muß darauf warten, daß meine Quelle Kontakt mit mir aufnimmt.

Der Dämon sprach mit Andrew Wrens Stimme, in Andrew Wrens Geist, in Andrew Wrens Gedanken, und der Reporter glaubte, es wären seine eigenen Worte. Er würde tun, was der Dämon wollte, ohne es auch nur zu wissen; er würde das Werkzeug des Dämons sein. Er würde glauben, daß die Gedanken, die ihm der Dämon eingab, seine eigenen waren, und daß die Schlüsse, die der Dämon für ihn zog, die seinen waren. Es war einfach genug, dies zu be-

werkstelligen. Andrew Wren war ein Enthüllungsjournalist, und Enthüllungsjournalisten glaubten, daß jeder irgendetwas zu verbergen hatte. Warum sollte Simon Lawrence anders sein?

Andrew Wren zögerte einen Moment, während die Worte des Dämons einsickerten, und dann schloß er das Buch, das vor ihm lag, und legte es auf den Stapel mit den anderen.

Der Dämon lächelte zufrieden. Es würde jetzt nicht mehr lange dauern, bis alles an seinem Platz war. Nur noch zwei Tage, mehr brauchte es nicht. John Ross würde umgedreht werden. Ein Ritter des Wortes würde ein Diener der Leere werden. Es würde so schnell geschehen, daß es vorbei war, bevor Ross auch nur mitbekam, was vor sich ging. Selbst hinterher würde er nicht wissen, was mit ihm geschehen war. Aber der Dämon würde es wissen, und das würde genügen. Ein einziger Schritt war alles, was nötig war, um das Leben von John Ross zu verändern, ein Schritt fort vom Licht und in das Dunkel. Andrew Wren würde dabei helfen, daß dies eintrat.

Der Dämon löste seine Finger von Andrew Wrens Nacken, schlüpfte aus der Tür und war fort.

Kapitel 8

Nach den schrecklichen Ereignissen in San Sobel beschloß John Ross, zum Fairy Glen und zur Lady zurückzukehren.

Er brauchte eine lange Zeit, um zu dieser Entscheidung zu gelangen. Für Wochen war er nach dem Massaker wie gelähmt, wurde von Verzweiflung und Schuld verzehrt und ließ die Ereignisse immer und immer wieder in dem Ver-

such vor seinem geistigen Auge ablaufen, einen Sinn darin zu finden. Selbst nachdem er zu dem Schluß gekommen war, daß der Dämon ein Mitglied der Einsatztruppe der Polizei beeinflußt hatte, konnte er die Sache nicht ruhen lassen. Es begann schon damit, daß er niemals sicher sein konnte, ob seine Schlußfolgerung zutreffend war. Es würde stets ein leiser Zweifel bleiben, daß er es noch immer nicht richtig durchschaut hatte und etwas hätte tun können, um die Katastrophe zu vermeiden. Außerdem: Suchte er nicht einfach nur nach einer Möglichkeit, die Schuld von sich zu weisen? War es nicht das, worauf alles hinauslief? Wie immer auch die Antwort lauten mochte, die Tatsache blieb bestehen, daß er dafür verantwortlich gewesen war, das Gemetzel an diesen Kindern zu verhindern, und er hatte versagt.

Und so kam er nach reiflicher Überlegung zu dem Schluß, daß er nicht länger als Ritter des Wortes dienen konnte.

Aber wie sollte er seine Kündigung einreichen? Er mochte beschlossen haben zu kündigen, aber wie sollte er dies zur Kenntnis bringen? Er hatte bereits aufgehört, als Ritter des Wortes zu handeln, hatte aufgehört, von sich selbst als Streiter des Wortes zu denken. Er hatte sich so weit von dem zurückgezogen, wer und was er gewesen war, daß sich sogar die Art seiner Träume veränderte. Obwohl er noch immer träumte, waren sie jetzt vage und ziellos geworden. Er wanderte noch immer durch eine düstere und verwüstete Zukunft, in der die Welt vernichtet worden war und ihre Einwohner zu Tieren erniedrigt wurden, aber sein Platz in dieser Welt war nicht mehr klar. Wenn er träumte, trieb er von Landschaft zu Landschaft, ohne jemandem zu begegnen oder etwas von Bedeutung zu sehen; er konnte nichts aus seiner Vergangenheit entdecken, was ihm als

Ritter des Wortes helfen konnte. Es war das, was er gewollt hatte – nicht mehr mit dem Wissen über Ereignisse belastet zu sein, die er beeinflussen konnte –, aber es war zugleich auch auf unbestimmte Art beunruhigend. Er trug noch immer den Stab, den ihm das Wort übereignet hatte, den Talisman, der ihm seine Macht verlieh, aber er benutzte seine Magie nicht mehr, sondern verwendete ihn nur noch als Gehstock. Er spürte noch immer die Magie in ihm, ein leises Prickeln, ein kurzer Hitzeschub, aber er fühlte sich ihr entfremdet und nicht mehr verbunden.

Er sah sich selbst nicht mehr als Ritter des Wortes, hatte aufgehört, von sich als ein solcher zu denken, aber er benötigte noch immer einen Weg, um seine Bande zu durchschneiden. Schließlich kam er zu dem Schluß, daß er dazu dorthin zurückkehren mußte, wo alles begonnen hatte.

Nach Wales, ins Fairy Glen und zur Lady.

Er war seit über zehn Jahren nicht mehr dort gewesen, nicht mehr, seit er mit Ende Zwanzig nach England gereist war. Damals war er ein Student gewesen, der auf der ständigen Suche nach seinem Ziel im Leben war. Als Gefangener seiner Unschlüssigkeit war er von Examenskurs zu Examenskurs getrieben. Er war nach England gekommen, um die Richtung seines Lebens zu ändern, um zu reisen und zu studieren und einen Weg zu finden, der eine Bedeutung für ihn besaß. Während dieser Suche war er nach Wales gereist, um in dem Ferienhaus der Eltern eines Freundes zu wohnen, das sich in dem Dorf Betwys-y-Coed in Gwynedd befand, inmitten der Wildnis von Snowdonia. Er hatte die Geschichte der englischen Könige studiert, insbesondere die von Edward Longshanks, der einen eisernen Festungsring errichtet hatte, um die Waliser aus der Region Snowdonia zu unterwerfen, und so kam ihm die Gelegenheit, dorthin zu fahren, sehr gelegen. Einmal dort angekommen,

verfiel er dem Zauber des Landes und seiner Bewohner. Er verlor sich in ihrer Geschichte und Folklore und begann zu spüren, daß ihn etwas hierhergezogen hatte, das tiefer lag als die Gründe, die ihm bewußt waren.

Dann fand er das Fairy Glen und den Geist von Owain Glyndwr, dem walisischen Patrioten, der ihm als Angler erschienen war und ihn überredet hatte, um Mitternacht wiederzukommen, damit er den Elfen bei ihrem Spiel zusehen konnte. John war skeptisch, was den Gedanken an Elfen anging, und die Begegnung war ihm ein wenig unheimlich gewesen, aber die Landschaft und die Möglichkeit, daß etwas Wahres an den Worten des Anglers war, hielten ihn gefangen, und schließlich tat er, um was er gebeten worden war. Dort war es gewesen, in der Schwärze des Neumonds und unter dem Schein von tausend Sternen in einer klaren Sommernacht, daß ihm die Lady zum ersten und einzigen Mal erschienen war. Sie offenbarte ihm, daß sie seine Dienste als Ritter des Wortes benötigte. Sie enthüllte seine Blutsverwandtschaft mit Owain Glyndwr, der ihr zu seinen Lebzeiten als Ritter gedient hatte. Sie zeigte ihm eine Vision der Zukunft, die eintreten würde, wenn ihre Ritter dabei versagten, sie zu verhindern.

Die Lady brachte ihn dazu, die Position anzunehmen, die sie ihm anbot, eine neue Richtung für sein Leben anzunehmen.

Den Weg des Wortes anzunehmen.

Um jetzt diesen Weg zu verlassen, um die Bande zu durchschneiden, die ihn mit dem Pfad des Wortes verbanden, mußte er zu ihr zurückkehren, entschied Ross.

Er kaufte ein Ticket, packte eine einzige Reisetasche und flog nach Osten. Er kam in Heathrow an, bestieg einen Zug und reiste nach Westen, in Richtung Bristol, und dann über die Grenze nach Wales. Er fand die Reise nostalgisch und

zugleich beunruhigend; seine warmen Erinnerungen an die Vergangenheit stritten mit der harten Realität seines jetzigen Vorhabens. Seine Gefühle gerieten völlig durcheinander, und seine Nerven lagen blank. Es war Spätherbst, und das Land begann, sein Winterkleid anzulegen, während die Farben von Sommer und Herbst allmählich verblaßten. Die Felder und Wiesen lagen brach, und das Vieh drängte sich dichter an die Gebäude und Futtertröge. Die Blumen waren verschwunden, und der Himmel war bewölkt und grau im wechselhaften Wetter.

Er erreichte Betwys-y-Coed nach mehreren Tagen und dem Gebrauch von verschiedenen Transportmitteln und mietete sich in einem kleinen Gasthof ein. An dem Tag, als er ankam, begann es zu regnen, und von da an hörte es nicht mehr auf. Er wartete auf ein Ende des Regens und verbrachte viel Zeit in der öffentlichen Bibliothek und mit dem Besuch verschiedener Geschäfte, an die er sich von seinem ersten Aufenthalt erinnerte. Ein paar der Einheimischen erkannten ihn wieder. Das Dorf hatte sich im großen und ganzen nicht verändert, stellte er fest.

Er verbrachte Zeit damit, darüber nachzudenken, was er der Lady sagen würde, wenn er ihr von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand. Es würde nicht leicht werden, ihr zu sagen, daß er ihr nicht länger dienen konnte. Sie war eine machtvolle Erscheinung, und sie würde versuchen, ihn von seinem Vorsatz abzubringen. Vielleicht würde sie ihm sogar wehtun. Er erinnerte sich noch immer daran, wie sie ihn verkrüppelt hatte. Nach seiner Rückkehr zum Haus seiner Eltern in Ohio war ihr Gesandter, O'olish Amaneh, mit dem Stab zu ihm gekommen, und er hatte sofort gespürt, daß sein Leben sich unwiderruflich verändern würde, wenn er ihn annahm. Seine Entschlossenheit und Überzeugung waren seit seiner Rückkehr aus England stetig dahin-

geschmolzen, aber jetzt blieb keine Zeit mehr für nachträgliche Bedenken. Der Stab war ihm überreicht worden, und in dem Augenblick, als seine Hände das polierte Holz berührten, verkrampften und verdorrten sein Bein und der Fuß unter unerträglichem Schmerz, und er war auf immer an den Talisman gebunden.

Würde sich dies nun ändern? fragte er sich. Würde sein Bein geheilt werden, würde es wieder gerade und stark werden, wenn er kein Ritter des Wortes mehr war? Oder würde ihn sein Beschluß, seinen Auftrag zurückzuweisen, noch viel mehr kosten als zuvor?

Er versuchte, nicht mehr über diese Sache nachzugrübeln, aber je länger er wartete, desto schwerer fiel es ihm, an seinem Entschluß festzuhalten. Nach einer Woche des Nachdenkens lief seine Vorstellungskraft auf Hochtouren und wurde, stimuliert durch den Regen, das graue Wetter und seine eigenen Ängste, immer düsterer und hoffnungsloser. Dies alles war ein Fehler, begann er zu denken. Es war dumm. Er hätte nicht herkommen dürfen. Er hätte dort bleiben sollen, wo er war. Es reichte aus, daß er sich weigerte, die Aufgaben eines Ritters des Wortes wahrzunehmen. Sein Entschluß brauchte keine Bestätigung durch die Lady. Er hatte kaum noch Träume, und wenn, dann so unbestimmt, daß sich kein Zweck in ihnen erkennen ließ. Sie ähnelten stärker echten Träumen, jenen, die normale Menschen hatten und in denen sich Bruchstücke von Ereignissen, Orten und Leuten auf eine chaotische und bedeutungslose Weise miteinander vermischten. Ihm wurde nicht länger eine brauchbare Zukunft gezeigt. Er erhielt keine Hinweise auf die Vergangenheit mehr, die ihm einen Ansatz zum Handeln gaben.

War dies kein ausreichender Beleg dafür, daß seine Aufgaben als Ritter des Wortes nicht mehr bestanden?

Doch am Ende kam er zu der Erkenntnis, daß er sich feige verhielt. Er hatte nicht eine so weite Strecke zurückgelegt, nur um jetzt umzukehren und nach Hause zu fahren; stattdessen sollte er wenigstens einen Versuch machen. Er zog eine Regenjacke und Stiefel an und ließ sich per Anhalter bis zum Fairy Glen mitnehmen. Er brach mittags auf und hoffte, daß das Tageslicht sein Schaudern lindern würde. Doch der Regen fiel langsam und stetig und machte alles grau und neblig, und die Welt hatte ein dunstiges, vergängliches Aussehen angenommen, in dem nichts substantiell zu sein schien, sondern alles aus Schatten und Feuchtigkeit bestand.

Der Fahrer ließ ihn direkt neben dem weißen Schild heraus, auf dem in schwarzen Lettern FAIRY GLEN stand. Vor ihm zweigte eine Schotterstraße von der Landstraße ab, folgte einem Holzzaun und verschwand hinter einer flachen Anhöhe. Links davon befand sich ein kleiner Parkplatz mit einer Spendenbüchse, und ein hölzerner Pfeil deutete den Weg entlang und verhieß: ZUM GLEN.

Alles war so, wie er es in Erinnerung hatte.

Der Wagen fuhr davon, und er blieb allein zurück. Der Wald, der auf beiden Seiten der Straße aufragte, war tief und still, nichts bewegte sich darin. Er konnte keine Häuser sehen. An einigen Stellen führten Zäune der Straße entlang, folgten ihr um die Kurven und verschwanden im allgegenwärtigen Grau. Er nahm sich eine ganze Weile Zeit, um die Wegweiser, die Spendenbüchse, den Parkplatz, den Schotterweg und schließlich die Landschaft, die ihn umgab, anzuschauen, und erinnerte sich, wie es gewesen war, als er zum ersten Mal hierhergekommen war. Es war magisch gewesen. Das hatte er vom ersten Augenblick an gespürt. Staunen und ein Gefühl der Erwartung hatten ihn erfüllt. Jetzt war er ausgelaugt, im Zweifel mit allem und von der

Last eines tiefsitzenden Gefühls des Versagens gebeugt. Als wäre alles, was er geleistet hatte, vergebens gewesen. Als wäre alles, was er von sich selbst gegeben hatte, vergeudet worden.

Er ging den Schotterweg entlang und suchte nach der Öffnung im Zaun, die ihn zur Schlucht hinunterführen würde. Er ging langsam, setzte seine Schritte sorgsam und lauschte auf das Plätschern des Regens und die Stille, die sich dahinter verbarg. Die Zweige der Bäume hingen zu ihm herab wie die Arme von Riesen, die bereit waren, ihn plötzlich zu packen und davonzutragen. Schatten bewegten sich und trieben mit den Wolken dahin, und seine Augen schweiften unruhig durch den Dunst.

An der Öffnung des Zauns blieb er erneut stehen und lauschte. Es war nichts zu hören, aber er hatte das Gefühl, daß etwas da sein müßte, daß sich etwas von dem, an das er sich von seinem ersten Besuch erinnerte, bemerkbar machen müßte. Doch alles wirkte neu und anders auf ihn, und während das Gelände so aussah, wie er es in Erinnerung hatte, fühlte es sich nicht so an. Etwas fehlte, erkannte er. Etwas hatte sich verändert.

Er schritt durch das Tor in dem Zaun und trat auf den Weg, der sich in die Schlucht hinabwand. Langsam und schwer auf den Stock gestützt, arbeitete er sich den Pfad entlang. Das Fairy Glen war ein Durcheinander von massiven Felsblöcken, geborstenem Gestein und isolierten Flächen, auf denen Wildblumen und lange Gräser wuchsen. Ein Wasserfall stürzte von den hohen Felsen herab und wurde im Tal zu einem sich windenden, schnell fließenden Fluß voller Strudel und Stromschnellen, zwischen denen es ruhige Stellen gab, wo das Wasser so klar war, daß er die farbigen Kiesel erkennen konnte, die sich am Grund sammelten. Regen tropfte von den Bäumen, bildete Pfützen auf

dem Pfad und strömte die steilen Abhänge der Schlucht in Bächen hinab, die das Erdreich in feingezeichneten Formen abtrugen. Kein Vogelgesang durchbrach das weiße Rauschen des herabstürzenden Wassers oder das Geräusch des fallenden Regens. Keine Bewegung störte den dichten Teppich der Schatten.

Als er den Grund der Schlucht erreicht hatte, blickte er dorthin zurück, wo das Wasser über die Felsen stürzte, aber es gab kein Anzeichen von den Elfen. Er wurde langsamer und schaute sich sorgsam um. Die Lady war nirgends zu sehen. Das Fairy Glen war in Schatten gehüllt, lag hinter einem Vorhang aus Regen und zeigte keinerlei Lebenszeichen. Es war so, wie er es in Erinnerung hatte, aber zugleich auch anders. Wie zuvor, als er an der Öffnung im Zaun gestanden hatte, kam es ihm verändert vor. Er nahm sich eine ganze Weile Zeit, um herauszufinden, worin diese Veränderung bestand.

Dann wußte er es. Es war das Fehlen jeder Magie. Er spürte hier keinerlei Magie. Er spürte überhaupt nichts.

Seine Hand schloß sich suchend um den Stab. Die Magie reagierte nicht darauf. Er starrte das Fairy Glen ungläubig an und war nicht in der Lage zu akzeptieren, daß dies so war. Hatten die Lady und die Elfen das Tal verlassen? War das der Grund, warum er keine Magie spürte? Weil es hier keine Magie mehr gab?

Er ging am zerklüfteten Ufer des vom Regen angeschwollenen Flusses entlang und suchte sich vorsichtig seinen Weg zwischen Felsgeröll und dichtem Gras hindurch. Auf einer flachen Steinplatte kniete er sich hin und blickte in einen ruhigen Tümpel hinab. Er konnte sein Spiegelbild klar erkennen. Er hielt nach etwas anderem Ausschau, nach einem Zeichen. Er konnte nichts entdecken. Er sah zu, wie der Regen Löcher in sein Spiegelbild tropfte,

von denen sich glitzernde, konzentrische Ringe ausbreiteten, einer nach dem anderen. Sein Abbild wurde schimmernd und verzerrt, und er schaute schnell weg.

Als er den Kopf hob, stand ein Dutzend Meter entfernt ein Angler am gegenüberliegenden Ufer und schaute ihn an. Für einen Augenblick konnte Ross nicht glauben, was er sah. Er war zu der Überzeugung gelangt, daß das Fairy Glen verlassen war; er hatte die Hoffnung aufgegeben, hier jemanden zu finden. Aber er erkannte den Angler sofort. Seine Kleider, seine Größe und Haltung waren unverkennbar. Und sein Aussehen. Da er ein Geist und somit nicht völlig solide war, schwankte und veränderte sich sein Körper, je nachdem, wie das Licht auf ihn fiel. Als er den Kopf mit einer leichten Bewegung seines breitkrempigen Hutes neigte, zeigten sich seine vertrauten Gesichtszüge. Es war Owain Glyndwr, sein Vorfahre, der walisische Patriot, der gegen den englischen Bolingbroke, Henry IV, gekämpft hatte – Owain Glyndwr, der bereits seit vierhundert Jahren tot war, aber neues Leben im Dienst der Lady erhalten hatte. Er sah genauso aus wie vor Jahren, als John Ross ihm das erste Mal im Fairy Glen begegnet war.

Früher hätte es John Ross erschreckt, ihn so unerwartet Gestalt annehmen zu sehen, doch jetzt nicht mehr. Statt dessen spürte er, wie sein Herz vor Dankbarkeit und Hoffnung heftiger pochte.

»Hallo, Owain«, begrüßte er ihn mit einem zaghaften Winken.

Der Angler nickte mit einer knappen Bewegung. »Hallo, John, wie geht es dir?«

Ross zögerte und wußte auf einmal nicht mehr, was er sagen sollte. »Nicht besonders gut. Es ist etwas geschehen. Etwas Schreckliches.«

Der andere Mann nickte, wandte sich ab und zog seine Angelschnur vorsichtig durch die Stromschnellen, die direkt vor ihm das Wasser aufwirbelten. »Es geschehen immer schreckliche Dinge, wenn du ein Ritter des Wortes bist, John. Ein Ritter des Wortes wird von schrecklichen Dingen angezogen. Ein Ritter des Wortes befindet sich in ihrem Zentrum.«

Ross schob die Kapuze seiner Regenjacke zurecht, damit ihm der Regen nicht ins Gesicht trieb. »Jetzt nicht mehr. Ich bin kein Ritter des Wortes mehr. Ich habe es aufgegeben.«

Der Angler sah ihn nicht an. »Du kannst es nicht aufgeben. Diese Entscheidung liegt nicht bei dir.«

»Wessen Entscheidung ist es dann?«

Der Angler schwieg.

»Ist sie hier, Owain?« fragte Ross schließlich und trat bis an die Kante der Felsplatte vor, auf der er stand. »Ist die Lady hier?«

Der Angler nickte kaum merklich. »Das ist sie.«

»Gut. Ich konnte nämlich weder sie noch überhaupt etwas von der Magie spüren, als ich hier herunterkam.« Ross suchte nach den Worten, die er brauchte. »Ich nehme an, es liegt daran, daß ich so lange fort war. Aber … es fühlt sich nicht richtig an.« Er zögerte. »Vielleicht liegt es daran, daß ich bei Tageslicht hierherkam und nicht in der Nacht. An dem Tag, als wir uns zum ersten Mal begegneten, hast du mir gesagt, daß ich am besten nachts kommen sollte, wenn ich nach Magie suchte und die Elfen sehen wollte. Das hatte ich fast vergessen. Ich weiß überhaupt nicht, was ich mir gedacht habe. Ich werde heute nacht wiederkommen …«

»John.« Owains Stimme stoppte ihn mitten im Satz.

»Komm nicht wieder. Sie wird nicht für dich erscheinen.«

John Ross starrte ihn an. »Die Lady? Sie wird nicht kommen? Warum nicht?«

Der Fischer nahm sich lange Zeit, bevor er antwortete. »Weil es nicht deine Entscheidung ist.«

Ross schüttelte verwirrt den Kopf. »Ich verstehe nicht, was du mir sagen willst. Welche Entscheidung? Für mich zu erscheinen, oder daß ich kein Ritter des Wortes mehr bin?«

Der andere Mann zog an seiner Angelrute, ohne aufzublicken. »Weißt du, warum du die Magie nicht spürst, John? Du fühlst sie nicht, weil du nicht mehr dazu stehst, daß sie in dir selbst ist. Magie passiert nicht einfach. Sie erscheint nicht plötzlich. Du mußt an sie glauben.« Er sah Ross an. »Du hast aufgehört zu glauben.«

Ross wurde rot. »Ich habe aufgehört, an ihren Nutzen zu glauben. Ich will nicht mehr, daß sie mein Leben beherrscht. Das ist nicht dasselbe.«

»Wenn du ein Ritter des Wortes wirst, widmest du dein ganzes Leben dem Dienst des Wortes.« Owain Glyndwr ließ seine großen, knorrigen Hände behende über seine Angelrute gleiten. Seine Züge wurden von den Schatten vorbeiziehender Wolken verdunkelt. »Wenn dies so einfach wäre, wäre jeder für diese Aufgabe geeignet. Die meisten sind es nicht.«

»Vielleicht gehöre ich zu diesen«, argumentierte Ross und versuchte zaghaft, einen Fuß in die Tür zu bekommen, die die Lady offensichtlich vor ihm zugeschlagen hatte. »Vielleicht hat das Wort bei mir einen Fehler gemacht.«

Er brach ab und wartete auf eine Erwiderung. Es kam keine. Es war dumm, dachte er, sich mit einem Geist zu streiten! Sinnlos. Er schloß die Augen und erinnerte sich an

San Sobel. »Hör mir zu, Owain. Ich kann es nicht mehr ertragen. Ich kann keinen einzigen Tag mehr damit leben. Die Träume und das Töten, die Monster, der Haß, die Angst – das alles ist endlos, sinnlos und dumm! Ich kann nicht mehr. Ich weiß nicht, wie du es gekonnt hast.«

Der große Mann wandte sich ihm wieder zu, nahm die Angelrute auf und hob seinen Blick vom Fluß. »Ich konnte es, weil ich es mußte, John. Weil ich da war. Weil es vielleicht niemanden sonst gab. Weil ich gebraucht wurde, um es zu tun. Wie du.«

Ross umklammerte den Walnußstab. »Ich will nur den Stab zurückgeben«, sagte er. »Warum gebe ich ihn nicht einfach dir?«

»Er gehört nicht mir.«

»Du könntest ihn für mich der Lady geben.«

Der Angler schüttelte den Kopf. »Wie willst du das Fairy Glen verlassen, wenn ich ihn dir nehme? Du kannst ohne den Stab nicht gehen. Wirst du wie ein Tier auf Händen und Knien hinaufkriechen? Und wenn du es tust, was wird dich dort oben erwarten? Als du ein Ritter des Wortes wurdest, bist du verwandelt worden. Glaubst du, du kannst wieder so werden wie früher? Glaubst du, du kannst vergessen, was du weißt, was du gesehen oder was du getan hast? Jemals?«

John Ross schloß die Augen gegen die Tränen, die plötzlich in ihm hochstiegen. »Ich will nur mein Leben zurück. Ich will nur, daß dies alles vorbei ist.«

Er spürte den Regen auf seinen Händen und hörte das Geräusch der Tropfen, die auf die Felsen, Bäume und den Strom prasselten, ein leises Plätschern und Murmeln, das von anderen Dingen wisperte. »Bitte, hilf mir«, sagte er leise.

Aber als er wieder aufschaute, war der Geist von Owain

Glyndwr verschwunden, und er war allein.

Er stieg aus dem Fairy Glen heraus und kehrte in den Gasthof zurück – mehr als die Hälfte der Strecke mußte er zu Fuß gehen, bevor ihn ein Wagen mitnahm. Er nahm im Schankraum ein Abendessen zu sich und trank ein paar Gläser des örtlichen Ales, während er darüber nachdachte, was er nun tun würde und was seiner Meinung nach auf ihn zukam. Der Regen strömte immer weiter, doch gegen Mitternacht schwächte er sich zu einem langsamen, leisen Nieseln ab, das mehr Dunst als Regen war.

Der Gastwirt lieh ihm seinen Wagen, und Ross fuhr damit zum Fairy Glen, hielt auf dem kleinen Parkplatz und ging noch einmal zu der Öffnung im Zaun. Die Nacht war wolkenverhangen und dunkel, die Welt war voller Schatten und feuchter Geräusche, und die ineinander verflochtenen Zweige der Bäume bildeten ein dichtes Netz, das so aussah, als sei es als Falle für ihn gedacht, die gleich auf ihn herabfallen würde. Er trat durch die Öffnung und suchte sich vorsichtig seinen Weg den schmalen, gewundenen Pfad hinab. Das Fairy Glen war von dem Rauschen des Wassers erfüllt, das über die Felsen stürzte und den vom Regen angeschwollenen Fluß hinabströmte, und der Trampelpfad war rutschig vor Feuchtigkeit. Ross brauchte eine lange Zeit, bis er den Grund der Schlucht erreichte, und als er angekommen war, stand er eine ganze Weile da und sah sich aufmerksam um. Als nichts geschah, trat er an den Rand des Flusses und blickte zum Wasserfall hinüber. Aber die Elfen, jene nadelstichgroßen, verstreuten Lichtpunkte, an deren helles Herumwirbeln er sich so gut erinnern konnte, tauchten nicht auf. Ebensowenig wie die Lady. Oder Owain Glyndwr. Er stand stundenlang in der Dunkelheit und dem Regen und wartete geduldig und erwartungsvoll.

Er versuchte sie herbeizuwünschen, streckte seine Gedanken nach ihnen aus, als könnte er sie mit der Stärke seines Bedürfnisses allein erscheinen lassen. Aber nichts geschah.

Er kehrte enttäuscht in sein Zimmer zurück, schlief fast den ganzen Tag und fuhr am nächsten Abend erneut hinaus. Und wieder erschien niemand. Er weigerte sich aufzugeben. Eine ganze Woche lang ging er jede Nacht hin und darüber hinaus auch noch zweimal tagsüber. Er war sicher, daß irgendjemand erscheinen würde, daß sie ihn nicht vollständig ignorieren konnten und seine Beharrlichkeit schließlich belohnt werden würde.

Doch es war, als hätte jene andere Welt aufgehört zu existieren. Die Lady und ihre Elfen waren vollständig verschwunden. Nicht einmal Owain kehrte zurück, um mit ihm zu sprechen. Keine Spur der Magie war auszumachen. Wieder und wieder wartete er als geduldiger Bittsteller am Rand des Flusses. Sie würden ihn doch gewiß nicht im Stich lassen, wenn er ihre Hilfe so dringend benötigte. Zu irgendeinem Zeitpunkt würden sie mit ihm sprechen und wenn es nur wäre, um seine Bitte zurückzuweisen. Sein Schmerz war greifbar. Sie mußten ihn spüren. Stand ihm nicht zumindest die Gewißheit zu, daß sie ihn verstanden? Der Regen strömte weiterhin ohne Pause herab, die Wälder von Snowdonia blieben dunkel und schattig, die Luft war feucht und kühl, während der Herbst verstrich und der Winter näher rückte.

Schließlich kehrte er nach Amerika zurück. Er war verzweifelt, aufgeben zu müssen, aber ihm blieb offensichtlich keine andere Wahl. Es war klar, daß ihm keine Audienz, kein weiterer Kontakt gewährt wurde. Er verschwendete nur seine Zeit. Er packte seine Koffer, fuhr mit Bus und Bahn zurück nach Heathrow, stieg in ein Flugzeug und flog nach Hause. Mehr als einmal dachte er daran, umzukehren

und zum Fairy Glen zu gehen, um es noch einmal zu versuchen, aber er wußte tief in seinem Inneren, daß dies vergeblich wäre. Indem er sich entschieden hatte, sein Amt aufzugeben, hatte er sich selbst zum Ausgestoßenen gemacht. Vielleicht hatte Owain Glyndwr recht damit, daß die Magie einen aufgab, wenn man selbst sie aufgab. Er fühlte sich nicht länger als ein Teil von ihr, soviel war sicher. Selbst wenn er den runenverzierten Stab berührte, spürte er kein Zeichen von Leben in ihm. Er hatte sich von der Magie entfernen wollen, und anscheinend hatte er genau das auch getan.

Er akzeptierte, daß dies so sein mußte, wenn er aufhören wollte, ein Ritter des Wortes zu sein. Welche Bande ihn auch immer an den Dienst für das Wort gebunden hatten, jetzt waren sie offensichtlich durchtrennt. Die Magie war verschwunden. Er war wieder ein normaler Mann. Er konnte beginnen, sich ein normales Leben aufzubauen.

Aber er erinnerte sich an Owain Glyndwrs Worte darüber, daß er verwandelt worden war, als er ein Ritter des Wortes wurde, und daß die Dinge nie wieder so sein würden wie früher. Er ertappte sich, wie er an eine Zeit vor mehreren Jahren in Hopewell, Illinois, zurückdachte. Damals hatte ihn Josie Jackson für ein paar wenige Stunden von seinem alptraumhaften Leben befreit und ihm gezeigt, wie es war, geliebt zu werden. Und er war von ihr fortgegangen, weil er gewußt hatte, daß er ihr nichts als Gegenleistung geben konnte. Er erinnerte sich, wie ihn Nest Freemark verzagt und verzweifelt gefragt hatte, ob er ihr Vater wäre, und er erinnerte sich, wie sehr er sich gewünscht hatte, ihr sagen zu können, daß er es sei.

Er dachte an all diese Dinge, und er fragte sich, ob für ihn etwas, das auch nur entfernt einem normalen Leben ähnelte, jemals wieder möglich sein würde.

Kapitel 9

Es war bereits dunkel, als John Ross und Stefanie Winslow die Räume von Fresh Start verließen, die Main Street hinabschlenderten und auf Umberto's zusteuerten. Die Sommerzeit war für dieses Jahr vorüber, und am Sonntag morgen waren alle Uhren zurückgestellt worden, um mehr Tageslicht zu haben, aber der näher rückende Winter im Nordwesten verkürzte die Tage in Seattle trotzdem auf nicht viel mehr als acht Stunden. Straßenlaternen warfen ihren dunstigen Lichtschein auf den rauhen Belag der Straßen und Bürgersteige, und die Luft war scharf und frisch vor Kälte. Früher am Tag hatte es geregnet, und so sprenkelten kleine Pfützen den Beton, und die Herbstluft war von Feuchtigkeit erfüllt. Der Verkehr wälzte sich träge durch einen dichten Nebel, und die Stadt war in geisterhafte Schwaden gehüllt.

Ross und Stefanie überquerten die Second Avenue und gingen nach Westen am Waterfall Park vorbei, einem seltsamen, verborgenen Ort, der zwischen den Ziegelsteinmauern und Zäunen eingezwängt war, die an das Mietshaus grenzten, in dem sie lebten. Eine ganze Seite und eine Ecke der Begrenzung des Parks waren einem eindrucksvollen Wasserfall gewidmet, der mit einem solch donnernden Rauschen über riesige Felsbrocken herabstürzte, daß in seiner direkten Nähe jeder Versuch, sich zu unterhalten, übertönt wurde. Ein Weg führte am Auffangbecken entlang, setzte sich in einem Kreisbogen zu einem schmalen Pavillon fort, bei dem sich zwei weitere Wasserspiele befanden, und kam schließlich zu einer Gruppe von Tischen und

Stühlen, die sich inmitten einer Ansammlung von kleinen Bäumen und rankendem Efeu befanden. Bei besserem Wetter kamen die Leute, die in der Nähe arbeiteten, während ihrer Mittagspause hierher, um den Wasserfall zu betrachten und zu essen. John und Stefanie taten dies regelmäßig. Von ihrem Schlafzimmerfenster aus hatten sie einen Blick auf den Park und auf die Büros von Fresh Start, die dahinter lagen.

An den Waterfall Park schloß sich der Occidental Park an, eine ausgedehnte offene Fläche, die mit Kopfsteinen gepflastert war. Sie erstreckte sich von der Jackson über die Main bis zur Yesler Street und war von einer Reihe Läden, Restaurants und einem Parkplatz umgeben, der das gesamte Gebiet von Pioneer Square bediente. Das neue Seattle war auf dem alten Seattle errichtet worden, nachdem die ältere Version der Stadt bei einem Feuer um die Jahrhundertwende vollständig abgebrannt war. Nur wenige Blocks weiter nördlich konnte man eine unterirdische Führung durch einen Teil der alten Stadt machen. Indem man durch eine unscheinbare Tür trat und eine steile, schmale Treppe hinabstieg, konnte man sich in die Vergangenheit begeben.

Doch die Gegenwart war über der Erde, und sie war es, wegen der die meisten Leute herkamen. Pioneer Square bestand aus einer erlesenen Ansammlung von Kunstgalerien, Kunstgewerbegeschäften, Buchhandlungen, Bars, Restaurants, Andenkenläden und Seltsamkeiten. Es war schrill und vielfältig, und John Ross hatte sich gleich bei seiner Ankunft hier zu Hause gefühlt.

Er war vor über einem Jahr mit Stef nach Seattle gekommen. Zu jener Zeit waren sie seit mehreren Monaten zusammengewesen, hatten sich mehr oder weniger treiben lassen, über Fresh Start gelesen und gedacht, daß dies ein Ort war, an dem sie gerne arbeiten würden. Sie waren ganz

spontan hergekommen, ohne auch nur zu wissen, ob überhaupt Jobs frei waren, und das waren sie auch nicht, zumindest nicht sofort, aber sie hatten sich in die Stadt und besonders in Pioneer Square verliebt. Sie hatten ein kleines Apartment gemietet, um erst einmal abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden, und während John pessimistisch gewesen war, was ihre Chancen betraf, bei Fresh Start eine Arbeit zu bekommen – schließlich hatte man ihnen gesagt, daß keine bezahlten Stellen frei seien und auch für die nähere Zukunft nicht zu erwarten waren –, hatte Stef nur gelacht und gemeint, er solle ein wenig Geduld haben. Und tatsächlich hatte Simon Lawrence sie innerhalb einer Woche zurückgerufen und ihr eröffnet, daß er etwas für sie habe, und etwa einen Monat später, den Ross damit verbracht hatte, als Freiwilliger in dem Hilfswerk zu arbeiten, hatte man auch ihm eine Vollzeitstelle angeboten.

Er warf Stef verstohlen einen Blick zu, als sie den Occidental Park durchquerten. Er trug seinen Mantel, hatte den hohen Kragen aufgestellt, ließ seinen schweren Wollschal mit den Fransen an den Enden hinter sich herbaumeln, und während er mit Hilfe seines schweren Gehstocks voranhumpelte, sah er ein wenig wie ein moderner Gandalf aus. Stefanie, die mit ihrem glänzenden schwarzen Haar und den langen Gliedern ganz geschmeidige, glatte Makellosigkeit zu sein schien, hatte ihren Gang seiner Geschwindigkeit angepaßt. Sie schien inmitten der Ansammlung alter Gebäude, antiker Straßenlaternen und schriller Leute völlig fehl am Platz zu sein. Sie sah seltsam aus, als sie an der Straßenbahn vorbeiging, die an der kleinen Verkehrsinsel gegenüber von The Paper Cat hielt, so als sei sie auf ihrem Weg zu den Glas-und-Stahl-Türmen des Geschäftsviertels an der falschen Haltestelle ausgestiegen. Man hätte annehmen können, daß sie sich dem Kitzel eines Besuchs in den

Slums hingab, als sie zwischen den obdachlosen Männern hindurchging, die sich bei den aus Holz geschnitzten Totempfählen, auf den Bänken und unter dem pilzförmigen Pavillon aufhielten, der auf der anderen Seite des Platzes stand.

Aber damit würde man sich täuschen. Wenn es eine Sache gab, die Ross über Stef Winslow gelernt hatte, dann war es, daß sie sich überall zu Hause fühlte, egal, wie sie aussah und was sie trug. Man sollte annehmen, daß man etwas über sie erfahren könnte, einfach indem man sie betrachtete, aber das stimmte nicht. Sie ruhte so zufrieden in sich selbst, daß es ihn erstaunte. Stef gehörte zu den wenigen Menschen, die in jeder Lage, zu jeder Zeit und an jedem Ort souverän wirkten. Es war eine Mischung aus Präsenz, Auftreten und Intelligenz. Dies war der Grund, warum Simon Lawrence sie angestellt hatte. Stefanie gab einem das Gefühl, daß sie unverzichtbar war. Sie ließ einen glauben, daß sie mit allem fertig wurde. Er wußte, daß dies zu einem großen Teil der Grund war, warum er sie liebte.

Sie kamen um die Ecke bei der Elliott Bay Book Company, gingen die First Avenue bis zur King Street entlang und traten dann durch die Tür von Umberto's Ristorante. Die Bedienung sah in ihrem Reservierungsbuch nach, schenkte Stef ein freundliches Lächeln und sagte, daß ihr Tisch bereit sei. Sie führte sie ein paar Stufen zu den Tischen hinab, vorbei am Salatbuffet und auf das Neonschild zu, das IL PICCOLO verkündete und über der kleinen Eckbar angebracht war. Dahinter bogen sie in einen Gang ein, an dessen Wänden Poster auf die kommenden Kunstveranstaltungen in Seattle hinwiesen. Ross blickte Stefanie überrascht an. Der Gastraum lag jetzt hinter ihnen, wo gingen sie hin? Stef zwinkerte ihm zu.

Am Ende des Gangs befand sich der Weinkeller, ein

kleiner, mit einem Eisentor abgegrenzter Raum, in dem ein einzelner Tisch gedeckt war. Die Kellnerin öffnete die geschmiedete Eisentür und führte sie zu ihren Plätzen. Ein weißes Tischtuch, grüne Servietten, das Silberbesteck und das Porzellan schienen inmitten der Weinregale, die sie umgaben, im sanften Kerzenlicht zu leuchten.

»Wie hast du das hier arrangiert?« fragte Ross sie mit ehrlichem Erstaunen, nachdem die Bedienung gegangen war.

Stef warf das lange Haar zurück, griff nach seiner Hand und sagte: »Ich habe ihnen erzählt, daß es für dich ist.«

Er war etwa einen Monat aus Wales zurückgewesen, als er ihr begegnete. Er war niedergeschlagen und ohne Hoffnung zurückgekommen. Sein Versuch, mit der Lady zu sprechen und ihr den Stab der Macht zurückzugeben, war fehlgeschlagen. Seine Eltern waren tot, das Heim seiner Kindheit verkauft. Den Kontakt zu seinen wenigen Verwandten hatte er bereits vor mehreren Jahren verloren. Er hatte keinen Ort, zu dem er gehen und keinen Menschen, an den er sich wenden konnte. Aus Mangel eines besseren Einfalls ging er von New York aus an das Boston College, wo er vor Jahren studiert hatte, und begann, Tutorenkurse zu geben, während er sich daran machte, sein zukünftiges Leben zu planen. Man bot ihm eine Stelle im Doktoranden-Programm für Englische Literatur an, doch er bat sich Bedenkzeit aus, da er nicht sicher war, ob er wieder in das akademische Leben zurückkehren wollte. Was er wirklich wollte, war, eine Arbeit zu leisten, in der er Menschen helfen und ihr Leben verbessern konnte. Er brauchte wieder den Kontakt zu Menschen. Er brauchte eine Rechtfertigung seiner Existenz. Er bemühte sich sehr, den Ritter des Wortes hinter sich zu lassen. Er kämpfte tapfer darum, eine neue Identität aufzubauen.

Jeden Tag nahm er sein Mittagessen in der Studenten-Cafeteria ein, wo er an einem langen Tisch saß, seine Lehrbücher durchblätterte und aus den Fenstern des Speisesaals starrte. Es war Winter, dicke weiße Schneeschichten bedeckten den Boden, Eiszapfen hingen von den Dachrinnen, und der Atem bildete kleine Wolken in der Luft. Weihnachten rückte näher, und er hatte keinen Ort, wo er es verbringen wollte, und keinen Menschen, mit dem er es begehen konnte. Er fühlte sich unglaublich einsam und ziellos.

Das war der Zeitpunkt, als er Stefanie Winslow zum ersten Mal sah. Es war Anfang Dezember, nur wenige Tage vor den Weihnachtsferien. Er war sich nicht sicher, ob sie schon immer hierhergekommen war und er sie bloß nicht wahrgenommen hatte oder ob sie plötzlich aufgetaucht war. Doch sobald er sie gesehen hatte, konnte er seinen Blick nicht mehr von ihr lösen. Sie war bei weitem die schönste Frau, die er jemals gesehen hatte – exotisch, atemberaubend und unvergeßlich. Er fand keine Worte, um das zu beschreiben, was er empfand. Er beobachtete sie die gesamte Mittagspause und blieb sogar noch danach – als er schon längst wieder in seinem Kurs sein sollte –, um sie weiter anzuschauen, bis sie schließlich aufstand und ging.

Am nächsten Tag war sie zurück und saß allein am Ende desselben Tisches. Er sah ihr fünf Tage lang dabei zu, wie sie hereinkam und ihr Mittagessen aß, und jedesmal dachte er, daß er zu ihr hinübergehen und sie ansprechen sollte, daß er sich vorstellte und irgendeinen Kontakt herstellen müßte, aber es endete stets damit, daß er einfach sitzen blieb. Er war von ihr eingeschüchtert. Aber gleichzeitig zog sie ihn auch unwiderstehlich an. Niemand versuchte sich zu ihr zu setzen, niemand versuchte sich ihr zu nähern. Das ließ ihn zögern. Aber seine Verbindung zu ihr war so stark, so tief, daß er sie nicht ignorieren konnte.

Am Anfang der nächsten Woche stand er schließlich einfach auf und ging zu ihr hinüber. Eigentlich humpelte er natürlich eher, und er kam sich mit dem schweren Gehstock und seinem zerzausten Aussehen töricht und unzulänglich vor, als er Hallo sagte. Sie lächelte ihn an, als sei er das wichtigste Wesen in ihrem Leben, und erwiderte sein Hallo. Er sagte ihr seinen Namen, und sie verriet ihm den ihren.

»Ich beobachte Sie schon seit mehreren Tagen«, sagte er und zuckte reumütig mit den Achseln.

»Ich weiß«, sagte sie und zog fragend eine Augenbraue hoch.

Er errötete. »Ich schätze, ich habe es etwas übertrieben, wenn es so offensichtlich war. Ich habe mich gefragt, ob Sie als Studentin am College sind.«

Sie schüttelte den Kopf, und ihr schwarzes Haar blitzte im Winterlicht. »Nein, ich arbeite in der Verwaltung.«

»Oh. Nun, ich gebe ein paar Tutorien.« Er verstummte, weil er nicht wußte, wie er weitermachen sollte. Er fühlte sich plötzlich linkisch bei dem, was er tat, während er ihr gegenübersaß. Er sah sich um »Ich wollte mich nicht aufdrängen, aber …«

»John«, unterbrach sie ihn sanft und lenkte damit seinen Blick wieder auf sich. »Wissen Sie, warum ich hier jeden Tag allein gesessen habe?«

Er schüttelte langsam den Kopf.

»Weil ich«, sagte sie und zog die Worte in die Länge, »darauf gewartet habe, daß Sie sich zu mir setzen.«

Sie verstand es, immer genau das Richtige zu sagen. Er war von Anfang an in sie verliebt gewesen, und mit der Zeit wurden seine Gefühle noch stärker. Jetzt saß er da und beobachtete sie, während sie dem Ober, einem jungen

Mann mit langen Koteletten und einem Vandyke-Bart, ihre Bestellung gab. Mit ihren Augen, mit ihrer Stimme, mit ihrer ganzen Präsenz hielt sie seine Aufmerksamkeit gefangen. Der Ober würde nicht einmal aufschauen, wenn eine Bombe explodierte, dachte Ross. Als er die Bestellung aufgenommen hatte und gegangen war, kam der Weinkellner, der bereits vorher bei ihnen gewesen war, mit der Flasche Pinot Grigio zurück, die Stef bestellt hatte. Er schenkte Ross ein, damit er den Wein prüfte, doch dieser bedeutete, daß Stef hier das Sagen hatte. Sie probierte, nickte, der Weinkellner füllte ihre Gläser und verschwand.

Sie saßen im sanften Lichtschein der Kerzen dicht beieinander und sahen sich an, ohne zu sprechen. Schweigend hob Ross sein Glas. Stef tat es ihm gleich, sie stießen die Kristallgläser sanft aneinander und tranken.

»Gibt es hierzu einen besonderen Anlaß?« fragte er sie schließlich. »Habe ich ein wichtiges Datum vergessen?«

»Das hast du«, bestätigte sie ernst.

»Und du wirst mir nicht sagen, worum es sich handelt, nicht wahr?«

»Das werde ich schon tun, aber nur, weil ich nicht wissen will, wie lange es dauern würde, bis du dich daran erinnerst.« Sie nickte mit dem Kopf ein wenig in seine Richtung. »Es ist heute genau ein Jahr her, daß Simon Lawrence dich für Fresh Start engagiert hat.«

»Du flunkerst.«

»Ich flunkere nicht. Dich veralbern, ja. Hin und wieder aufziehen, okay: Aber niemals flunkern.« Sie nahm einen Schluck Wein und leckte sich die Lippen. »Ein Anlaß zum Feiern, meinst du nicht? Wer hätte gedacht, daß du einmal Reden für den Zauberer von Oz schreiben würdest?«

Ross schüttelte den Kopf. »Wer hätte gedacht, daß ich

einmal mit Glinda der Guten zusammenleben würde?«

Stef zog in gespieltem Grauen eine Augenbraue hoch. »Glinda die Gute? War das nicht eine Hexe?«

»Eine gute Hexe. Darum nannte man sie Glinda die Gute.«

Stef sah ihn nachdenklich an. »John, ich liebe dich tief und innig. Aber nenn mich nicht Glinda die Gute. Keine Namen, die mit dem Zauberer von Oz, der Smaragdstadt, Zwergen, Dorothy oder der gelben Ziegelsteinstraße zu tun haben. Davon bekomme ich in der Arbeit schon genug zu hören. Unser Leben ist getrennt von all diesem Zauberer-Geschäft.«

Er lehnte sich zurück und sah verletzt aus. »Aber es ist das Datum meiner Anstellung. Ist der Vergleich unter diesen Umständen nicht angemessen?«

Der Kellner kam mit ihren Salaten zurück, und sie begannen zu essen. Die Geräusche aus dem Speiseraum klangen weit entfernt und schienen nichts mit ihrer kleinen Zuflucht zu tun zu haben. Ross dachte an all die Jahre, in denen er dem Nahen der Nacht und des Schlafes mit Schrecken entgegengesehen hatte, da ihn das Wissen geplagt hatte, daß er dazu verdammt war, von der Zukunft zu träumen, die er verhindern mußte, und von dem Grauen, in dem er leben würde, wenn er versagte. Damals hatte er geglaubt, diesem Leben niemals entkommen zu können und daß seine Erinnerungen ihn ewig verfolgen würden, selbst wenn ihm dies gelingen sollte. Stefanie hatte ihn davor gerettet. Sie hatte ihm geholfen, einen Weg aus dem Labyrinth seiner Vergangenheit zu finden, und ihn wieder hinaus an das Licht der Möglichkeiten und der Hoffnung geführt.

»Bist du mit der Überarbeitung der Rede für den Wiz fertig geworden?« fragte sie. »Hmm, ein guter Salat. Ich

mag die kleinen Walnußstücke und den Gorgonzola.«

»Es ist alles fertig«, erwiderte er mit einem Seufzer. »Ein neues Meisterstück. Man wird Simon noch wochenlang zitieren.« Er grinste. »Ich werde stellvertretend durch ihn leben, seine Worte, die meine sind.«

»Nun, ich weiß nicht, wie weit du dich auf dieses Stellvertreter-Leben einlassen willst«, meinte sie, hob ihr Weinglas und musterte es nachdenklich. »Nach Andrew Wrens Besuch wirkte er ziemlich nervös.«

Ross blickte von seinem Salat auf. »Wirklich? Hast du eigentlich herausgefunden, worum es dabei überhaupt ging?«

Sie schüttelte den Kopf. »Aber es ist nie ein gutes Zeichen für eine Person des öffentlichen Lebens, wenn ein Enthüllungsjournalist zu Besuch kommt.«

»Nein, ich schätze nicht.«

»Jenny hat mir erzählt, daß Simon Anweisung gegeben hat, die Bücher, in denen die Spenden und Ausgaben festgehalten werden, zu Wren hinaufzubringen. Was läßt das deiner Meinung nach vermuten?«

»Finanzielle Unregelmäßigkeiten.« Ross zuckte mit den Schultern. »Wren hat eine lange Suche vor sich, wenn er auf so etwas aus ist. Simon ist fanatisch, was eine saubere Buchführung angeht. Er kann jeden einzelnen Penny belegen, den er bekommen oder ausgegeben hat.«

Er machte sich wieder an seinen Salat. Stef fuhr damit fort, ihr Weinglas zu mustern, und nahm dann einen Schluck daraus. »Ich mag es bloß einfach nicht, wie Simon sich benimmt«, sagte sie schließlich. »Er ist in letzter Zeit nicht er selbst. Irgend etwas macht ihm zu schaffen.«

Ross hörte auf zu kauen, hielt die Augen gesenkt und zwang sich dann, zu ihr aufzublicken und zu lächeln. »Ir-

gendetwas macht fast jedem zu schaffen, Stef. Man muß sich nur immer wieder daran erinnern, daß wir meistens ganz alleine mit diesen Dingen fertig werden müssen.«

John Ross träumt. Es ist derselbe Traum, der einzige Traum, den er noch hat, an den er sich nach dem Erwachen erinnern kann. Es ist ein Traum über jene Zukunft, die zu verhindern er als Ritter des Wortes geschworen hat, und jedesmal, wenn er wiederkehrt, ist er ein wenig düsterer als zuvor.

Er steht auf einem Hügel südlich von Seattle und sieht zu, wie die Stadt brennt. Horden von Einst-Menschen und Dämonen strömen durch Lücken in den zerschmetterten Verteidigungsstellungen und treiben die Verteidiger stetig zurück und auf das Wasser zu. Fresser wieseln durch das Gemetzel und saugen das Entsetzen, die Wut und die Raserei der Sterbenden und Verwundeten auf. Es ist eine alptraumhafte Szene, die ganze verkohlte und brennende Landschaft in Regen und Nebel getaucht und von Wolken und der Dämmerung verdunkelt, umhüllt von einem Wahnsinn, der seine Stimme in den Schreien der Menschen findet, die er verzehrt.

Aber die Gefühle, die Ross erfüllen, sind ihm unvertraut. Sie handeln nicht von Frustration oder Wut, nicht von Verzweiflung oder Trauer, wie sie es bislang jedesmal taten. Jetzt sind seine Gefühle dumpf und leer, frei von allem außer Gereiztheit und einer leichten Langeweile. Er steht bei einer Gruppe von Überlebenden aus der Stadt, aber auch ihnen schenkt er keine Beachtung. Er ist stattdessen nicht mehr als eine Hülle, gepanzert und unverwundbar, aber gefühllos. Er hat keine Ahnung, wie er so geworden ist, aber es ist eine außergewöhnliche Erfahrung zu erkennen, daß es geschehen ist. Er ist kein Ritter des

Wortes mehr; er ist etwas vollständig anderes. Die Menschen, die bei ihm stehen, sind kein Teil von ihm. Sie erwidern seinen Blick nicht, als er sie nachdenklich mustert. Sie beugen sich in seiner Gegenwart und drängen sich unterwürfig vor ihm zusammen. Sie haben Angst vor ihm. Es graut ihnen vor ihm.

Dann nähert sich der alte Mann und flüstert, daß er ihn kennt, daß er sich an ihn aus einer lange vergangenen Zeit erinnert. Sein hohläugiger Blick ist leer und seine Stimme dumpf und tonlos. Er sieht aus und spricht, als sei er nicht mit seinem Körper verbunden. Er wiederholt die vertrauten Worte. Du warst da, in der Smaragd-Stadt! Du hast den Zauberer von Oz getötet! Es war die Nacht von Halloween, und du hast eine Maske des Todes getragen! Sie haben sein Leben gefeiert, und du hast ihn getötet!

Er stößt den alten Mann grob von sich. Der Alte bricht zusammen und beginnt zu schluchzen. Er liegt hilflos im Schmutz und Regenwasser, seine zerrissenen Kleider und der Bart sind dreckverschmiert, sein gebrechlicher Körper zittert.

Ross schaut weg. Er weiß, daß die Worte des alten Mannes die Wahrheit sind, aber es kümmert ihn nicht. Er hat bereits vor langer Zeit alle Schuldgefühle abgeschottet, und das Töten bedeutet ihm nichts mehr.

In diesem Augenblick erkennt er, daß er nicht mehr zu den Menschen gehört, die sich zu seinen Füßen zusammendrängen. Er hat seine Menschlichkeit abgestreift; er hat sie in einer Vergangenheit zurückgelassen, an die er sich kaum noch erinnern kann.

Plötzlich weiß er, warum ihn die Menschen so anschauen, wie sie es tun.

Er ist der Feind, der gekommen ist, um sie zu vernichten.

Ross und Stef gingen langsam Arm in Arm die First Avenue zurück, nachdem sie Umberto's verlassen hatten, und hatten die Schultern gegen die Kälte hochgezogen. Die Luft war noch immer dunstig und feucht, und der Himmel war grau, aber es hatte noch nicht zu regnen begonnen. Die Straßenlaternen von Pioneer Square strahlten über ihnen und warfen ihre Schatten auf den Fußweg, als sie unter ihnen entlanggingen, dunkle menschliche Formen, die länger wurden und dann mit jedem neuen hellen Kreis verblaßten.

Der Traum war in der vergangenen Nacht seit mehreren Wochen zum ersten Mal wiedergekommen, und Ross kämpfte noch immer mit dem, was er andeutete. In dieser neuesten Version des Traumes war Simon Lawrence noch immer tot und Ross sein Mörder. Doch jetzt war Ross einer von den Bösen, nicht mehr ein Ritter des Wortes oder auch nur ein passiver Beobachter, wie er es bislang in jeder Variante des Traumes gewesen war. Er war eine Art Dämonen-Klon, eine Kreatur der Leere, und es war kaum noch erkennbar, daß er einmal ein Mensch gewesen war.

Er runzelte im Schutz des hochgeschlagenen Mantelkragens die Stirn. Es war lächerlich und grotesk anzunehmen, daß irgendetwas davon jemals Wirklichkeit werden könnte.

Warum hatte er dann aber diesen Traum?

Warum wurde er von den Visionen einer Zukunft geplagt, die er niemals zulassen würde?

»Die Länderregierung wird vor Ende der Woche einen Erlaß verabschieden, der die Finanzierung der Sozialhilfe durch das Land so weit beschneidet, wie die Staatsregierung die Finanzhilfe für das Land zurückgefahren hat.«

Stefs Stimme klang in der Düsternis leise und isoliert. »Vielleicht ist Simon deshalb so erregt.«

»Na klar, laßt uns noch mehr Leute zurück auf die Straße schicken.« Ross schüttelte den Kopf, während er an ganz andere Dinge dachte.

»Sozialhilfe ermutigt die Leute, nicht zu arbeiten, John. Das weißt du. Du hörst es ja die ganze Zeit. Indem man ihnen die Hilfe verweigert, zwingt man sie dazu, in Gang zu kommen und sich einen Job zu besorgen.«

»Bloß gut, daß das alles so einfach ist. Wir können die Verarmung der Gesellschaft einfach ignorieren. Wir können einfach vorgeben, daß arme Leute nichts anderes sind als reiche Leute ohne Geld. Wir können uns sagen, daß die Bildungsmöglichkeiten und die gesellschaftlichen und kulturellen Voraussetzungen für alle gleich sind. Wir können die Statistiken über häusliche Gewalt und schwangere Teenager ebenso ignorieren wie die, wie viele Menschen mit Verbrechen oder Krankheiten konfrontiert werden oder wie es um die Stabilität der Familien bestellt ist. Verweigert ihnen einfach die Sozialhilfe und schickt sie arbeiten. Ich weiß nicht, warum nicht schon früher jemand darauf gekommen ist. Ich wette, wir können bis Ende des Monats alle von der Straße und zum Arbeiten kriegen.«

»Genau. Und dann kümmern wir uns um eine Heilung für Krebs und beseitigen das Problem genauso schnell.« Sie schmiegte ihr Gesicht an seine Schulter, und ihr dunkles Haar strömte wie Seide an ihm herab.

»Ich mochte unser Abendessen«, sagte er und versuchte, seiner Frustration die Schärfe zu nehmen.

Sie nickte in seinen Mantel hinein. »Gut. Ich mochte es auch.«

Sie bogen an der Elliott Bay Book Company um die E-

cke auf die Main Street und gingen heim. Vor ihnen breitete sich der Occidental Park aus, der jetzt menschenleer war und nur von den hölzernen Totems wie von überirdischen Posten bewacht wurde. Die Obdachlosen hatten ihren Treffpunkt verlassen, um sich für die Nacht ein wärmeres Plätzchen zu suchen. Einige von ihnen würden in einem der Asyle ein Bett finden. Einige würden sich ihr Bett auf den Straßen bereiten. Einige würden am Morgen aufwachen. Einige würden das nicht.

»Es gibt einfach nicht genug von uns«, sagte Ross ruhig.

Sie hob den Kopf, um ihn anzusehen. »Nicht genug von wem?«

»Nicht von wem. Von was. Ich habe mich falsch ausgedrückt. Nicht genug Unterkünfte für die Obdachlosen. Nicht genug Schulen für die Straßenkinder. Nicht genug Armenspeisungen. Nicht genug Hilfseinrichtungen. Nicht genug Kirchen, die sich um die Bedürftigen kümmern. Nicht genug Wohltätigkeitsverbände. Nicht genug Projekte oder Finanzierungen oder Antworten. Nicht genug von allem.«

Sie nickte. »Um das Geld und die Zeit der Menschen herrscht ein großer Konkurrenzkampf, John. Es ist nicht immer leicht, eine Wahl zu treffen.«

»Vielleicht wäre es einfacher, wenn die Menschen sich daran erinnern würden, daß auch um ihre Seelen ein Konkurrenzkampf herrscht.«

Sie starrte ihn einen Moment lang an. »Dann sollte jeder in der Lage sein zu erkennen, was zu tun ist, nicht wahr?«

Sie überquerten die Main, um zum Waterfall Park zu kommen, und schauten in die Schwärze, wo das Geräusch des rauschenden Wassers an- und abschwoll und von den Backsteinwänden widerhallte. Inmitten der Ansammlung

von Felsen, Bäumen und Parktischen huschten Schatten mit kaum merklichen Bewegungen umher. Ross glaubte, einen kurzen Blick auf laternenartige Augen erhascht zu haben, die ihn anstarrten. Er sah die Fresser nicht mehr oft – nur noch in kurzen Momenten. Es beunruhigte ihn manchmal, daß er sie nicht besser sehen konnte. Er hatte ihre Welt verlassen wollen, und es half nicht zu wissen, daß sie da waren, sie aber nicht sehen zu können.

Das erinnerte ihn an etwas, das Owain Glyndwr ihn gefragt hatte.

Glaubst du, du kannst wieder so werden wie früher?

Er ertappte sich dabei, daß er wieder an den Traum dachte, daran, wie er in ihm erschienen war und wie ihn dies empfinden ließ. Er würde vielleicht nie wieder so werden, wie er einmal war, aber zumindest konnte er sich davon abhalten, so zu werden, wie in der Vision. Soviel zumindest sollte er bewirken können, oder?

Er starrte schweigend in die Schatten, während Stefanie an seinem Arm hing, und forderte die Dinge, die in ihnen lauerten, auf, ans Licht zu kommen. Während er dies tat, kam es ihm so vor, als spürte er, wie sie ihn seinerseits aufforderten, ins Dunkel zu kommen.

Kapitel 10

Obgleich sein Hunger alles verzehrend geworden war, wartete der Dämon bis nach Mitternacht, bevor er auf die Jagd ging.

Er kroch so leise aus seinem Bau wie der Tod, der seine Opfer erwartet, und huschte auf die leeren Straßen von Pioneer Square hinaus. Es war wochentags, so daß die Stadt

schon früh ihre Augen geschlossen hatte, und selbst die Bars und Restaurants hatten ihre Türen verschlossen und das Licht gelöscht. Die Luft war feucht und schwer vor Nebel und wegen des erneut einsetzenden Regens, und die Nässe glitzerte als seidiger Schimmer auf dem Beton. Einzelne Autos, manchmal auch zwei hintereinander, fuhren vorbei und brachten ihre Insassen nach Hause, zu ihren Betten. Es waren Nachzügler, die der abendlichen Blechlawine hinterhereilten. Der Dämon beobachtete alles aus den Schatten dicht am Occidental Park, sorgsam darauf bedacht, nicht gesehen zu werden. Aber Park, Bürgersteig und Straßen waren leer und still. Der Dämon war allein.

Er kroch in menschlicher Gestalt aus seinem Versteck, richtete sich auf und erhielt seine Tarnung aufrecht, während er sich zu dem Ort begab, an dem die Jagd beginnen würde. Er trug Laufschuhe, um das Geräusch seiner Bewegungen möglichst zu mindern, und hielt sich so viel wie möglich in den Schatten. Die Kreatur huschte an den Wänden der verdunkelten Gebäude entlang, über die schattenverhangenen Gebiete des Parks und durch die geschwärzten Tunnel der Wege und Pfade. Die Obdachlosen, die ihre Tage im Park verbrachten, waren alle fort, und die Indianertotems lauerten mit furchterregenden, starrenden Augen und scharfen Schnäbeln und Krallen wie Jäger auf der Suche nach Beute über dem leeren Steinplatz.

Doch die Jagd des Dämons galt keiner Nahrung. Sein Hunger war von anderer Art. Er war ursprünglicher und weniger einfach zu verstehen. Der Dämon jagte, weil er töten mußte. Er jagte, um den Widerstand seiner Opfer zu spüren, während er ihr Fleisch zerfetzte, ihre Knochen zerbrach und ihr Blut vergoß. Er jagte, um jenen köstlichen Moment der Befriedigung zu erleben, den ihm die Beendigung eines menschlichen Lebens bereitete – dieser letzte

Schauder des Bewußtseins, jenes letzte Ausstoßen des Atems, das letzte Keuchen, wenn der Tod eintrat. Der Drang des Dämons zu töten war in seiner Wesensart begründet. Vor langer, langer Zeit war die Kreatur selbst ein Mensch gewesen, und um das zu bleiben, was sie jetzt war, mußte sie ihr menschliches Selbst immer und immer wieder aufs neue töten. Dies bewerkstelligte sie, indem sie andere tötete. Die eigene Menschlichkeit des Wesens wurde vollständig von dem Wahnsinn erstickt, der es antrieb, doch es war notwendig vorzugeben, es sei ein Mensch, um sich frei unter seinen Opfern bewegen zu können, und darin lag eine Gefahr. Das Töten sorgte dafür, daß niemals die Gefahr erwuchs, daß aus dem Vorgeben auch nur für einen winzigen Moment Wirklichkeit wurde.

An der Ecke von First Avenue und Yesler hielt der Dämon ein letztes Mal in den Schatten inne, um sich umzuschauen. Als er weder Autos noch Menschen sah, die sich näherten, huschte er schnell über die First zu der Reihe von alten Türöffnungen und Kellerfenstern, die zur Straße zeigten, und kauerte sich neben einer kurzen Steintreppe hin, die zu einem Drachen- und Flaggengeschäft führte. Wieder hielt er inne, um sich umzusehen und zu lauschen. Wieder sah und hörte er nichts.

Er wieselte wie eine Krabbe nach vorne, hielt vor einem alten, holzgerahmten Fenster an, dessen Glas übermalt worden war, hebelte es mit geübter Leichtigkeit auf, glitt durch die Öffnung in die dahinterliegende Dunkelheit und war verschwunden.

Im Inneren ließ er sich leise auf den Kellerboden hinabfallen und wartete, daß seine Augen sich anpaßten. Es dauerte nur einen Moment, denn der Dämon konnte im Dunkeln ebenso scharf sehen wie im Licht. Anders als der Mensch, der er einst gewesen war, anders als die Men-

schen, die er jagte, sah der Dämon mit all seinen Sinnen. Er verachtete die Schwäche von Fleisch, Blut und Knochen, die er vor langer Zeit abgelegt hatte. Er verachtete die Menschlichkeit, die er abgestreift hatte wie eine Schlange ihre Haut. Er wurde nicht von Moralbegriffen belastet oder von einem emotionalen Gleichgewicht, einer angeborenen Feinfühligkeit oder irgendeinem wie auch immer gearteten Gefühl von Verantwortungsbewußtsein. Der Dämon funktionierte im Dienst der Leere ohne jede Einschränkung – mit einer Ausnahme: Er wollte überleben. Er stellte nicht in Frage, daß er der Leere diente; er tat dies, weil er sich keine andere Lebensweise vorstellen konnte und weil die Interessen der Leere perfekt mit seinen eigenen übereinstimmten. Der Antrieb im Leben des Dämons war, die Menschen zu vernichten, zu denen er einst gehört hatte. Sein Ziel war es, sie vom Antlitz der Erde zu fegen. Daß er der Leere diente, indem er dies tat, war fast zufällig.

Die Kreatur stand eine lange Zeit reglos in der Dunkelheit und begann dann, ihre Kleider abzustreifen. Sie würde besser jagen können, wenn sie sich verwandelt hatte. Ihre menschliche Maske war unbequem und beengend, und sie diente lediglich dazu, den Dämon an die Hülle zu erinnern, in der er so viele Jahre gefangen gewesen war. Alle Dämonen waren veränderlich und konnten, mit genug Zeit, jede Gestalt annehmen, die sie wollten. Doch dieser Dämon war darin besonders begabt. Er konnte seine Gestalt ohne jede Mühe ändern, was gewöhnlich nicht der Fall war. Die meisten Dämonen waren gezwungen, die Gestalt beizubehalten, die sie einmal angenommen hatten, weil es so lange dauerte, eine neue zu erzeugen. Doch dieser Dämon war anders. Er konnte sein Aussehen so schnell ändern, wie ein Chamäleon die Farbe wechselte, und sich in Sekunden völlig neu formieren. Seine Fähigkeit hatte ihm als Kreatur der Leere

gute Dienste geleistet. Er hatte sich darauf spezialisiert, die mächtigeren Diener des Wortes aufzuspüren und ihre Moral zu zersetzen. Er hatte viele von ihnen vernichtet. Jetzt arbeitete er daran, John Ross zu zerstören.

Natürlich wollte der Dämon nur den Teil von Ross vernichten, der menschlich war. Den Rest würde er behalten. Er würde die Magie des Ritters behalten. Er würde sein Wissen behalten. Der Dämon würde die dunkle Unterseite freisetzen, die der Mensch mit soviel Mühe unter Kontrolle hielt, und ihr die Herrschaft über das geben, was von seinem Geist noch übriggeblieben sein würde.

Als seine Kleider auf dem Boden lagen, begann der Dämon, sich zu verändern. Seine menschliche Gestalt verschwand, als der Körper anschwoll und knotige Muskeln bildete, während aus der Haut dickes, rauhes Haar hervorwuchs. Der Kopf der Kreatur wurde länger, ihre Kiefer verbreiterten sich, und die Zähne wurden lang und scharf. Sie nahm das Aussehen von etwas an, das eine Kreuzung aus riesiger Katze und einem stämmigen Hund war, am meisten jedoch einer monströsen Hyäne ähnelte – sie schien völlig aus mächtigem Hals, sehnigen Schultern und fangzahnbewehrter Schnauze zu bestehen.

Nach vollendeter Verwandlung ließ sich der Dämon auf alle viere fallen und suchte sich seinen Weg durch die Dunkelheit. Er verließ den Keller, indem er über eine offene Treppe in eine tiefere Ebene hinabstieg. Jetzt befand er sich in der ausgebrannten Hülle des alten Seattle, in der Ruine, die der Stadt über der Erde als Fundament diente. Dieser Teil der alten Stadt wurde nicht von den unterirdischen Führungen besucht. Es war ein Teil, der abgesperrt und für die meisten unzugänglich war. Die Straßen und Gassen hier unten wurden Hunderte von Metern lang, geheimnisvoll und völlig leer. Teile dieses Gebiets brachen

von Zeit zu Zeit in sich zusammen, und manchmal wurden die dunklen Gänge während schwerer Regenfälle von dem überfließenden Wasser aus Straßen und Gullys überflutet. Nur wenige wußten, daß diese dunkle Welt überhaupt existierte. Niemand kam nachts hier herab.

Mit Ausnahme der Obdachlosen.

Und des Dämons, der es liebte, sie zu jagen.

Der Dämon dachte an John Ross und stellte sich vor, wie es wäre, seine mächtigen Kiefer um seine Kehle zu schließen, ihm das Leben aus dem Körper zu pressen und das Blut zu spüren, das aus seinem zerfetzten Körper strömte. Der Dämon haßte Ross. Aber er wurde auch von ihm angezogen. All diese Magie, all diese Macht, das Vermächtnis eines Ritters des Wortes. Der Dämon würde dies alles so gerne spüren. Er wäre so gerne ein Teil davon. Er hungerte nach dem Töten, aber noch mehr hungerte er nach dem Geschmack der Magie.

Seine Raubtieraugen durchdrangen die Schwärze, als er auf lautlosen Tatzen durch die Dunkelheit pirschte, die Ohren lauschend nach vorne gerichtet. Um ihn herum hielten Fresser mit ihm Schritt. Sie spürten, daß es ans Töten ging. Es würde Entsetzen, Raserei und Verzweiflung geben, und sie waren begierig, dies alles in sich aufzunehmen. Genauso, wie der Dämon nach Magie und dem Töten hungerte, gierten die Fresser nach den übrigbleibenden Gefühlen, die beides in Menschen erzeugte.

John Ross gehört mir, dachte der Dämon. *Er gehört mir, weil ich ihn gefunden habe, Anspruch auf ihn erhoben habe und erkannte, wozu man ihn benutzen kann. Ich werde ihn korrumpieren und dann freilassen. Ich werde ihn neu formen, so wie ich mich selbst neu geformt habe. Es wird so bald geschehen, so bald. Die Räder des Getriebes, das dies möglich machen wird, sind bereits in Bewegung. Niemand*

kann sie stoppen. Niemand kann das ändern, was ich geplant habe.

John Ross gehört mir.

Voraus, noch weit entfernt in der scheinbar unendlichen Dunkelheit, erklang das leise Geräusch von Stimmen. Die Kiefer des Dämons öffneten sich, und seine Zunge hing heraus. Die Augen der Fresser glänzten heller, und ihre Bewegungen wurden aufgeregter.

Den Kopf gesenkt und mit der Nase erwartungsvoll am Kopfsteinpflaster der verlassenen Straßen der unterirdischen Stadt schnüffelnd, begann der Dämon, vorwärts zu pirschen.

Über der Erde und sich der Nähe des Dämons nicht im mindesten bewußt, war Nest Freemark keine zwei Blocks entfernt.

Sie hatte den ganzen Tag gebraucht, um Seattle zu erreichen, und sie war so spät angekommen, daß sie den Versuch, John Ross zu erreichen, erst morgen unternehmen konnte – oder besser gesagt heute, da es bereits nach Mitternacht war. Nachdem sie endlose Fragen über ihre Reisepläne und unerwünschte Hilfsangebote abgewimmelt hatte, hatte sie bei der United einen Flug gebucht, der um Viertel nach drei vom O'Hare startete, und war, wie geplant, am Morgen mit Robert nach Chicago gefahren. Robert meinte es gut, aber er wußte nicht, wann es genug war. Sie vermied es, ihm genau zu sagen, was sie vorhatte oder warum sie hinflog. Es war eine spontane Reise, ein Besuch bei irgendwelchen Verwandten, das war alles, was sie dazu sagte. Robert war außer sich vor Neugier, aber sie dachte, daß es ihm ganz gut tun würde, mit seiner Frustration fertig werden zu müssen. Außerdem war sie nicht ganz unglück-

lich darüber, ihn als Buße für sein Benehmen auf der Beerdigung ihres Großvaters noch ein bißchen mehr leiden zu lassen.

Er setzte sie vor der Schalterhalle von United ab und bot ihr noch einmal an mitzukommen, sie zu begleiten, sich mit ihr zu verabreden oder überhaupt alles zu tun, was sie von ihm verlangte. Sie lächelte, schüttelte den Kopf, verabschiedete sich, nahm ihre Reisetasche und ging hinein. Robert fuhr davon. Sie wartete eine Zeitlang, um ganz sicher zu sein.

Sie hatte Ariel seit dem letzten Abend nicht mehr gesehen und keine Ahnung, wie das Tatterdemalion nach Seattle kommen wollte, aber das war nicht ihr Problem. Sie gab ihre Tasche auf, bekam ihr Ticket ausgehändigt und erhielt die Mitteilung, daß der Flug sich wegen eines Problems mit der Maschine auf fünf Uhr verschoben hatte.

Sie wanderte zu dem Zugang hinüber, den man ihr angewiesen hatte, setzte sich und las in dem Buch, das sie am vergangenen Abend begonnen hatte. Es hieß *Das spirituelle Kind* und war von Simon Lawrence. Das Buch interessierte sie aus mehreren Gründen – zum einen bezog es sich immer wieder auf das Werk von Robert Coles, insbesondere auf sein Buch *The Spiritual Life of Children,* das sie im letzten Semester für einen Psychologiekurs gelesen und das ihr sehr gut gefallen hatte; und zum anderen, weil sie unterwegs war, um John Ross zu finden, der für Lawrence bei Fresh Start arbeitete, und sie wollte etwas über das Denken des Mannes erfahren, dem sich ein gefallener Ritter des Wortes angeschlossen hatte. Es konnte natürlich sein, daß dies einfach nur ein Job für Ross war, aber das glaubte Nest nicht. So etwas sah John Ross nicht ähnlich. Er war nicht der Typ, der irgendeinen Job annahm. Nachdem er seinen Dienst für das Wort aufgekündigt hatte, würde er sich be-

müht haben, etwas zu finden, mit dem er sich identifizieren konnte.

Auf jeden Fall hatte sie sich die Zeit damit vertrieben, Simon Lawrences Buch zu lesen, das Flugzeug war noch immer nicht aufgetaucht, das Wetter hatte sich durch den Aufzug eines Gewitters verschlechtert, und die Abflugzeit war erneut nach hinten verschoben worden. Nest, die sich allmählich Sorgen machte, daß sie überhaupt nicht mehr fortkäme, ging zum Abflugschalter und fragte, wie die Chancen stünden, daß ihr Flug abgesagt würde. Die Angestellte sagte ihr, daß sie es nicht wüßte. Nest ging zum Schalter ihrer Fluggesellschaft und fragte die Stewardeß, ob sie auf einen anderen Flug umbuchen könnte. Die Angestellte sah sie zweifelnd an, bis Nest ihr erzählte, daß ein enger Freund im Sterben liege und sie sofort nach Seattle müsse, wenn sie ihm noch irgendeinen Beistand leisten wollte. Dies war nah genug an der Wahrheit, daß sie bei der Erklärung kein schlechtes Gewissen hatte, und es brachte ihr einen Platz in einer Maschine nach Denver ein, von wo aus sie eine Verbindung nach Seattle hatte.

Der Flug startete kurz nach fünf, sie war um sechs Uhr fünfundvierzig Ortszeit in Denver und saß um zehn vor sieben in der Maschine nach Seattle. Der Flug dauerte zwei weitere Stunden, und es war kurz vor zehn Uhr Pazifikzeit, als der Flieger in Sea-Tac aufsetzte. Nest stieg mit ihrer Reisetasche aus, ging zum Taxistand hinaus und ließ sich in die Innenstadt fahren. Ihr Fahrer war ein Pakistani oder Inder, möglicherweise ein Sikh, der einen Turban trug und nicht viel zu sagen hatte. Sie hatte noch immer kein Zeichen von Ariel erhalten und begann sich Sorgen zu machen. Sie konnte sich allein in der Stadt zurechtfinden, John Ross aufspüren und mit ihm reden, aber sie würde sich besser fühlen, wenn sie jemanden hatte, den sie um Rat fragen

konnte, wenn sie auf ein Problem stieß. Sie überlegte sich bereits, was sie zu Ross sagen würde. Zugleich fragte sie sich jedoch trotz der Versicherung der Lady, warum er ihr überhaupt zuhören sollte.

Sie vermißte Pick schrecklich. Sie hatte nicht erwartet, daß ihre Trennung so schlimm sein würde, aber das war sie. Seit sie sechs Jahre alt war, war er fast ständig bei ihr gewesen; er war ihr bester Freund. Sie war in der Lage gewesen, ihn zu verlassen, um auf die Uni zu gehen, doch die Northwestern University war nur eine Dreistundenfahrt von Hopewell entfernt, und es kam ihr nicht einmal so weit vor. Sie nahm an, daß auch der Tod ihres Großvaters zu ihrem Unwohlsein beitrug; Pick war das letzte Bindeglied zu ihrer Kindheit, und sie mochte es überhaupt nicht, ihn zurückzulassen. Zudem war es das erste Mal, daß sie etwas ohne ihn unternahm, das mit Magie zu tun hatte. Was auch immer der wirkliche Grund sein mochte, ihr war entschieden unwohl dabei, ihn nicht bei sich zu haben.

Der Taxifahrer hatte sie zum Alexis Hotel gebracht, wo sie am vergangenen Abend telefonisch ein Zimmer gebucht hatte. Das Alexis befand sich direkt am Nordende von Pioneer Square, nicht weit von den Büros von Fresh Start entfernt. Es war das beste Hotel in der Gegend, und Nest hatte von Anfang an beschlossen, daß sie in einer guten Unterkunft absteigen wollte, wenn sie schon in eine fremde Stadt reiste. Sie hatte für die zwei Übernachtungen, die sie eingeplant hatte, einen guten Preis für ein Standardzimmer bekommen. Nest meldete sich am Empfang an, nahm den Aufzug zu ihrem Zimmer, ließ ihre Tasche auf das Bett fallen und schaute sich ruhelos um.

Obwohl sie den ganzen Tag unterwegs gewesen war, war sie nicht müde. Sie packte ihre Tasche aus, blätterte einen Stadtführer durch und ging zum Fenster, um hinauszu-

schauen. Die Straße unter ihr glitzerte vor Feuchtigkeit, und die Luft war nebelverhangen. Alle Geschäfte und Büros, die sie ausmachen konnte, waren geschlossen. Nur wenige Autos und noch weniger Fußgänger kamen noch vorbei. Es war kurz nach halb zwölf.

Sie hatte beschlossen, noch einen Spaziergang zu machen.

Nest war nicht naiv. Sie wußte, welche Gefahren nachts in der Stadt auf unvorsichtige Fußgänger lauerten. Andererseits war sie mit den Fressern im Sinnissippi Park aufgewachsen, war Nacht für Nacht durch die Dunkelheit gepirscht, die diese Kreaturen bevorzugten, war ihren Fallen ausgewichen und hatte Konfrontationen überlebt, die viel gefährlicher gewesen waren als alles, das ihr wahrscheinlich hier begegnen mochte. Zudem hatte sie die Magie, die sie beschützen würde; und obwohl Nest sie seit einer ganzen Zeit nicht mehr benutzt hatte und nicht wußte, wie stark sie mittlerweile geworden war, hatte sie volles Vertrauen, daß sie jedes Unheil abwehren konnte.

So war sie also in ihre schwere Windjacke geschlüpft, war mit dem Fahrstuhl in die Lobby hinabgefahren und hatte das Hotel verlassen.

Sie war kaum draußen und wanderte die First Avenue nach Süden auf die Reihen altmodischer Straßenlaternen zu, die den Anfang von Pioneer Square markierten, als Ariel auftauchte. Das Tatterdemalion materialisierte sich aus dem Nebel und der Dunkelheit und erfüllte einen Platz neben Nest mit seiner vagen, durchsichtigen Weiße. Ariels plötzliches Auftauchen ließ Nest zusammenzucken, aber das schien sie nicht zu bemerken. Ihre dunklen Augen waren geradeaus gerichtet, und ihr seidiges Haar wehte vom Körper fort, als striche eine leichte Brise darüber hinweg.

»Wo gehst du hin?« fragte sie mit ihrer dünnen, kindlichen Stimme.

»Spazieren. Ich kann noch nicht schlafen, dazu bin ich noch zu aufgeputscht.« Nest beobachtete, wie die Schatten im schleierhaften Körper des Tatterdemalions herumwirbelten. »Wie bist du hergekommen?«

Ariel schien die Frage nicht zu hören, ihre Augen suchten aufmerksam umher. »Es ist nicht sicher«, sagte sie.

»Was ist nicht sicher?«

»Die Stadt in der Nacht.«

Sie hatten das Hotel hinter sich gelassen und erreichten den nächsten Häuserblock. Nest schaute sich vorsichtig um und musterte die dunklen Torgänge und Nischen der Gebäude. Es war niemand zu sehen.

»Ich erinnere mich an Städte«, fuhr Ariel mit leiser, schwacher Stimme fort. Sie schien über den Bürgersteig zu schweben wie ein geisterhaftes Hologramm. »Ich erinnere mich, wie sie sich anfühlen und was sich in ihnen verbirgt. Ich erinnere mich, was sie einem antun können. Sie sind voll von Leuten, die einem wehtun werden. Es sind Orte, an denen Kinder von einem Augenblick zum nächsten verschwinden können. Manchmal schließen sie dich an dunklen Orten ein, und niemand kommt dich holen. Manchmal sperren sie dich für immer ein.«

Sie sprach von den Erinnerungen der Kinder, die sie einst gewesen war; dies waren die einzigen Erinnerungen, die sie besaß. Nest entschied, daß sie diese Erinnerungen, die von toten Kindern, nicht erfahren wollte.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte sie. »Wir gehen nicht weit.«

Sie liefen dennoch eine ziemliche Strecke, gingen die ganze First Avenue hinab, unter Pioneer Squares Straßenla-

ternen aus der Zeit der Jahrhundertwende hindurch, an vergitterten Geschäften und Galerien entlang, bis dorthin, wo sie den Kingdome sehen konnten, der sich wie ein massiver Buckel in den Nachthimmel erhob. Der Nebel wurde dichter, wirbelte um sie herum und setzte sich als dünner, kalter Film aus Feuchtigkeit auf Nests Gesicht und Hände. Sie zog die Windjacke fester um die Schultern. Als der Charakter ihrer Umgebung sich veränderte und Läden und Galerien Platz für Lagerhäuser und Industrieanlagen machten, kehrte Nest um und machte sich mit der dicht an ihrer Seite klebenden Ariel auf den Rückweg.

Sie näherten sich gerade einem kleinen, dreieckigen Park aus ein paar Bäumen und davorstehenden Bänken, hinter dem sich eine Reihe von Gebäuden erhob, von denen eines für die Untergrund-Tour von Seattle warb, als die Schreie begannen.

Am Anfang waren sie so leise, daß Nest nicht glauben konnte, daß sie sie wirklich hörte. Sie wurde langsamer und sah sich zweifelnd um. Sie war ganz allein auf der Straße. Niemand sonst war zu sehen. Aber die Schreie gingen weiter und klangen schrecklich in der Schwärze und dem Nebel.

»Jemand jagt«, zischte Ariel, während sie hell schimmerte und nach links und rechts huschte.

Nest drehte sich im Kreis und versuchte, überall zugleich hinzuschauen. »Wo kommen sie her?« wollte sie, hektisch geworden, wissen.

»Von unter uns«, sagte Ariel.

Nest blickte ungläubig auf den Bürgersteig aus Beton hinab. »Aus der Kanalisation?«

Ariel kam dicht an sie heran. Ihr kindliches Gesicht war glatt und ausdruckslos, aber ihre Augen waren von Grauen

erfüllt. »Eine alte Stadt liegt unter der neuen. Von dort kommen die Schreie!«

Der Dämon arbeitete sich langsam durch die Dunkelheit der unterirdischen Stadt und folgte der Witterung der Menschen und dem Klang ihrer Stimmen. Er schlängelte sich durch schmale Straßen und Gassen, durch Türen und Spalten in verfallenen Mauern. Er war von Hunger erfüllt und überflutet von dem Drang zu töten. Er war ein Getriebener.

Dutzende Fresser, deren laternenartige Augen in dem moschusgeschwängerten Dämmer leuchteten, folgten ihm.

Nach einer Weile sah der Dämon das erste Aufflackern von Licht. Die Stimmen der Menschen waren jetzt klar und deutlich; er konnte jedes ihrer Worte verstehen. Es waren drei, zwei Jungen und ein Mädchen, alle noch nicht ganz erwachsen. Der Dämon schob sich leise vor, seine Augen hatten sich zu Schlitzen verengt, sein Puls raste.

»Was war das?« fragte einer von ihnen plötzlich, als Stein und Erde unter den Tatzen des Dämons leise knirschten.

Der Dämon konnte sie jetzt sehen, wie sie um ein paar Kerzen hockten, die in den Scherben alter Untertassen auf einer Holzkiste standen. Sie befanden sich in einem Raum, dessen Türen und Fenster vor langer Zeit zu Bruch gegangen waren und dessen Wände begannen, in sich zusammenzufallen. Die Decke war bedeckt von den Rohren und Leitungen der Straßen und Gebäude über ihnen, und die Luft war feucht und roch nach verrottendem Holz und Erde. Die Jungen und das Mädchen hatten sich auf der freien Fläche eine Art Unterkunft errichtet, die sie mit mehreren Holzkisten, ein paar alten Matratzen und Schlafsäcken möbliert hatten. Dazu kamen noch mehrere Plastiksäcke mit Zeug,

das sie in den Straßen aufgelesen hatten, und ein paar Bücher. Wo sie herkamen, war nicht zu erkennen. Sie mußten ihren Weg von den Straßen, auf denen sie ihre Tage verbrachten, in das verlassene Labyrinth der älteren Stadt gefunden haben, wo sie, wie so viele andere, Schutz für die Nacht suchten.

Der Dämon umrundete die Ecke eines Gebäudes und stoppte.

Fresser drängten vor und warteten dicht bei ihm. Der ältere der beiden Jungen kam auf die Beine und sah sich suchend in der Dunkelheit um. Die anderen beiden hockten wachsam an seinen Seiten. Es gab nur einen Weg, der in ihren Unterschlupf und aus ihm hinaus führte. Der Dämon hatte sie in der Falle.

Er bewegte sich langsam vor ins Licht, ließ sie Stück für Stück sehen, was auf sie zukam. Furcht stieg in ihre Gesichter und in ihre Augen. Panische Aufschreie drangen über ihre Lippen – und leise, gemurmelte Flüche, die fast wie Stoßgebete klangen. Der Dämon war entzückt.

Der ältere Junge zog ein Messer mit einer langen Klinge. »Geh weg!« warnte er und beschimpfte den Dämon. Der Dämon kam dennoch näher, und die Fresser drängten ihm nach. Das Mädchen und der jüngere Knabe wichen entsetzt vor ihm zurück. Das Mädchen hatte bereits zu weinen begonnen. Keiner von beiden würde ihn angreifen, das konnte der Dämon in ihren Augen lesen. Nur der ältere Junge würde Widerstand leisten. Der Dämon fuhr sich mit der Zunge über die scharfen Zähne, und seine Kiefer schnappten hungrig ins Leere.

Die Kreatur pirschte geduckt durch die Türöffnung, die Augen fest auf das Messer gerichtet. Alle drei seiner zukünftigen Opfer zogen sich zur Rückwand des Raumes zurück. Eine dumme Entscheidung, dachte der Dämon. Sie

hatten ihn hereinkommen und ihren einzigen Fluchtweg abschneiden lassen.

Dann wirbelte der jüngere Junge mit wild wedelnden Armen davon und stürmte auf eines der zerbrochenen Fenster zu, um auf diesem Weg zu entkommen. Aber der Dämon war zu schnell. Er sprang zur Seite und erwischte den unglücklichen Knaben mit einem einzigen Satz. Er riß ihn zu Boden, schloß seine mächtigen Kiefer um seinen Hals, während sein Opfer schrie und wild um sich schlug, und löschte sein Leben mit einem einzigen Biß aus.

Fresser stürzten sich auf den leblosen Körper des Jungen und rissen wild daran. Der Dämon richtete seine blutige Schnauze auf die beiden anderen und bleckte die Zähne. Das Mädchen schrie jetzt gellend, und der ältere Junge fluchte, schrie und streckte das Messer mehr wie einen Talisman als wie eine Waffe nach vorn. Sie hätten versuchen können, zu der Türöffnung zu rennen, während der Dämon damit beschäftigt gewesen war, ihren Kameraden zu töten, doch sie hatten es nicht getan. Oder auch nur versucht. Das Mädchen lag jammernd auf den Knien und hatte die Arme schützend um den Kopf gepreßt. Der ältere Junge stand aufrecht, doch der Dämon nahm an, daß er das nur tat, weil er sich vor Schreck nicht bewegen konnte.

Der Dämon näherte sich dem Jungen steifbeinig und aufmerksam. Als er dicht genug herangekommen war, wartete er, bis der Junge mit dem Messer vorstieß. Dann tauchte er unter der glänzenden Klinge hinweg, und seine Kiefer schlossen sich um die Hand, die sie schwang. Knochen knackten, und Muskeln zerrissen, und der Junge schrie schmerzgepeinigt auf. Der Dämon schleuderte ihn gegen die Wand und riß ihm die Kehle heraus, während der Junge noch seine verstümmelte Hand anstarrte.

Fresser sprangen als große Haufen schwarzer Schatten

aus der Dunkelheit, fielen über den sterbenden Jungen her, saugten das Leben auf, das aus ihm entwich, und nährten sich an den Gefühlen des Grauens, der Verzweiflung und des Schmerzes.

Das Mädchen hatte in einem fruchtlosen Versuch zu entkommen, damit begonnen, auf die offene Tür zuzukriechen. Der Dämon sprang herbei, um ihr den Weg abzuschneiden. Sie krümmte sich in einem zitternden Häufchen vor ihm zusammen, die Arme über dem Kopf gefaltet, die Augen zusammengepreßt. Sie weinte, schrie und bettelte – *Nicht, bitte nicht, bitte, nicht –,* immer und immer wieder. Fasziniert von der Art, wie der Wahnsinn sie umfangen hatte, sah ihr der Dämon einen Augenblick lang zu. Er war nicht mehr in Eile; sein Hunger war durch das Töten der beiden Jungen gestillt worden. Er fühlte sich träge und schläfrig. Er beobachtete das Mädchen durch fast geschlossene Augenlider. Fresser krabbelten über sie hinweg, genossen die Gefühle, die sie ausströmte, und leckten sie gierig auf. Vielleicht konnte sie die Kreaturen fühlen, möglicherweise sah sie sie jetzt, so nahe am Tod, sogar. Vielleicht spürte sie, was der Tod für sie bereithielt. Der Dämon fragte sich all dies.

Dann schloß er seine Kiefer fast sanft um den entblößten weißen Nacken des Mädchens und zermalmte den schlanken Hals zu Brei.

Abrupt verstummten die Schreie. Nest erstarrte und spähte lauschend in den Nebel, die Dunkelheit und die fahlen Flecken der Straßenlaternen. Sie hörte nichts.

Ariel trieb näher zu ihr. Das Tatterdemalion schwebte in der Luft und war so geisterhaft, daß es kaum vorhanden war. »Es ist vorbei.«

Nest blinzelte. Vorbei. So schnell. Ihr Verstand raste. »Was war das?« fragte sie rasch.

»Eine Kreatur der Leere.«

Nest starrte in die Augen des Tatterdemalions und wußte genau, was für eine Kreatur. Ein Frösteln flutete durch ihren Körper und setzte sich in ihrer Kehle fest. »Ein Dämon«, flüsterte sie.

»Sein Gestank hängt in der Luft«, sagte Ariel.

»Was hat er gejagt?«

»Die Menschen, die unter den Straßen leben.«

Obdachlose. Nest schloß mutlos die Augen. Hätte sie ihnen helfen können, wenn sie schneller gewesen wäre, wenn sie gewußt hätte, wohin sie gehen mußte, wenn sie ihre Magie beschworen hätte? Wenn, wenn, wenn. Sie holte tief Luft. Plötzlich fragte sie sich, ob diese Morde irgendwie mit John Ross zusammenhingen. Jagte dieses Monster auch hinter ihm her? Mußte es nicht so sein, wenn es hier war, so dicht bei dem Ort, an dem er arbeitete?

»Wir müssen gehen«, sagte Ariel. Ihre kindliche Stimme war wie eine gehauchte Brise in der Stille. »Es ist nicht sicher für uns, hier zu bleiben.«

Weil er als nächstes uns jagen könnte, dachte Nest. Von Wut und Abscheu geschüttelt, blieb sie noch einen Moment lang stehen und war versucht, ihn herauszufordern. Aber es wäre einfach nur dumm, hier zu bleiben. Dämonen waren zu stark für sie. Diese Lektion hatte sie vor fünf Jahren von ihrem Vater gelernt.

Sie setzte sich in Bewegung und ging wieder in Richtung des Hotels. Ariel schwebte neben ihr in der Luft. Nest hatte die ganze Zeit, während sie unterwegs gewesen waren, die Schatten nach Fressern abgesucht – eine Angewohnheit, die sie niemals ablegen würde –, aber keine entdeckt. Jetzt

wußte sie, warum. Sie waren alle mit dem Dämon unter der Erde und tranken die Überreste seiner Morde.

Sie starrte in die Nacht, in die verdunkelten Korridore der Straßen und Gassen, in die schwarzen Torgänge und Hausflure und zu den Dachrinnen hinauf. Es ist nicht sicher für uns, hier zu bleiben, hatte Ariel gesagt und sie gedrängt, schneller zu gehen, zu fliehen.

Vielleicht war das so, dachte sie. Vielleicht war es nicht sicher, wenn ein Dämon zugegen war. Aber Dämonen schienen überall in ihrem Leben auf sie zu lauern. Dämonen und finstere Magie, das Werk der Leere.

Es ist für uns hier nicht sicher.

Aber vielleicht war es nirgendwo mehr sicher.

Dienstag, 30. Oktober

Kapitel 11

Als Nest Freemark am nächsten Morgen erwachte, schien die Sonne so hell durch ihr Fenster, daß sie glaubte, verschlafen zu haben. Das Uhrenradio, das sie vor dem Schlafengehen eingestellt hatte, spielte leise, was bedeutete, daß der Wecker angesprungen war, und sie beugte sich schnell hinüber, um nach der Zeit zu schauen. Doch es war erst neun Uhr, die Stunde, in der sie aufstehen wollte, also war sie völlig im Zeitplan. Sie schaute zum Fenster hinüber und erkannte, daß es so hell war, weil sie vergessen hatte, die Vorhänge zuzuziehen.

Sie war noch desorientiert durch das plötzliche Erwachen und ließ ihren Kopf einen Moment lang schläfrig auf das Kissen sinken. Sie konnte die lauten, schrillen Geräusche des Straßenverkehrs draußen hören, aber ihr Zimmer war ein hohler Kokon aus Stille und Wärme. Sie hatte irgendwo gelesen, daß es in Seattle viel regnete, aber das war heute anscheinend nicht der Fall.

Sie schloß die Augen und öffnete sie dann wieder, während sie nachdachte. Die Erinnerungen an ihren Spaziergang in Pioneer Square am vergangenen Abend kamen ihr weit entfernt und vage vor, als wären sie Teil eines Traums. Sie starrte an die Decke und zwang sich, sich zu erinnern. Sie war allein mit Ariel unterwegs gewesen. Dann die Schreie. Sie hatte sich ängstlich und hilflos gefühlt. Und Ariels Worte.

Jemand jagt.

Ein Dämon, hatte sie erwidert.

Sie stand auf, ging zum Fenster und blickte zur Straße hinunter. Dieselbe Straße wie gestern, nur heller und bevölkerter im Tageslicht. Sie beobachtete ein paar Minuten die Menschen und Autos, während sie ihre durcheinander wirbelnden Gedanken ordnete und die Scherben der Verwirrung und Unsicherheit auflas, die in ihrem Kopf herumschwirrten. Dann ging sie ins Bad und duschte. Sie stand eine lange Zeit mit geschlossenen Augen unter dem heißen Wasserstrahl und dachte nach. Sie war weit weg von zu Hause, und sie war noch immer nicht sicher, warum sie hierhergekommen war, um John Ross aufzusuchen. Sie wünschte, sie hätte eine bessere Vorstellung davon, was sie tun sollte, wenn sie ihn fand. Sie wünschte, sie wüßte, was sie sagen sollte. Sie wünschte, sie hätte sich besser darauf vorbereitet.

Nest trocknete sich ab, zog sich an und dachte dabei erneut an den Dämon. Sie würde Ross von gestern nacht erzählen; zumindest soviel stand für sie fest. Sie würde ihm von der Sorge der Lady und von ihrer Warnung an ihn berichten. Sie würde versuchen, ihn von der Gefahr zu überzeugen, in der er sich befand. Aber was konnte sie sonst noch tun? Was wußte sie schon tatsächlich von dieser ganzen Sache? Sie wußte, was Ariel ihr erzählt hatte, aber sie konnte sich nicht sicher sein, daß es der Wahrheit entsprach. Wenn sie Picks Reaktion berücksichtigte, war dies wahrscheinlich nicht der Fall. Die Wahrheit war sowieso nichts, was man in einem großen Schwung vom Wort erhielt; sie kam stattdessen in kleinen Fetzen und Teilchen, in Rätseln und Fragen, in genauer Selbstprüfung und logischer Überlegung, die einen, wenn man Glück hatte, schließlich zu einer Art von Erkenntnis führen mochte. Soviel hatte sie jedenfalls von ihrem Vater gelernt. Die Wahrheit war nicht

simpel, sie war sehr komplex. Schlimmer noch, sie war nicht leicht zu entziffern, und oft war sie schwer zu akzeptieren.

Sie seufzte und schaute sich in ihrem Zimmer um, als wäre die Antwort auf ihr Dilemma hier irgendwo verborgen. Das war sie natürlich nicht. Es gab hier keine Antworten; die Antworten lagen alle bei John Ross.

Sie fuhr zur Empfangshalle hinab, um ihr Frühstück einzunehmen, und blieb dort lange genug stehen, um durch die großen Glastüren auf die betriebsamen Straßen der Stadt hinauszuschauen. Obwohl der Tag hell und sonnig war, hatten sich die Leute dort draußen dick in Mäntel und Schals gehüllt, es mußte also kalt sein. Sie ging in den Speiseraum und frühstückte allein an einem Tisch im hinteren Teil. Während sie an ihrem Kaffee nippte und Toast mit Rührei aß, legte sie sich ihre Pläne für den Tag zurecht.

Sie hätte es vorgezogen, sich mit Ariel abzusprechen, doch das Tatterdemalion war nicht zu sehen. Sie erinnerte sich, was Ariel in der letzten Nacht zu ihr gesagt hatte, kurz bevor sie wieder in ihr Hotel zurückgekehrt war: »Hab keine Sorge, ich werde nah bei dir sein. Du wirst mich nicht sehen, aber ich werde dasein, wenn du mich brauchst.«

Beruhigend, aber nicht sonderlich befriedigend. Es ließ sie wünschen, Pick wäre hier. Pick wäre aufgetaucht, ob sie ihn brauchte oder nicht. Pick hätte über alles mit ihr gesprochen. Sie vermißte ihn noch immer. Sie ertappte sich, wie sie den Waldschrat mit dem Tatterdemalion verglich, und kam zu dem Schluß, daß sie Picks unaufhörliches Geplapper der geisterhaften Präsenz von Ariel vorzog.

Sie versuchte sich an den Rest dessen zu erinnern, was ihr Pick über Tatterdemalions erzählt hatte. Es war nicht viel. Wie Waldschrate wurden sie voll ausgewachsen gebo-

ren, doch anders als diese lebten sie nur eine kurze Zeitspanne und alterten nicht. Beide waren Waldgeschöpfe, aber Schrate verließen niemals das Gebiet, das in ihre Verantwortung gegeben worden war, während Tatterdemalions auf dem Rücken des Windes überall hinflogen und die ganze Welt durchstreiften. Waldschrate arbeiten daran, die Magie und ihre praktische Anwendung zu beherrschen und das Gleichgewicht zu bewahren. Tatterdemalions taten nichts von alledem, kümmerten sich nicht um die Magie und waren in ihren Taten ebenso substanzlos, wie es ihre Körper waren. Sie dienten dem Wort, aber ihr Dienst war weniger sorgfältig definiert als der von Waldschraten. Tatterdemalions waren wie Geister.

Nest trank den letzten Rest Orangensaft aus und stand auf. Tatterdemalions waren selbst nach den Maßstäben von Elfenwesen seltsam. Sie versuchte sich vorzustellen, wie es sein mußte, so wie Ariel zu sein, zu leben, ohne eine Kindheit gehabt zu haben und ohne Aussicht erwachsen zu werden, zu wissen, daß man nur eine kurze Zeit leben würde und dann wieder fort wäre. Sie nahm an, daß das Empfinden von Zeit subjektiv war und daß manche Geschöpfe sie überhaupt nicht registrierten. Vielleicht war dies bei Tatterdemalions der Fall. Aber wie mußte es sein, seine gesamte Existenz mit den Erinnerungen toter Kinder zu verbringen, mit Leben, die vor einem gekommen und verschwunden waren, nur ihre Erinnerungen zu haben und keine eigenen?

Sie gab es auf. Sie würde niemals in der Lage sein, sich in Ariel hineinzuversetzen, nicht einmal im abstraktesten Sinn, weil sie keinen Bezugspunkt hatte, um ihr zu echter Einsicht zu verhelfen. Sie waren so verschieden wie Tag und Nacht. Und doch dienten sie beide dem Wort, und beide waren sie in bestimmter Weise Geschöpfe der Magie.

Nest hörte auf, darüber nachzudenken, kehrte in ihr Zimmer zurück, putzte sich die Zähne, zog ihre dicke Windjacke und einen Schal an und verließ das Hotel, um den Tag zu begrüßen.

Sie hatte die Adresse von Fresh Start nachgeschlagen und auf einer Karte von Pioneer Square nachgesehen, so daß sie ziemlich genau wußte, wohin sie gehen mußte. Die Karte hatte sie zum schnellen Nachschauen griffbereit in die Tasche gesteckt. Sie ging die First Avenue entlang und folgte dabei dem Weg, den sie am vorherigen Abend zurückgelegt hatte, bis sie den dreieckigen Platz erreichte, wo sie die Todesschreie der Opfer des Dämons gehört hatte. Sie stellte sich in die Mitte des kleinen Parks aus Beton und sah sich um. Niemand benahm sich, als sei jemand gestorben. Niemand schien der Meinung zu sein, daß etwas nicht in Ordnung war. Leute kamen und gingen auf dem Bürgersteig entlang – Arbeiter, Leute beim Einkaufsbummel und Touristen. Ein paar traurig aussehende Obdachlose saßen mit dem Rücken an die Gebäude gelehnt, die an die Straße grenzten, und hielten handgeschriebene Pappschilder und abgenutzte Pappbecher vor sich, mit denen sie um ein paar Münzen bettelten. Die ersteren ignorierten die letzteren zum größten Teil, blickten woandershin, wenn sie an ihnen vorbeikamen, führten Gespräche miteinander, bei denen sie die Augen abwenden konnten, und taten so, als sähen sie die Bettler nicht. Auf gewisse Weise, nahm Nest an, taten sie das auch wirklich nicht. Sie fand, daß dies ein deutliches Indiz dafür war, wie die Welt funktionierte und wie es Leuten regelmäßig gelang, Wege zu finden, das zu ignorieren, was ihnen Probleme bereitete. Aus den Augen, aus dem Sinn. Vielleicht war das die Weise, wie der Dämon damit durchkam, Obdachlose zu töten; es ignorierte sie sowieso jeder, daher bemerkte auch niemand, wenn ein

paar von ihnen verschwanden.

Vielleicht war das die Sache, der sich John Ross angenommen hatte, indem er zu Simon Lawrence gekommen war. Vielleicht war dies jetzt, da er kein Ritter des Wortes mehr war, sein Antrieb. Der Gedanke gefiel ihr.

Sie ging weiter und bemühte sich, dabei den kalten Windböen den Rücken zuzuwenden. Der Winter näherte sich; sie mochte den Gedanken nicht, daß ihre Welt sich in Eis und Schnee und beißenden Wind verwandeln würde und die Temperaturen unter Null sanken. Sie mochte nicht daran denken, daß alles weiß und grau und schmuddelig wurde. Sie warf einen Blick auf die Bettler. Wieviel schlimmer mußte es für sie sein.

An der Ecke zur Main Street ging sie nach Osten und überquerte einen Platz, der auf ihrer Karte als Occidental Park eingetragen war. Es war kaum als solcher zu bezeichnen, dachte sie. Kopfsteinpflaster und Stufen aus Beton, ein paar Bäume, die in viereckigen Flächen aus Erdreich gepflanzt waren, einige verstreute Büsche, ein paar gruselige Totempfähle, eine Handvoll Bänke und ein seltsamer Pavillon aus Stahl und Plexiglas. Kleine Grüppchen aus offensichtlich Obdachlosen, viele von ihnen Indianer, hatten sich hier versammelt, dazu ein paar Polizisten auf Fahrrädern. Nest folgte dem Bürgersteig nach Osten und fand sich am Eingang zu einer kleinen Einfriedung, die von Backsteinmauern und einem eisernen Zaun umgeben war und durch ein Schild als Waterfall Park identifiziert wurde. Der Platz beherbergte kleine Bäume, Efeu, Tische und Stühle, und an seiner Rückseite donnerte ein künstlich errichteter Wasserfall über massive Felsbrocken in ein schmales Auffangbecken.

Sie schaute zurück zum Occidental Park und dann wieder nach vorne zum Waterfall Park. Diese Orte hatten we-

nig mit den Parks gemeinsam, die sie kannte, und überhaupt nichts mit dem Sinnissippi Park, aber sie nahm an, daß man mit dem auskommen mußte, was man hatte.

Sie überquerte die Second Avenue und begann, die Hausnummern zu lesen. Fresh Start wurde durch keinerlei Schild hervorgehoben, aber sie fand ohne Mühe die entsprechende Hausnummer und trat durch die Vordertür.

Im Inneren fand sie sich in einem Vorraum wieder, der zum größten Teil leer war. Eine untersetzte schwarze Frau saß mit dem Gesicht zur Tür an einem Schreibtisch und war damit beschäftigt, etwas auf einem Klemmbrett einzutragen, und eine spanischstämmige Frau saß mit ihrem Baby auf dem Schoß auf einem der Klappstühle, die an den fensterlosen Wänden des Raumes aufgestellt waren. Hinter der schwarzen Frau und ihrem Schreibtisch führte ein Korridor auf etwas zu, das wie ein Fahrstuhl aussah.

Fast augenblicklich verspürte Nest ein seltsames Gefühl des Unbehagens. Sie schaute sich automatisch in dem Bemühen um, die Quelle hierfür zu finden, doch es war nichts zu sehen.

Sie schüttelte das Gefühl ab, ging zum Schreibtisch hinüber und blieb dort stehen. Die schwarze Frau blickte nicht auf. »Kann ich Ihnen helfen, junge Dame?«

»Ich bin auf der Suche nach John Ross«, erwiderte Nest. »Arbeitet er hier?«

Die Augen der Frau hoben sich, und sie musterte Nest sorgfältig. »Das tut er, aber im Augenblick ist er nicht hier. Möchten Sie auf ihn warten? Er müßte bald wieder dasein.«

Nest nickte. »Danke.« Sie sah sich um und suchte sich einen der leeren Stühle aus.

»Wie ist Ihr Name, junge Dame?« fragte die schwarze Frau.

»Nest Freemark.«

»Nest. Na, das ist mal ein ungewöhnlicher Name. Nest. Sehr eigen. Ich mag ihn. Ich wünschte, ich hätte so einen ungewöhnlichen Namen. Ich bin Della, Nest. Della Jenkins.«

Sie streckte die Hand aus, und Nest schüttelte sie. Der Handschlag war fest und geschäftsmäßig, aber zugleich herzlich. »Nett, Sie kennenzulernen«, erwiderte Della und lächelte jetzt. »Ich arbeite hier im Zentrum in der Aufnahme. Bin schon von Anfang an dabei. Woher kennen Sie John? Es ist noch nie jemand gekommen, der John kannte. Ich dachte schon, er hätte gar kein Leben gehabt, bevor er hier anfing. Ich habe ihn schon für einen von diesen Hülsenmenschen aus den ›Körperfressern‹ gehalten.« Sie lachte.

Nest grinste. »Na ja, ich kenne ihn nicht sehr gut. Er war ein Freund meiner Mutter.« Sie verschleierte die Wahrheit absichtlich, da sie nichts preisgeben wollte, was nicht unbedingt nötig war. »Ich war in der Stadt und dachte, ich sollte mal vorbeischauen und Hallo sagen.«

Della nickte. »Na, was sagt man dazu? John war ein Freund Ihrer Mutter. John spricht mit uns nicht viel über seine Vergangenheit. Eigentlich so gut wie gar nicht. Ein Freund Ihrer Mutter. Sieh mal an.« Sie schien erstaunt zu sein. Nest errötete. »Oh, nun werden Sie doch nicht verlegen, Nest. Ich mache doch nur ein bißchen Konversation, um meine Überraschung darüber zu verbergen, daß jemand John aus der Zeit kennt, bevor er hierherkam. Wissen Sie, eigentlich verbringt er seine gesamte Zeit mit Stef – das ist Stefanie Winslow, seiner … oh, wie nennt man das noch gleich? Ja, ja, seiner ›besseren Hälfte‹. Das klingt ein wenig gestelzt, wenn man es so sagt, nicht? Seine bessere Hälfte. Na, jedenfalls das ist es, was Stefanie ist.

Wirklich ein hübsches Mädchen, seine Liebste. Tut alles für ihn. Sie sind vor etwa einem Jahr zusammen hierhergekommen, und keiner von beiden redet viel über das, was vorher war.«

Nest nickte geistesabwesend. Das Gefühl des Unbehagens beschlich sie erneut wie ein beharrliches Zupfen, das nicht ignoriert werden konnte. Sie verstand nicht, wo es herkam. So etwas hatte sie noch nie erlebt.

Della stand abrupt auf. »Möchten Sie eine Tasse Kaffee, während Sie warten, Nest? Ich sage Ihnen was. Warum kommen Sie nicht mit, und ich stelle Ihnen ein paar der Leute vor, die hier arbeiten, einige von Johns Freunden, die Ihnen zeigen können, was er hier tut? Im Augenblick ist er in der Innenstadt im Seattle Art Museum und bereitet alles für morgen abend vor. Große Stiftungs-Party. Simon wird eine Rede halten, die John geschrieben hat, in der er der Stadt für das Haus, die Unterstützung und so weiter dankt. Davon wissen Sie wahrscheinlich nichts, aber John kann es Ihnen nachher erzählen. Kommen Sie, junge Dame, hier entlang.«

Sie führte Nest um den Schreibtisch herum und den Korridor entlang zu dem Aufzug. Nest folgte ihr zögernd und versuchte noch immer, den Grund für ihr Unbehagen zu ergründen. War Ariel dafür verantwortlich? Versuchte das Tatterdemalion auf irgendeine Weise, mit ihr Verbindung aufzunehmen?

Als sie die Fahrstuhltüren erreichten, trat ein großer, schlanker, fast kahler schwarzer Mann aus einer Tür weiter unten im Flur und kam auf sie zu.

»Ray!« rief Della Jenkins. »Komm her und lerne Nest Freemark kennen. Nest ist eine alte Freundin von John, die vorbeigekommen ist, um Hallo zu sagen.«

Der schwarze Mann schlenderte herbei und grinste breit. »Sprechen wir hier von John Ross, dem Mann ohne Vergangenheit? Ich hätte nicht geglaubt, daß er irgendwelche alten Freunde hat. Weiß er davon, Nest, ich meine, daß Sie eine alte Freundin sind? Oder sind Sie hier, um ihn mit dieser Nachricht zu überraschen?«

Er streckte die Hand aus, und Nest ergriff sie. »Ray Hapgood«, stellte er sich vor. »Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen, und herzlich willkommen in Seattle.«

»Ray, nimmst du Nest bitte mit nach unten und gibst ihr einen Kaffee? Stell ihr Stef und Carole vor und wer sonst noch dort ist, und leiste ihr Gesellschaft, bis John zurückkommt.« Della schaute bereits über die Schulter zum Eingang des Vorzimmers, als die Fahrstuhltüren sich öffneten. »Ich muß wieder nach vorn und ein Auge auf alles werfen. Jetzt geht.«

Sie lächelte Nest zu, winkte zum Abschied und ging davon. Die Türen schlossen sich. Nest war mit Ray Hapgood allein.

»Was führt Sie nach Seattle, Nest?« fragte er lächelnd.

Sie zögerte. »Ich überlege, die Uni zu wechseln«, erfand sie eine Lüge, die der Situation angepaßt war.

Er nickte. »Es gibt eine Menge gute Unis in Washington. Es würde Ihnen hier draußen gefallen. Kennen Sie John schon lange? Ich habe gemeint, was ich sagte; er spricht tatsächlich nie über seine Vergangenheit.«

»So gut kenne ich ihn eigentlich gar nicht.« Sie blickte zu den Stockwerkzahlen auf der Anzeigetafel. »Er ist hauptsächlich ein Bekannter meiner Mutter. Oder war es. Sie ist tot. Ich habe ihn erst vor ein paar Jahren kennengelernt, als er zu Besuch kam. Ein paar Tage bloß, das ist alles.«

Sie redete zuviel, gab zuviel preis, aber ihr Unbehagen verstärkte sich mit jeder Sekunde. Sie begann Stimmen zu hören – ein vages Wispern, das von ihr selbst, möglicherweise aber auch von jemand anderem kommen mochte.

»Oh, das tut mir leid. Das mit Ihrer Mutter.« Ray Hapgoods Verlegenheit schien echt zu sein. »Ist sie schon lange fort?«

Nest fühlte sich plötzlich in dem Fahrstuhl gefangen. Sie glaubte, schreien zu müssen, wenn sie nicht sofort, in dieser Sekunde, aus ihm herauskäme. Schauer liefen ihr über den ganzen Körper, Gänsehaut bildete sich auf ihrer Haut, und ihr Atem kam viel zu schnell. »Sie ist gestorben, als ich noch klein war«, brachte sie heraus.

Die Fahrstuhltüren öffneten sich, und sie stürzte fast panisch nach draußen, während sie sich gleichzeitig dumm, verängstigt und verwirrt fühlte. Ray Hapgood folgte ihr und sah sie seltsam an. »Ich mag keine engen Räume«, log sie.

Oh, formte er lautlos mit dem Mund und lächelte ihr beruhigend zu.

Sie befanden sich in einem Kellerraum, in dem lange Vielzweck-Tische mit Klappstühlen, eine Kaffeemaschine, Regale mit Geschirr und Vorratsschränke standen. Der Geruch vom Kochen und von muffiger Feuchtigkeit vermischte sich, und sie hörte einen Heizungsofen knistern, der sich hinter einer verschlossenen Tür auf der Rückseite des Raumes befinden mußte. Tiefhängende Leuchtstofflampen tauchten den fensterlosen Raum in ein weißes Licht, das ihm eine grelle, unnatürliche Helligkeit verlieh. Ein junger Mann saß allein an einem Tisch und blätterte einen Stoß Papiere durch. An einem anderen Tisch bei der Kaffeemaschine saßen zwei Frauen und unterhielten sich leise. Sie blickten auf, als Nest mit Ray Hapgood auftauchte. Die eine war im mittleren Alter und unscheinbar mit

kurzen blonden Haaren und einem freundlichen Gesicht. Die andere war wahrscheinlich noch keine dreißig und auffallend schön. Nest wußte sofort, daß dies Stefanie Winslow war.

»Meine Damen«, begrüßte Ray sie und schob Nest auf den Tisch zu. »Begrüßt bitte Nest Freemark, eine alte Freundin von John. Nest, das hier ist Carole Price, Chefin des Stabes hier bei Fresh Start, und das ist Stefanie Winslow, die Sekretärin des Bosses und Mädchen für alles.«

Nest schüttelte ihnen nacheinander die Hand und bemerkte die Überraschung auf ihren Gesichtern, als Ray ihre Verbindung zu Ross erwähnte. Es war offensichtlich, daß John Ross mit seiner gesamten Vergangenheit abgeschlossen hatte, als er aufgehört hatte, ein Ritter des Wortes zu sein. Die Frauen lächelten Nest an, und sie lächelte zurück, aber diese ganze Sache mit ihrem Verhältnis zu Ross wurde allmählich heikel, und sie wünschte, er würde sich beeilen und zurückkommen, damit sie die Angelegenheit hinter sich bringen konnte.

»Setzen Sie sich, Nest«, bot Carole Price ihr an und zog einen Stuhl heran. »Ich kann gar nicht glauben, daß wir jemanden hier haben, der John von früher kennt. Von woher eigentlich?«

»Von vor langer Zeit«, antwortete Nest und versuchte, nicht allzu abweisend zu klingen. Sie setzte sich. »Eigentlich war es meine Mutter, die ihn kannte.«

»Ihre Mutter?« hakte Carole Price nach.

»Sie sind zusammen zur Schule gegangen.«

»Gütiger Himmel!« Carole Price schien verblüfft zu sein. »Selbst Stef weiß nicht sehr viel aus dieser Zeit über unseren Jungen.«

Stefanie Winslow schüttelte zustimmend den Kopf. »Er

spricht niemals über sich selbst und über das, was er getan hat, bevor wir uns kennengelernt haben.« Ihr Lächeln war atemberaubend. »Erzählen Sie uns etwas über ihn, Nest. Bevor er zurückkommt. Erzählen Sie uns etwas, das er selbst uns nicht sagen würde.«

»Ja, fangen Sie an«, drängte Ray Hapgood sie und zog sich ebenfalls einen Stuhl heran.

Was Nest Freemark in diesem Moment am meisten wollte, war, von hier fortzugehen. Der Raum kam ihr unglaublich eng und stickig vor, das grelle Licht heiß und entlarvend, und die Gegenwart dieser Leute, die sie nicht kannte, war eine Last, die sie kaum ertragen konnte. Was in ihrem Inneren geschah, war unbeschreiblich. Das Unbehagen hatte ein Eigenleben entwickelt, raste ihr wie eine Flipperkugel durch Brust und Kehle, während es unverständliche Worte kreischte und ihre Sinne überflutete. Es kostete sie ihre gesamte Kraft, das Gefühl davon abzuhalten, völlig außer Kontrolle zu geraten, zu verhindern, daß es sich auf eine Weise Luft machte, die sie sich kaum vorstellen konnte. Sie hatte etwas Vergleichbares noch nie erlebt. Sie war verängstigt und verwirrt. Sie wünschte, sie hätte sich niemals auf die Suche nach John Ross gemacht.

»Kommen Sie schon, Nest, erzählen Sie uns etwas«, drängte Stefanie Winslow sie fröhlich.

»Er war in meine Mutter verliebt«, stieß sie hervor und sagte damit das erste, was ihr gerade einfiel. Ihr war egal, ob es stimmte oder nicht, sie wollte nur die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer auf etwas anderes lenken. Was um Himmels willen war mit ihr los?

Ein Hauch von Unsicherheit erschien in Stefanie Winslows Augen. Dann sagte Ray Hapgood: »Ihre Mutter ist vor einigen Jahren gestorben, Stef. Ich nehme an, es war eine College-Romanze.«

»Das war es«, bestätigte Nest schnell, als ihr bewußt wurde, was Stefanie Winslow annehmen mußte. »Es ist vor langer Zeit gewesen.«

»Ich werde Ihnen einen Kaffee holen, Nest«, verkündete Hapgood. »Ich möchte nicht, daß Della mir aufs Dach steigt, weil ich mein Versprechen nicht gehalten habe.«

Er stand auf, ging zur Kaffeemaschine hinüber, nahm eine Tasse aus dem Regal und goß sie voll. »Milch oder Zucker?«

Nest schüttelte den Kopf. Sie wollte den Kaffee nicht mehr. Wenn sie ihn trank, dachte sie, würde sie sich übergeben müssen. Ihr Kopf pochte, und in ihren Ohren hatte ein heftiges Summen begonnen. Aber es war das Unbehagen, das wie eine Sturmflut in ihr auf und ab wogte, das ihre gesamte Aufmerksamkeit beanspruchte.

»Nest, Sie sehen nicht gut aus«, sagte Carole Price plötzlich, und Besorgnis legte sich auf ihre groben Züge.

»Mir ist ein wenig übel«, gab Nest zu. »Es muß wohl etwas gewesen sein, das ich heute morgen gegessen habe.«

»Möchten Sie sich eine Weile hinlegen? Wir haben oben im zweiten Stock ein paar Betten, die nicht belegt sind.«

Nest schüttelte den Kopf. »Nein, ich muß nur … wissen Sie, vielleicht muß ich nur einen Augenblick an die frische Luft.«

Carole Price war sofort auf den Beinen. »Kommen Sie, ich bringe Sie hinauf. Ray, vergiß den Kaffee. Ich glaube nicht, daß es das ist, was sie jetzt braucht. Kommen Sie, Nest, kommen Sie mit.«

Sie nahm Nests Arm und führte sie zum Fahrstuhl. »Schön, Sie kennengelernt zu haben, Nest«, rief Stefanie Winslow ihr nach. »Vielleicht sehen wir uns später noch.«

»Wiedersehen, Nest«, sagte Ray Hapgood. »Passen Sie

auf sich auf.«

Carole Price hatte sie fast bis zum Fahrstuhl gebracht, als sich die Türen öffneten und Simon Lawrence herauskam. Sie erkannte ihn sofort aufgrund seines Fotos in den Zeitungsartikeln und Büchern. Er trug Jeans und hatte die Ärmel seines blauen Arbeitshemdes hochgekrempelt, aber es lag eine gewisse Eleganz in seiner Haltung, als er aus dem Lift trat und sie anlächelte.

Er streckte die Hände aus. »Hallo, hallo, was ist denn das? Carole, wo bringst du sie denn hin? Sie ist doch gerade erst gekommen. Ich habe sie noch nicht einmal gesehen. Ist alles in Ordnung?«

»Ihr ist nur ein wenig übel, das ist alles«, erwiderte Carole. »Ich wollte sie an die frische Luft bringen.«

Simon Lawrence nahm Nests Hände in seine eigenen und hielt sie fest. »Nun, wir können nicht zulassen, daß Ihnen schlecht wird«, sagte er. »Fahren Sie nach oben, Nest, und wir unterhalten uns später. Ich möchte, daß Sie wissen, daß es mich sehr freut, daß Sie uns besuchen. Ich wußte nicht, daß Sie eine Freundin von John sind, aber ich weiß sehr wohl, wer Sie sind.«

Alle starrten sie verwirrt an. Simon Lawrence lachte. »Ihr erkennt sie nicht, was?« Er schüttelte den Kopf. »Ich muß dafür sorgen, daß ihr mehr aus den Büros kommt, ihr alle. Oder daß ihr zumindest in den Zeitungen hin und wieder auch mal über etwas anderes lest als über Obdachlose. Ray, ich bin vor allem von dir enttäuscht.« Er drückte Nests Hände. »Diese junge Dame ist die beste Jugend-Langstreckenläuferin des Landes – vielleicht sogar der Welt. In den Zeitungsartikeln wird sie als die nächste Mary Decker Slaney gefeiert – nur daß Nest bei den nächsten Olympischen Spielen nicht hinfallen wird, nicht wahr, Nest? Sie werden gewinnen.«

Nest wußte, daß von ihr erwartet wurde, etwas zu sagen, aber ihr fiel nicht ein, was. Schließlich meinte sie: »Das ist noch lange hin.«

Simon Lawrence lachte und ließ ihre Hand los. »Gut gesagt, junge Dame. Wir sollten nichts überstürzen. Aber Sie werden sich gut schlagen, das weiß ich. Ich freue mich sehr, Sie kennenzulernen. Jetzt fahren Sie aber mit Carole nach oben, und wir sehen uns später.«

Er ging mit einem Lächeln an Nest vorbei und war bereits wieder dabei, Ray Hapgood damit aufzuziehen, daß er Nest Freemark nicht erkannt hatte, wo er doch ein so großer Sport-Fan war. Stefanie Winslow war aufgestanden und grinste und scherzte mit. Nest trat mit Carole Price in den Aufzug und ließ die Türen hinter sich zugehen.

So etwas wie Panik stieg in ihr auf, während sie zum Erdgeschoß hinauffuhren, aber sie schaffte es an der verdutzten Della Jenkins vorbei und aus der Vordertür, wo sie stehenblieb und die frische Luft in tiefen, gierigen Zügen einsaugte, während Carole sie stützte. Das tiefe Atmen schien zu helfen. Die Übelkeit und der Kopfschmerz verflogen. Ihr Unbehagen blieb, aber es begann allmählich abzuklingen. Ihr Magen hörte auf, sich umzudrehen, und das Wispern und Summen verblaßte in den Geräuschen der Stadt um sie herum.

»Fühlen Sie sich besser?« fragte Carole sie nach ein paar Minuten.

Nest nickte. »Ja, danke. Viel besser.« Sie richtete sich auf und befreite sich sanft aus Caroles besitzergreifendem Griff. Sie versuchte sich an einem frischen Lächeln. »Ich bin nicht hergekommen, um im Weg zu sein. Ich weiß, daß Sie zu tun haben, und es geht mir wieder gut. Ich werde einfach hier draußen auf John warten. Vielleicht komme ich in ein paar Minuten wieder rein.«

Carole sah zweifelnd aus, aber Nest beschwichtigte sie, und die andere Frau ließ sie allein. Nest lehnte sich gegen die Hauswand, beobachtete die Leute und den Verkehr und versuchte herauszufinden, was mit ihr passiert war. Sie konnte es sich nicht erklären. Dieses seltsame Unbehagen war eine gänzlich neue Erfahrung für sie gewesen. Das Gefühl hatte begonnen, als sie das Haus betreten und mit den Leuten gesprochen hatte, die dort arbeiteten. War es etwas, das damit zu tun hatte? War es ihre Magie, die auf irgendetwas reagierte? Wenn dem so war, dann funktionierte ihre Magie auf eine neue Weise; etwas auch nur entfernt Vergleichbares hatte sie nie zuvor getan.

Sie flüsterte Ariels Namen, während sie mit dem Rücken an der Hauswand lehnte, und hoffte, daß das Tatterdemalion erscheinen und die Ursache ihres Unbehagens erklären würde. Doch Ariel blieb im verborgenen.

Nest stand an einer Seite der Türöffnung und ließ sich die Sache aus jedem Blickwinkel durch den Kopf gehen, der ihr einfiel, aber die Antwort, nach der sie suchte, blieb unauffindbar.

Sie grübelte immer noch darüber nach, als ein Taxi vor ihr hielt und der Mann ausstieg, dessentwegen sie nach Seattle gekommen war.

Kapitel 12

John Ross.

Sie erkannte ihn sofort. Obwohl es fünf Jahre her war, daß sie ihn zuletzt gesehen hatte, und sie damals noch ein Kind gewesen war, erkannte sie ihn. Er sah aus, als hätte er sich überhaupt nicht verändert. Sein jungenhaftes Gesicht

war noch immer verwittert und rauh, es bestand noch immer aus nichts als Ecken und Kanten, und es war noch immer das Gesicht eines Jungen aus der Nachbarschaft. Er trug noch immer Jeans, ein blaues Baumwollhemd, alte Wanderschuhe und einen Gürtel mit Silberschnalle, und er sah aus, als sei er selbst nur eine Mahlzeit oder einen Gehaltsscheck davon entfernt, ein Obdachloser zu sein. Er band das lange Haar noch immer mit einem Tuch zurück, und er trug noch immer den schweren, schwarzen Stock.

Es war, als wäre er in der Zeit eingefroren gewesen, und während sie sich verändert hatte, zu einer jungen Frau herangewachsen war, war er genau derselbe geblieben.

Sie beobachtete ihn, wie er vorsichtig aus dem Taxi stieg und sich dabei schwer auf den Stock stützte. Er lehnte sich noch einmal hinein, um den Fahrer zu bezahlen, und ging dann auf den Eingang von Fresh Start zu. Sie richtete sich auf und löste sich von der Wand. Er sah sie an, ohne sie zu erkennen, und lächelte ihr freundlich zu.

Dann zog Überraschung über sein Gesicht und verwandelte sich schnell in Erstaunen, in das sich noch etwas anderes mischte. Er starrte sie an, wurde langsamer und kam dann wieder auf sie zu, während sich ein unsicheres Lächeln auf seine Züge legte.

»Nest?« fragte er vorsichtig. »Bist du das?«

»Hallo, John«, begrüßte sie ihn.

»Ich kann's nicht glauben«, sagte er.

Er blieb vor ihr stehen und schüttelte den Kopf. Seine klaren grünen Augen fuhren an ihr hoch und runter, musterten sie und verglichen sie mit dem, an was er sich erinnerte. Sie konnte alles an seinem Gesichtsausdruck ablesen – wie sehr sie sich verändert hatte und wie vertraut sie ihm dennoch vorkam.

Sie begann die Hand auszustrecken und hielt dann inne, als sie fühlte, daß das nicht genug war. Er sah ihr in die Augen, beider Arme streckten sich dem anderen im selben Augenblick entgegen, und sie umarmten sich herzlich.

»Nest, Nest, Nest«, flüsterte er, und er sagte es mit solcher Zärtlichkeit, daß sie am liebsten geweint hätte.

Nach einer Weile zog sie sich zurück und grinste. »Ich schätze, ich habe mich ein wenig verändert.«

Er erwiderte ihr Grinsen. »Ich schätze, das hast du. Du siehst gut aus, Nest. Du siehst … phantastisch aus.«

Sie wurde gegen ihren Willen rot. »Oh, na ja.« Sie schüttelte verlegen den Kopf. »Du siehst selbst ziemlich phantastisch aus.«

Sie standen mitten auf dem Bürgersteig und starrten sich an. Die Leute gingen vorbei, einige warfen ihnen neugierige Blicke zu, aber keiner von beiden schenkte dem Beachtung. Für Nest war es, als wäre die Zeit angehalten worden. Sie war nicht darauf vorbereitet gewesen, wie gut es war, ihn zu sehen. Sie war nicht darauf vorbereitet, wie gut sie sich dabei fühlte. Sie hatte John Ross gesucht, weil sie geglaubt hatte, daß sie es tun mußte, wenn sie nicht wollte, daß sein Tod auf ihrem Gewissen lastete, und nicht, weil sie das Gefühl gehabt hatte, ihn sehen zu müssen. Sie hatte fünf Jahre mit so zwiespältigen Gefühlen ihm gegenüber gelebt, daß sie nicht entscheiden konnte, ob sie ihn sehen wollte oder nicht. Jetzt, innerhalb eines einzigen Augenblicks, wurden fünf Jahre der Ungewißheit einfach weggewischt, und sie wußte, daß es genau das Richtige gewesen war, nach ihm zu suchen und ihn zu sehen.

»Ich kann einfach nicht glauben, daß du hier bist.« Er öffnete die Arme, um das Ausmaß seines Erstaunens zu betonen. »Ich denke, ich hätte dir schreiben oder dich anru-

fen sollen, aber ich war mir nicht sicher … na ja, ob du mit mir sprechen wolltest.«

Sie lächelte traurig. »Das war ich mir auch nicht. Bis zu diesem Augenblick.«

»Wie hast du mich bloß aufgespürt?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Ich hatte ein wenig Hilfe.«

»Ich habe angenommen, daß niemand weiß, wo ich bin. Ich habe mit niemandem gesprochen, niemandem hier erzählt …«

»Ich weiß. Sie haben mir gesagt, daß du ein Geheimnis aus deinem Leben gemacht hast.«

»Du warst schon drinnen?« Er warf einen Blick zur Tür. »Hast du Simon getroffen?« Sie nickte. »Und Stef?« Sie nickte erneut. »Ray, Carole und all die anderen?«

»Zumindest einige von ihnen. Die Dame an der Aufnahme, Della, hat mich nach unten geschickt, um auf dich zu warten. Dort habe ich sie getroffen. Sie waren verblüfft, daß du irgendwelche Freunde aus der Vergangenheit hast.« Sie sah ihn bedeutungsvoll an. »Sie waren überrascht, daß du überhaupt eine Vergangenheit hast.«

Er nickte langsam. »Das kann ich mir vorstellen. Ich spreche niemals darüber.« Er zögerte. »Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Oder wo ich anfangen soll. Die Dinge haben sich für mich geändert, Nest. Eine Menge Dinge.«

»Auch das weiß ich«, sagte sie.

Er sah sie jetzt genauer an, und plötzlich spiegelte sich neben der Neugier auch Mißtrauen in seinen Augen. »Ich habe ein paar Artikel über dich gelesen«, sagte er, und seine Worte waren tastend, vorsichtig. »Ich weiß, daß du an der Northwestern University bist, daß du noch immer bei Wettkämpfen läufst und so gut bist, daß man erwartet, daß du die USA bei den nächsten Olympischen Spielen vertre-

ten wirst.« Er zögerte. »Ist das der Grund, warum du hier bist?«

Sie schwieg einen Moment und hielt seinem Blick stand. »Nein. Ich bin deinetwegen hier. Ich wurde geschickt. Von der Lady«

Er starrte sie an, und Erstaunen füllte seine Augen. Als er zu sprechen ansetzte, war seine Stimme unsicher. »Die Lady hat dich geschickt?«

»Gibt es einen Ort, wo wir darüber reden können?« fragte sie und fühlte sich plötzlich nicht mehr wohl dabei, mitten im Freien zu stehen, wo sie jeder hören konnte. »Nur für ein paar Minuten.«

Er wirkte ein wenig nervös. »Sicher, natürlich.« Er warf einen Blick auf das Haus.

»Nein, nicht da drinnen«, sagte sie schnell. »Irgendwo anders, bitte.«

Er nickte langsam. »In Ordnung. Es ist fast mittag. Warum gehen wir nicht zum Ufer hinab, und ich lade dich zu einem typischen Nordwest-Essen ein? Eine ordentliche Portion Muschelsuppe und dazu Fish and Chips. Wie wäre das?«

»Das klingt gut«, sagte sie.

Er machte sich nicht die Mühe hineinzugehen, um jemandem Bescheid zu sagen. Er zögerte nicht einmal, um darüber nachzudenken. Er deutete einfach nur in die Richtung, aus der sie gekommen war, und sie gingen los. Sie überquerten die Second Avenue, kamen am Waterfall Park vorbei und erreichten eine Haltestelle auf der Verkehrsinsel mitten auf der Main Street, wo die Straßenbahn auf dem Weg zum Ufer hielt. Sie setzten sich nebeneinander auf die schmiedeeiserne Bank und blickten zum Kopfsteinpflaster des Occidental Park hinüber, während sie warteten.

»Weißt du, was ich jetzt tue?« fragte er nach einer Minute. Der Tonfall seiner Stimme war distanziert und matt, als befände er sich am Anfang einer langen Reise.

»Ich weiß, daß du für Simon Lawrence bei Fresh Start arbeitest«, erwiderte sie. »Ich weiß, welche Arbeit Fresh Start leistet.«

Er nickte. »Es ist eine wichtige Arbeit, Nest. Die wichtigste Arbeit, die ich seit langer Zeit getan habe. Vielleicht die wichtigste überhaupt.« Er machte eine Pause. »Hat dir die Lady von mir erzählt?«

Nest nickte, ohne etwas zu sagen.

»Dann weißt du, daß ich kein Ritter des Wortes mehr bin?«

Sie nickte erneut. *Jedenfalls ist es das, was du glaubst,* dachte sie, sprach die Worte aber nicht aus.

Eine Zeitlang sagten sie nichts weiter, sondern waren inmitten des Wirrwarrs aus Verkehrsgeräuschen und Stimmengewirr in ihre eigenen Gedanken versunken. *Es wird schwer werden,* dachte Nest.

Er würde nicht hören wollen, was sie ihm zu sagen hatte. Vielleicht würde er sich einfach weigern zuzuhören. Möglicherweise würde er einfach weggehen. Sie konnte sich vorstellen, wie er das tat. Er war bereits vor dem wichtigsten Teil seines Lebens davongelaufen.

»Lebst du noch immer beim Park?« fragte er schließlich.

»Ja.« Sie sah ihn an. »Aber Großvater ist im letzten Mai gestorben, daher wohne ich dort jetzt allein.«

Sie konnte den Schmerz sehen, der sich auf seinem Gesicht widerspiegelte. Er erinnerte sich an die Zeit, die er in dem Haus verbracht und vorgegeben hatte, jemand zu sein, der er nicht war. Er erinnerte sich, wie er sich von ihrem Großvater getrennt hatte. »Es tut mir leid, daß er fort ist«,

sagte er schließlich. »Ich mochte ihn sehr.«

Nest nickte. »Jeder tat das. Pick ist noch dort und gibt auf den Park acht. Er will, daß ich zurückkomme und ihm helfe, wie ich es früher getan habe.«

»Das würde dir jetzt ziemlich schwerfallen, nehme ich an«, sagte er.

»Das tut es«, stimmte sie ihm zu.

»Die Dinge verändern sich. Das Leben verändert sich. Nichts bleibt, wie es ist.«

Sie war sich nicht sicher, ob sie ihm darin zustimmte, aber sie nickte trotzdem, da sie nicht mit ihm darüber diskutieren wollte.

Ein paar Augenblicke später kam die Straßenbahn, und sie stiegen ein. Ross gab dem Schaffner zwei Karten, und sie nahmen einen Sitz im vorderen Teil des Wagens. Sie fuhren mit der Bahn zwischen Häuserreihen einen Hügel hinunter, unter einem zweireihigen Viadukt hindurch, auf dem eine Schnellstraße verlief, überquerten ein paar Eisenbahnschienen und bogen nach rechts auf den Alaskan Way ein, um dem Ufer nach Norden zu folgen. Es war zu laut in dem offenen Wagen, um sich zu unterhalten, und so schwiegen sie während der Fahrt.

An der Haltestelle Madison Street stiegen sie aus und überquerten den Alaskan Way, um zu den Kais zu gelangen. An den Rändern der Ladeplätze entlang der Elliott Bay reckten orangefarbene Kräne ihre stählernen Glieder in den Himmel und dominierten damit die Skyline. Riesige Containerschiffe, voll bepackt mit Fracht, ruhten unter den Stahlkabeln der Hebevorrichtungen; bei einigen wurde die Ladung gelöscht, die sie aus fernen Ländern hergebracht hatten, andere wurden mit allem möglichen beladen, was exportiert werden sollte. An mehreren Kais waren Trawler

festgemacht, die Ladewinden gesichert, die Netze eingezogen und zusammengefaltet. Direkt links von ihnen gewährte ein Terminal, der von Stapeln hölzerner Polder umgeben war, Zugang zu den Landestellen für die Fähren, die zu den Inseln und der Olympic Peninsula fuhren. Touristenboote voller Passagiere suchten sich ihren Weg am Ufer entlang und drangen in die Kanäle ein, die bis zum Ende der Landungsstellen von Harbor Island und in den Duwamish River führten. Kleine Segelboote mit leuchtend bunten, windgefüllten Spinnakern ritten auf den silbrig gekrönten blauen Wellen, und winzige Fischerboote waren überall in der Bucht zu sehen, wie sie die Schifffahrtslinien auf dem offenen Wasser umfuhren.

Die Kais, die ihrer Haltestelle am nächsten waren, wurden von langen, hölzernen Gebäuden dominiert, in denen sich Geschäfte und Restaurants befanden. Das, zu dem John Ross Nest jetzt führte, war gelb gestrichen und mit roten Buchstaben als »Pier 56« gekennzeichnet. Sie schlängelten sich durch die mittägliche Menschenmenge, die die Gehwege bevölkerte, und traten durch die Tür eines verglasten Eingangs, über dem ein Schild verkündete, daß sie Gäste von Elliott's Oyster House seien. Der Vorraum war stickig und heiß. Eine Bedienung begrüßte sie und führte sie zu einer Nische am Ende des Speiseraums, wo sie weiter draußen auf dem Pier und nahe am Wasser waren. Nest setzte sich Ross gegenüber und genoß die Aussicht. Die Sonne schien hell durch vereinzelte Wolken, und der Himmel war strahlend blau und unendlich tief. In der Ferne, jenseits der Bucht und des Sunds, glitzerten die Gipfel der Olympics weiß vor dem Horizont.

Die Kellnerin brachte ihnen Wasser und die Speisekarte und fragte, ob sie bereits bestellen wollten. Nest warf einen Blick auf die Karte und dann zu Ross, während sie eine

Augenbraue hob. »Zwei Teller Suppe, zwei Portionen Fish and Chips und zwei Eistees«, sagte er der Kellnerin, die seine Bestellung aufnahm und ging.

Nest blickte wieder aus dem Fenster. »Es ist eine wunderbare Stadt«, sagte sie.

»Das sagen Leute, die Seattle besuchen, wenn es nicht regnet, immer«, teilte er ihr achselzuckend mit.

»Ich schätze, dann habe ich Glück, daß ich jetzt hier bin.«

»Bleib ein paar Tage, und du findest heraus, wie es die übrige Zeit ist.«

Sie blickte zu den Rundfahrtschiffen hinaus, die gleich neben ihnen vor Anker lagen. Eine kleine Gruppe von Touristen bestieg eines von zweien, die an der Landestelle festgemacht hatten, strömte durch das Innere und kam auf den Ober- und Unterdecks wieder ins Freie. Sie hatten sich gegen die Kälte eingemummt, und alle hatten schußbereite Kameras dabei. Nest überlegte, daß sie gerne mit ihnen hinausfahren würde. Sie würde sich die Stadt gerne vom Wasser aus ansehen, um festzustellen, ob der Anblick aus dieser Richtung ebenso spektakulär war. Vielleicht würde sie das später noch tun.

»Du magst also dein neues Leben«, sagte sie und suchte nach einem Anfang für ihr Gespräch.

Er nickte langsam. »Ich mag, was ich bei Fresh Start tue. Ich mag Simon Lawrence und die anderen, die für ihn arbeiten. Ich habe jemanden getroffen, in den ich sehr verliebt bin und der ebenso verliebt in mich ist – etwas von dem ich geglaubt hatte, daß es nie geschehen würde. Ja, ich mag mein Leben. Ich bin glücklich.«

»Stefanie ist sehr schön«, sagte sie.

»Das ist sie. Aber sie ist mehr als das. Viel mehr. Sie hat

mich gerettet, als ich dachte, es gäbe nichts mehr, was es wert wäre, gerettet zu werden. Nach San Sobel.«

Nest fragte sich plötzlich, ob er jemals an Josie Jackson dachte. Vor längerer Zeit, kurz nachdem er verschwunden war, hatte Josie sie gefragt, ob sie von ihm gehört hätte; an der Art, wie sie gefragt hatte, hatte Nest erkannt, daß zwischen den beiden etwas gewesen war. Aber das war lange her. Heute dachte er wahrscheinlich nie an Josie. Vielleicht hatte sie ebenfalls aufgehört, an ihn zu denken. »Was in San Sobel geschehen ist, muß schrecklich gewesen sein«, sagte sie.

»Das war es, aber es ist vorbei.« Er blickte auf, als die Kellnerin mit ihren Eistees erschien. Als sie wieder weg war, nahm er nachdenklich einen Schluck aus seinem Glas und sagte dann: »Warum hat die Lady dich zu mir geschickt, Nest?«

Nest schüttelte zweifelnd den Kopf. »Um mit dir zu reden. Um dir etwas zu erzählen, das du wahrscheinlich schon weißt. Ich bin mir nicht sicher.« Sie blickte von ihm weg und zum Wasser hinaus. »Die Wahrheit ist, daß ich gekommen bin, weil ich nicht später hören wollte, daß dir etwas Schlimmes zugestoßen ist, und ich mir dann Vorwürfe machen muß, daß ich nichts getan habe, um es zu verhindern.«

Er grinste vorsichtig. »Was sollte mir denn zustoßen?«

Sie seufzte. »Laß mich am Anfang beginnen, okay? Laß es mich auf meine Weise erzählen, bis wir zu dem Teil kommen, was vielleicht geschehen könnte. Ich bin mir über die ganze Sache selbst nicht im klaren. Vielleicht kannst du die Lücken für mich schließen. Vielleicht kannst du mich sogar davon überzeugen, daß ich aus keinem besseren Grund hierhergekommen bin, als dich wiederzusehen. Das wäre für mich völlig in Ordnung.«

Dann erzählte sie ihm von Ariels Auftauchen vor zwei Tagen im Park, von der Botschaft, die das Tatterdemalion überbracht hatte, von der Aufforderung der Lady an Nest, nach Seattle zu reisen und ihn in der Hoffnung aufzusuchen, daß er ihre Warnung von einer Gefahr für sein Leben ernst nahm.

Nest hielt inne. »Ich nehme also an, du wurdest bereits gewarnt, daß dir irgendeine Gefahr droht.«

Er schien über die Aussage nachzudenken, sie auf eine Weise abzuwägen, die sie nicht verstand. Dann nickte er. »Man hat es mir gesagt. Ich wußte nicht, daß eine Warnung notwendig war.«

Sie zuckte mit den Achseln. »Das wußte ich auch nicht. Aber hier bin ich und überbringe die Botschaft trotzdem. Ich schätze, du machst dir darüber keine Sorgen, was?«

Er lächelte unerwarteterweise. »Nest, laß mich dir erzählen, was in San Sobel geschehen ist.«

Und das tat er. Er erzählte die Geschichte aus seiner Perspektive, gab sie sorgfältig und in allen Einzelheiten wieder und versuchte offenkundig, ihr verständlich zu machen, wie schrecklich es für ihn gewesen war, und ihr zu vermitteln, warum er nicht als Ritter des Wortes weitermachen konnte. Sie hörte ihm angestrengt zu, denn er sprach leise und schirmte seine Worte von den Leuten, die um sie herum beim Essen waren, ab. Als er zu der Zeit direkt nach den Morden kam, machte er eine Pause, um seine Gedanken zu ordnen, damit er ihr in klaren Worten schildern konnte, welche Auswirkungen das Geschehen auf seine Psyche hatte, und ein weiteres Mal unterbrach er sich, als die Muschelsuppe kam und die Kellnerin neben ihnen stand.

Am Schluß seiner Geschichte erzählte er ihr etwas, das er noch nie jemandem gesagt hatte. Er erzählte ihr, wie

dicht er vor dem Selbstmord gestanden hatte, als er erkannte, daß es sein Fehler gewesen sein mochte. Es war ihm gelungen, darüber hinwegzukommen, doch nur, indem er beschloß, diesen Teil seines Geistes nie wieder aufzusuchen und sich selbst nie wieder in eine Lage zu bringen, in der er für den Tod von Menschen verantwortlich werden konnte.

Nest ließ ihn ausreden und schüttelte dann zweifelnd den Kopf. »Auch wenn du nichts tust, werden Menschen sterben, John. Was wäre denn mit mir geschehen, wenn du nicht nach Hopewell gekommen wärst? Ich sehe nicht ein, warum du sagst, es wäre deine Schuld gewesen?«

»Es fühlt sich so an. Das ist genug.« Er blickte auf die Suppe hinab, die langsam abkühlte. Er hatte keinen Löffel gegessen. »Ich habe nicht vor, mit dir darüber zu streiten, aber du kannst nicht wissen, wie das für mich ist. Du mußt nicht mit den Träumen leben. Du mußt nicht mit der Verantwortung für das leben, was passiert, wenn sie in Erfüllung gehen.« Er schüttelte den Kopf. »Es ist eine besondere Form der Hölle.«

»Ich weiß«, sagte sie. »Ich würde nicht einmal versuchen, mich in dich hineinzuversetzen. Das würde ich mir nicht anmaßen.«

Sie aß ihre Suppe auf. All die üblen Gefühle, die sie bei Fresh Start gehabt hatte, waren verschwunden, und sie stellte fest, daß sie hungriger war, als sie angenommen hatte.

»Danach habe ich mich treiben lassen und nach etwas gesucht, nach einem Ort, wo ich sein konnte, nach einem Grund, um am Leben zu bleiben.« Ross begann ein wenig zu essen. »Dann habe ich Stef gefunden, und alles veränderte sich. Sie gab mir das zurück, was ich in San Sobel verloren hatte. Oder vielleicht schon viel früher. Durch sie

fühlte ich mich wieder gut bei etwas. Und so sind wir hierhergekommen, arbeiten bei Fresh Start und mit dem Zauberer von Oz und tun etwas, das wichtig ist. Ich will nicht wieder zu dem zurückkehren, was ich war. Und mal ehrlich: Ich kann nicht zurückkehren. Wie sollte ich? Es würde alles verändern.«

Er zuckte mit den Achseln. »Ich weiß nicht, was ich dir darüber sagen soll, daß ich in Gefahr bin, Nest. Ich fühle mich nicht in Gefahr. Ich gehöre nicht mehr zu diesem Leben. Ich habe keine Verbindung zu dem, was ich war oder getan habe. Ich träume nicht einmal mehr – oder jedenfalls kaum noch. Das liegt alles in der Vergangenheit.«

Ihre Fish and Chips kamen, und sie machten eine Pause, während die Kellnerin ihre Teller abstellte, fragte, ob sie noch etwas für sie tun könnte, und wieder ging. Nest nahm ein Stück frittierten Heilbutt und biß hinein. »Mmmmm, das ist wunderbar«, sagte sie.

»Hab ich dir doch gesagt.« Er nahm ein Stück seines eigenen Fischs und begann zu essen.

»Ariel sagte, die Lady glaubt, daß die Leere versuchen wird, dich unter ihre Kontrolle zu bekommen, ob du dich nun noch für einen Teil des Krieges zwischen ihr und dem Wort hältst oder nicht.« Sie beobachtete sein Gesicht. »Sie sagt, du kannst nicht aufhören, ein Ritter des Wortes zu sein. Sie sagt, du kannst nicht kündigen, wenn das Wort es nicht erlaubt.«

Er nickte ernst. »Das habe ich alles schon gehört. Aber ich glaube nicht recht daran. Was habe ich denn im vergangenen Jahr getan, wenn sie recht hat? Habe ich nicht dadurch gekündigt, daß ich ihr nicht mehr gedient habe? Was muß ich denn sonst noch tun? Ein Kündigungsschreiben aufsetzen? Ich träume nicht, ich benutze keine Magie, und ich suche nicht nach Dämonen. Ich bin mit alldem fertig.«

»Sie sagt, du kannst niemals damit fertig sein.« Nest machte eine Pause und stocherte mit zwei Pommes in einem Pappbecher, der mit Ketchup gefüllt war. »Das ist der Teil, der mich beunruhigt – der Grund, warum ich wahrscheinlich gekommen bin. Sie sagt, du hattest einen Traum und daß die Ereignisse aus diesem Traum an Halloween eintreffen werden. Sie sagt, deine Verwicklung in den Traum wird dich in Gefahr bringen, von der Leere verführt zu werden.«

Sie beobachtete seine Reaktion genau. Er sagte nichts, aber sie erkannte sofort, daß er wußte, wovon sie sprach, daß es wirklich einen Traum gegeben hatte und daß er auf gewisse Weise ein Teil von ihm war.

»Die Lady hat Ariel noch etwas anderes mitgeteilt, John. Sie hat ihr gesagt, daß sie dies niemals zulassen wird, daß sie niemals einem Ritter des Wortes gestatten wird, korrumpiert zu werden. Sie hat jemanden geschickt, um es zu verhindern.«

Ein Zucken des Erkennens huschte über sein schmales Gesicht.

»So wie du vielleicht vor fünf Jahren zu mir geschickt wurdest«, fügte sie ruhig hinzu.

Einen Augenblick lang glaubte sie, er würde ihr alles erzählen. Sie konnte in seinen Augen sehen, daß er es wollte, daß ein Teil von ihm nach einer Möglichkeit dazu suchte. Aber er schwieg. Sie betrachtete ihn noch einen Moment und wandte sich dann wieder ihrem Essen zu. Die Stimmen um sie herum füllten die plötzliche Stille.

»Sie hat dir das alles erzählt?« Sein Zorn war mit Ironie versetzt. »Als ich nach Wales und in das Fairy Glen zurückgekehrt bin, um sie zu bitten, mich von meinen Pflichten zu entbinden, wollte sie nicht einmal mit mir sprechen.«

Nest sagte nichts, blickte nicht einmal auf, sondern fuhr einfach fort zu essen.

»Die ganze Zeit wartete ich darauf, daß sie zu mir käme, um mir zu sagen, was ich tun sollte, um mir zu helfen…« Er brach ab und starrte sie an. »Nichts wird geschehen«, sagte er schließlich.

Sie nickte. »Aber du weißt von dem Traum, nicht wahr?«

»Es ist nur ein Traum. Er wird nicht geschehen. Es kann nicht geschehen, weil ich es nicht zulassen werde.«

Sie richtete sich auf und blickte ihm fest in die Augen. »Du hast mir beigebracht, stark zu sein, John. Ich habe es von dir in Hopewell gelernt. Aber ich habe auch gelernt, vorsichtig zu sein. Du kommst mir nicht vorsichtig genug vor. Du denkst, man kann dir nichts tun, was auch immer passiert, solange du nichts unternimmst, um es herauszufordern. Aber ich glaube nicht, daß das Leben auf diese Weise funktioniert.«

»Ich denke, ich kann kontrollieren, was ich tue«, herrschte er sie an. »Das ist alles, was ich dazu zu sagen habe.«

Sie schüttelte den Kopf. »Was ist, wenn Stefanies Leben bedroht wird und du dazwischen wählen mußt, das zu tun, was die Leere von dir fordert, oder sie sterben zu lassen? Was wirst du dann tun? Wenn du sie so sehr liebst, wie du sagst, was wirst du dann tun? Ich glaube nicht, daß du das so einfach beiseite schieben kannst.«

Er schüttelte heftig den Kopf. »Ich schiebe gar nichts beiseite. Ich nehme das hier nicht auf die leichte Schulter. Aber es gibt keinen Grund für die Leere, mich verführen zu wollen. Ich bin wertlos. Ich habe nichts mehr, was ich noch geben kann. Ich habe schon alles gegeben.«

Sie blickte ihn an. »Hast du das?« Sie musterte betont den schwarzen Stock, der neben ihm an der Fensterbank lehnte.

»Er funktioniert nicht«, meinte er ruhig, aber die Art, wie er es sagte, verriet ihr, daß er ihr auswich.

»Was ist, wenn die Lady jemanden geschickt hat, um dich zu töten, nur um sicherzugehen, daß du nicht die Seiten wechselst?« Sie wurde rot. »Wollen wir so tun, als ob das, was vor fünf Jahren geschehen ist, nicht heute wieder passieren kann? Dieser Krieg zwischen dem Wort und der Leere tobt weiter, und die Kreaturen, die ihn austragen, existieren noch immer. Es gibt noch immer Fresser dort draußen, die sich im Kielwasser der bösen Dinge vervielfachen, die überall geschehen. Die Menschen arbeiten immer noch heftig daran, sich selbst zu vernichten. Nichts hat sich geändert, John. Du tust, als wäre es so. Der Umstand, daß dein Leben sich verändert hat, heißt nicht, daß auch die ganze Welt sich verändert hat. Und es bedeutet auch nicht, daß deine Verbindung zu ihr an Wichtigkeit verloren hat. Vor einigen Dingen kann man nicht davonlaufen. War das nicht die Lektion, die du mir beigebracht hast?«

Er starrte sie einen Augenblick an, ohne etwas zu erwidern, und schüttelte dann den Kopf. »Es ist nicht dasselbe.«

Er belog sich selbst, und er merkte es nicht einmal. Sie sah es ganz deutlich: Die Wahrheit war so offensichtlich, daß es erschreckend war. Warum weigerte er sich, ihr zuzuhören? In ihrer Erinnerung hatte er immer so klar gesehen, hatte die rauhen Forderungen und unerwarteten Tücken des Lebens so deutlich erkannt. Was war mit ihm geschehen?

»Wußtest du, daß es einen Dämon in Pioneer Square gibt?« fragte sie ihn ruhig.

Damit hatte sie seine volle Aufmerksamkeit erregt. Sie beobachtete mit Befriedigung seine Reaktion, ein schnelles Zusammenziehen seiner blaßgrünen Augen, einen Anflug von Schock und Unglauben, der über sein kantiges Gesicht zog. »Er hat gestern nacht Obdachlose in den Katakomben der alten Stadt gejagt. Ich war mit Ariel nach Mitternacht spazieren, weil ich nicht schlafen konnte. Wir konnten die Schreie seiner Opfer hören.«

»Hast du ihn gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ariel konnte ihn riechen. Sie wollte nicht zulassen, daß ich ihm folgte. Sie hatte Todesangst.«

Er sah auf sein Essen hinunter. »Vielleicht hat sie sich getäuscht.«

Nest gab ihm einen Augenblick Zeit, über das nachzudenken, was er gesagt hatte, und erwiderte dann: »Vielleicht auch nicht.«

Sie wußte, woran er dachte. Er fragte sich, was ein Dämon so nahe bei seinem Heim tat. Er fragte sich, warum er es nicht gewußt hatte, kam dann zu dem Schluß, daß es daran lag, daß er seine Position als Ritter des Wortes aufgegeben hatte, und erkannte schließlich, wie verwundbar ihn das machte. Sie ließ ihn das Ganze durchdenken und sagte nichts.

»Wenn es einen Dämon gibt, hat das nichts mit mir zu tun«, sagte er nach einer Weile und klang wie ein Mann, der sich bemühte, sich selbst zu überzeugen.

Nest trank ihren Eistee aus und blickte ihn an. »Das glaubst du keine Sekunde.« Sie machte eine kurze Pause. »Du würdest mir nicht von deinem Traum erzählen wollen, oder?«

Er schüttelte den Kopf.

Sie lächelte. »Okay, John. Ich habe meine gute Tat vollbracht. Ich bin hergekommen, um dich zu warnen, und ich habe dich gewarnt. Der Rest liegt bei dir. Ich bin noch bis morgen hier. Wir können noch einmal darüber sprechen, wenn du willst. Ruf mich einfach an. Ich wohne im Alexis.«

Sie stand auf. Es war besser, die Dinge so zu lassen, wie sie waren, nichts weiter zu sagen und ihn darüber nachdenken zu lassen. Er starrte sie an und war von ihrer Abruptheit verblüfft. Sie griff nach ihrer Geldbörse. »Kann ich einen Teil der Rechnung übernehmen?«

Er schüttelte schnell den Kopf. »Warte, ich gehe mit dir zurück.«

»Ich gehe nicht zurück«, sagte sie. »Ich bleibe noch eine Weile hier unten am Ufer und sehe mich etwas um.«

Sie starrten sich an, und keiner sagte etwas. Sie sah die Unentschlossenheit in seinen grünen Augen. »Du glaubst, was sie über mich sagt, nicht wahr?« fragte er schließlich. »Was die Lady sagt?«

»Ich weiß nicht, ob ich das tue«, antwortete sie. »Ich weiß nicht, was ich glaube. Es ist schwer zu entscheiden. Aber ich denke, du solltest sorgfältig über die Möglichkeit nachdenken, daß sie die Wahrheit sagt. Ich glaube, du mußt dich schützen.«

Er griff nach seinem Stock und mühte sich auf die Beine. Die Kellnerin sah, daß sie sich erhoben, und kam herbei, um ihnen die Rechnung zu geben. Ross bezahlte und dankte ihr. Als sie wieder fort war, streckte er die Hand nach Nest aus.

»Ich bin froh, daß du gekommen bist, Nest. Ob sich nun herausstellt, daß es einen guten Grund dafür gab oder nicht, ich bin froh, daß du hier bist. Ich habe oft an dich gedacht.«

Sie nickte und strich sich das krause Haar zurück. »Ich habe auch an dich gedacht.«

»Ich habe dich nicht gerne so in Hopewell zurückgelassen, wie ich es getan habe. Ich habe mich immer schlecht dabei gefühlt.«

Sie lächelte. »Das ist vorbei, John.«

»Manchmal fühlt es sich so an, als wäre nichts von alledem jemals vorbei, als wäre die Vergangenheit nie wirklich die Vergangenheit.« Er kam um den Tisch herum und bückte sich, um sie auf die Wange zu küssen. »Ich werde über das nachdenken, was du mir erzählt hast, das verspreche ich. Ich werde sorgfältig darüber nachdenken. Und ich werde mit dir sprechen, bevor du abreist.«

»In Ordnung«, sagte sie und ließ es dabei bewenden.

Sie verließen das Lokal gemeinsam, traten in die strahlende Nachmittagssonne und die kühle Herbstluft hinaus, und er ließ sie auf dem Bürgersteig vor dem Verkaufshäuschen für Hafenrundfahrten zurück, während er allein zur Straßenbahn humpelte. Er wirkte jetzt älter auf sie, als sei er ganz plötzlich gealtert; seine Schritte schienen mühevoller zu sein, und seine Haltung war gebückter. Sie wünschte, sie könnte ihm bei dieser Sache helfen, aber sie hatte alles getan, was ihr einfiel.

Dennoch konnte sie das Gefühl nicht abschütteln, daß es nicht genug war.

Kapitel 13

Nest überlegte, was sie den Rest des Tages machen sollte, als unerwartet Ariel auftauchte. Das Tatterdemalion war hauchdünn und geisterhaft im Sonnenlicht, und es schwebte dicht an Nest heran, als sei menschlicher Kontakt für es plötzlich sehr wichtig. Nest sah sich rasch um, ob die Passanten zu ihr herübersahen, aber niemand schenkte ihr Aufmerksamkeit. Es war offensichtlich, daß sie Ariel nicht sehen konnten. Nur Nest konnte das.

»Wo bist du …«, begann sie, aber das Tatterdemalion schnitt ihr mit einer raschen Bewegung das Wort ab.

»Hast du John Ross alles gesagt, weshalb du gekommen bist?« zischte die Waldkreatur mit ihrer sanften, kindlichen Stimme.

Nest starrte sie überrascht an. »Ja, ich denke, das habe ich.«

Ariel neigte sich dicht zu ihr, und Nest spürte ihren kleinen durchsichtigen Körper vibrieren, als wäre er ein straff gespanntes Seil in einem heftigen Wind.

»Dann bleib ihm fern.« Die dunklen Augen des Tatterdemalions starrten weit aufgerissen hinter dem verschwindenden John Ross her. »Bleib weit weg von ihm.«

Nest folgte Ariels Blick über die Straße dorthin, wo Ross in die Straßenbahn stieg. »Was meinst du damit, *ihm fernbleiben?*«

Das Tatterdemalion sauste hinter sie, als die Straßenbahn abfuhr, und Nest erkannte, daß das Wesen versuchte, sich zu verstecken. Nest glaubte nicht, daß Ariel sich ihrer Bewegung überhaupt bewußt war, sondern daß sie auf irgendetwas rein instinktiv reagierte. Das Vibrieren hatte sich verstärkt und war zu einem heftigen Zittern geworden, und

Ariel preßte sich so eng an sie, daß Teile ihrer Körper miteinander verschmolzen. Nest erschauderte, als sie das Eindringen spürte, und wurde von einer Welle dunkler und schrecklicher Erinnerungen überflutet. Sie erkannte, daß sie mit Ariel zusammen Bruchstücke der Leben jener Kinder nachempfand, die von der Magie zu dem Tatterdemalion zusammengefügt worden waren, und war in ihrem überwältigenden Schwall gefangen. Sie versuchte, ihren Geist dagegen zu verschließen, sich abzuschotten, aber die Nähe von Ariel machte dies unmöglich. Nest zuckte vor der Wucht ihres Ansturms zurück und machte vor Abscheu einen Schritt nach hinten. Sie versuchte, sich von Ariel fortzubewegen, sich von der Gegenwart der anderen zu befreien, und stieß dabei fast mit einem älteren Paar zusammen, das hinter ihr vorbeiging.

»Entschuldigung, es tut mir leid«, sagte sie hastig, drehte sich dann um und ging zu dem Geländer, von wo man die Landestellen der Rundfahrtschiffe überblicken konnte. Sie atmete mehrmals tief ein und starrte auf das leicht bewegte Wasser hinab, während sie darauf wartete, daß sich ihre Benommenheit legte.

Ariel tauchte wieder neben ihr auf, versuchte aber nicht, sie zu berühren. »Das wollte ich nicht«, sagte sie.

Nest nickte. »Ich weiß. Aber es war so, so …«

»Manchmal vergesse ich mich. Manchmal ballen sich all die Kinder in mir zu einem Knoten zusammen und übernehmen die Kontrolle über mich. Sie wollen wieder leben. Sie wollen das sein, was sie einmal waren. Ihre Erinnerungen sind so stark, daß sie mich überwältigen. Ich kann alles fühlen, was sie fühlen. Ich erinnere mich an alles, was sie kannten. Sie kämpfen darum, aus mir herauszukommen, frei zu sein. Sie müssen ein anderes menschliches Wesen berühren. Sie wollen in einen menschlichen Körper hinein,

wollen ihn warm und lebendig um sich herum spüren und wieder wirkliche Kinder sein.«

Ihre leise Stimme verklang zu einem Wispern, und ihre dunklen Augen schienen zu verschwimmen. »Es ängstigt mich, wenn dies geschieht. Ich glaube, daß nichts von mir übrigbleiben wird, wenn sie Erfolg haben.«

Nest schluckte gegen die Trockenheit in ihrem Hals. »Es ist schon gut. Es hat mir nicht weh getan, und du bist noch hier.« Sie zwang sich dazu, in die undurchdringlichen Augen des Tatterdemalions zu blicken. »Sag es mir, Ariel. Was beunruhigt dich an John Ross? Warum drängst du mich, ihm fernzubleiben?«

»Er ist verloren«, erwiderte das Tatterdemalion leise.

»Verloren?« Nest schüttelte den Kopf. »Was heißt verloren? Ich verstehe nicht.«

»Du kannst ihn nicht retten. Nichts, was du tust, kann ihn retten. Es ist zu spät.«

Nest starrte es verwirrt an. »Warum sagst du das? Warum ist es zu spät?«

Das seltsame, kindliche Gesicht schaute sie verwundert an. »Weil er den Dämonengestank an sich hat. Sie haben ihn bereits für sich beansprucht.«

Sie standen einander im Schatten des Überstandes gegenüber, der den Pier abschirmte, und sahen sich in die Augen. Nest setzte wieder an zu sprechen, brach dann aber ab. Überall um sie herum waren Leute, die an ihnen vorbeigingen, lachten, miteinander sprachen und sich ihrer nicht bewußt waren. Nest wollte keine Aufmerksamkeit erregen; sie wollte nicht, daß sie etwas hörten.

Die Sonne brach durch die hochstehenden Wolken und blendete sie. Sie wandte sich ab. Dämonengestank? An John Ross? Sie schüttelte langsam den Kopf. Das ergab

keinen Sinn.

»Wir müssen gehen«, sagte Ariel plötzlich und setzte sich in Bewegung.

»Warte!« rief Nest ihr nach und sagte die Worte so laut, daß sich mehrere Leute zu ihr umdrehten. Sie versuchte unbekümmert auszusehen, als sie sich von dem Geländer löste und dorthin ging, wo Ariel schwebte, während sie dabei zu den Booten hinübersah. »Wohin müssen wir gehen?« flüsterte sie.

Ariel deutete nach Norden, die Straßenbahngleise entlang in die entgegengesetzte Richtung, aus der sie gekommen waren. »Jemand wartet darauf, dich zu treffen.«

»Wer?«

»Jemand, den du kennst. Schnell, wir müssen gehen.«

Ariel bewegte sich zum Bürgersteig, und Nest folgte ihr widerstrebend. Sie folgten dem Ufer nach Norden und kamen an Elliott's am Pier 56 und an den Geschäften am Pier 57 vorbei. Der Wind blies trotz des Sonnenscheins kalt und scharf von der Bucht herüber, und Nest mummelte sich in ihre Windjacke ein, während sie sich wünschte, etwas Wärmeres mitgebracht zu haben.

Ihre Gedanken überschlugen sich, während ihre Augen der Bewegung ihrer Füße folgten. Sie sprach, ohne aufzublicken. »Ariel, warst du mit mir bei Fresh Start im Gebäude, als ich mit Johns Freunden geredet habe?«

Das Tatterdemalion nickte. »Das war ich.«

»War der Dämonengestank auch dort?«

»Ja, überall.«

»War er ebenso stark?«

»Ja, genauso stark.«

Nest versuchte zu ergründen, was dies zu bedeuten hatte.

Irgendetwas hatte ihr in den Räumen von Fresh Start heftig zugesetzt. Könnte das der Dämonengestank gewesen sein? Wenn der Dämonengestank an John Ross gehangen hätte, hätte ihr dann nicht auch in seiner Nähe schlecht werden müssen? Außerdem hatte sie vor fünf Jahren, als ihr dämonischer Vater in ihr Leben zurückgekehrt war, keinen Dämonengestank wahrnehmen können, warum sollte sie dies also jetzt tun?

Hatte sich seit damals etwas verändert?

Vielleicht etwas an ihr?

Sie ging neben Ariel den Alaskan Way entlang und hatte den Kopf gegen den schneidenden Oktoberwind gesenkt. Das Tatterdemalion schien die Kälte und den Wind nicht zu spüren; ihre flüchtige Gestalt war unverändert, ihre leichten, seidenen Gewänder hingen glatt herab und wurden nicht vom Wind bewegt. Ariel schaute sie nicht an, sondern hielt ihren Blick geradeaus gerichtet.

Sie überquerten den Alaskan Way am Pier 59, in dem sich das Seattle Aquarium befand, gingen unter dem Viadukt hindurch und bewegten sich auf die breiten Betonstufen zu, die den Hügel hinauf zur Stadt führten. Es gab noch eine andere Möglichkeit, erkannte Nest, die noch immer über das nachdachte, was Ariel gesagt hatte. Vielleicht hatte das, was bei Fresh Start geschehen war, nichts mit dem Dämonengestank zu tun. Möglicherweise hatte es mit dem Dämon selbst zu tun. Wenn es überall bei Fresh Start und an John Ross nach Dämonen stank, dann war es sehr wahrscheinlich, daß der Dämon sich in der Nähe von beiden aufhielt. Also war der Grund, warum ihr bei Fresh Start schlecht geworden war, vielleicht, daß der Dämon direkt bei ihr gewesen war.

Einer von Johns Freunden und Kollegen.

Einer der Leute, denen er vertraute.

Das machte Sinn. Die Lady sagte, daß die Leere jemanden schicken würde, um Ross zu verführen, daß dies vielleicht sogar schon passiert war. Ariel schien zu glauben, daß es bereits geschehen war. Ross tat dies nicht. Aber vielleicht konnte Ross nicht sehen, was vorging, und das war das ganze Problem. Möglicherweise bestand ihre eigentliche Aufgabe darin, ihn dazu zu bringen, sich selbst genauer zu betrachten.

Hatte sie das erreicht, indem sie mit ihm so gesprochen hatte, wie sie es getan hatte? Hatte sie ihm genug Anlaß gegeben, seine Situation neu in Augenschein zu nehmen? Sie war sich nicht sicher. Aber sie wußte jetzt, daß sie es herausfinden mußte.

Sie kam beim Ersteigen der Stufen an einem kleinen mexikanischen Restaurant und einer Reihe von Geschäften vorbei, bis sie die Western Avenue erreichte, wo sie in Richtung des Pike Place Market abbog. Sie wußte durch ihr Studium der Karte von Seattle, wo sie sich befand. Pike Place Market war ein Wahrzeichen von Seattle, ein langes, flaches Gebäude, das aus Ständen, Kiosken und Händlertischen bestand, die an die Verkäufer von frischem Fisch, Obst und Gemüse, Blumen und Kunsthandwerk vermietet wurden. Die Western Avenue führte unterhalb des Marktes zwischen Lagerhäusern und Gebäuden hindurch, die in winzige Brauereien, Restaurants, Einzelhandelsgeschäfte und Parkhäuser umgewandelt worden waren. Die Straße wand sich von dort, wo sie sich von der Fußgängertreppe löste, stetig bergauf und führte unter mehreren Überführungen hindurch, die das Hafengebiet mit dem Markt und den umliegenden Geschäften verbanden. Die Menschenmassen waren zu ein paar vereinzelten Leuten zusammengeschrumpft, die zwischen den Parkplätzen und den Läden

umherliefen. Sie fragte sich, wo Ariel sie wohl hinführte.

Sie passierten eine Rampe, die in ein an den Seiten offenes Parkhaus führte, das direkt an der Schnellstraße lag, und das Geräusch der vorbeifahrenden Autos war ein monotones Wimmern von Reifen auf Beton. Dann kam ein Park in Sicht. Er war klein, kaum mehr als eine offene Fläche mit einer rasenbedeckten Anhöhe in der Mitte, ein paar Ansammlungen kleiner Bäume und einem Fußweg, der sich von der Straße zu einem Geländer schlängelte, von dem aus man die Elliott Bay überblicken konnte. Am Rand des Weges standen Holzbänke, und Münzfernrohre waren auf die Olympics-Berge ausgerichtet. Direkt vor dem Park trafen mehrere Straßen aufeinander, die zum Markt hinabführten, und der Verkehr kroch in der Nachmittagssonne behäbig vorbei.

Ein blau-rotes Schild am Rand des Rasens verkündete, daß dies der Victor Steinbrueck Park war.

»Hier«, sagte Ariel.

Nest betrat den Park, um ihn sich näher anzusehen, und wurde von der Aussicht auf die Bucht und die fernen Berge angezogen, von der hellen, sonnigen Mischung aus blauem Wasser, grünen Bäumen und den schneebedeckten Bergwipfeln. Sie sah sich die Leute im Park an: Da gab es Schulkinder, die sich an dem Geländer um ihre Lehrer und Eltern drängten. Da waren Leute auf Einkaufstour, die vom Markt kamen oder zu ihm hin wollten. Geschäftsleute lasen in der Wärme der Sonne Zeitungen und Magazine, während sie Sandwichs aßen und Kaffee tranken.

Doch hauptsächlich waren es Indianer. Sie belegten den Großteil der Bänke, insbesondere jene, die an der Western Avenue standen. Sie saßen in kleinen Gruppen auf dem Grashügel. Zwei von ihnen schliefen, in alte Decken oder Mäntel gehüllt, im Sonnenschein. Es war eine abgerissene,

mürrische Gruppe; ihre kupferfarbenen Gesichter waren verwittert, ihr schwarzes Haar hing schlaff herab, und ihre Kleider waren schäbig. Diejenigen, die auf den Bänken an der Western Avenue saßen, hatten Pappbecher und Schachteln vor sich aufgestellt, um ein paar Münzen von den Passanten zu erbetteln. Sie hatten die Köpfe gesenkt und machten sich nur selten die Mühe, zu den Leuten aufzuschauen, die sie anbettelten. Einige tranken aus Flaschen, die in braunen Papiertüten steckten. Die meisten waren Männer, doch es gab auch ein paar Frauen.

Nest wandte sich zu Ariel um und wollte sie fragen, wen sie hier treffen sollte, doch das Tatterdemalion war fort.

»Hallo, kleines Vogelnest«, knurrte jemand hinter ihr.

Sie erkannte die Stimme sofort und konnte es trotzdem kaum glauben. Sie drehte sich um, und da stand Two Bears. Der Sinnissippi war ebenso alterslos und unverändert wie John Ross, seine kupferfarbenen Züge kantig und glatt, sein langes Haar pechschwarz und zu einem Zopf geflochten und seine Augen so dunkel, daß sie unendlich tief zu sein schienen. Er trug die vertraute Militär-Feldhose und Armeestiefel, aber hier, wo es kälter war, hatte er zusätzlich über einem karierten Flanellhemd eine dicke Jacke an. Die silberne Schnalle seines Gürtels war angelaufen und das Leder zerkratzt. Er war so groß und imposant, wie sie ihn in Erinnerung hatte, mit mächtigen Schultern und dicken knorrigen Fingern.

»O'olish Amaneh.« Sie sprach seinen indianischen Namen sorgsam aus, als bestünde er aus Glas.

»Du erinnerst dich«, meinte er beifällig. »Gut.«

»Bist du derjenige, den ich hier treffen soll?«

Er neigte den Kopf zur Seite. »Ich weiß es nicht. Bist du hierhergekommen, um jemanden zu treffen, kleines Vogel-

nest?«

Sie nickte. »Meine Freundin Ariel hat mich hergebracht. Sie sagte …«

»Du bist mit einer Freundin gekommen? Wo ist sie?«

Nest schaute sich um. »Fort, schätze ich. Sie hat sich versteckt.«

»Ah, genau wie dein kleiner Freund im Park vor fünf Jahren. Mr. Pick.« Two Bears schien amüsiert zu sein. Sein breites Gesicht legte sich bei seinem Lächeln in Falten. »Es scheint, daß sich alle deine Freunde vor mir verbergen wollen.«

Sie wurde ein wenig rot. »Vielleicht machst du ihnen angst.«

»Meinst du?« Er zuckte mit den Achseln, als wolle er die Verantwortung dafür abschütteln. »Du hast dich verändert, kleines Vogelnest. Vielleicht kann ich dich nicht mehr so nennen. Vielleicht bist du zu alt dafür, zu erwachsen.«

»Du hast dich nicht verändert«, erwiderte sie. »Du siehst genauso aus wie damals. Was tust du hier?«

Er sah sich gedankenverloren um. »Vielleicht bin ich hergekommen, um bei meinen Brüdern und Schwestern zu sein. Die Sinnissippi sind fort, aber es gibt noch viele andere Stämme. Einigen von ihnen geht es gut. Sie führen Casinos und verkaufen Feuerwerkskörper. Sie haben Ratsversammlungen, um ihre Leute zu regieren, und Regeln, um ihre Erlasse durchzusetzen. Die Regierung in Washington erkennt ihre Autorität an. Sie nennen sie ›Native Americans‹ und verabschieden Gesetze, die ihnen besondere Vorrechte einräumen. Sie nennen sie nicht mehr Indianer oder Rothäute. Zumindest nicht in ihrer Gegenwart.«

Er hob eine Augenbraue. »Es gibt sogar einen Teil der Bevölkerung, der glaubt, daß man meinen Leuten Unrecht

angetan hat, vor langer Zeit, als weiße Europäer ihnen ihr Land und ihre Lebensweise wegnahmen. Kannst du dir das vorstellen?«

Nest schüttelte unverbindlich den Kopf. »Bist du sicher, daß Ariel mich hergebracht hat, um dich zu treffen?«

Sein Gesicht blieb ausdruckslos. »Warum setzen wir uns nicht und reden miteinander, kleines Vogelnest?«

Er führte sie zu einer Bank, die auf das Wasser hinausblickte. Eine Gruppe verwitterter Männer saß dort, ließ eine Flasche kreisen und unterhielt sich leise. Two Bears sagte etwas in einer anderen Sprache zu ihnen, und sie standen sofort auf und gingen weg. Two Bears nahm ihren Platz auf der Bank ein, und Nest setzte sich neben ihn.

»Was hast du zu ihnen gesagt?« fragte sie.

Er zuckte mit den Schultern. »Ich habe ihnen gesagt, daß sie keinen Stolz haben und sich schämen sollten.« Die kupferne Haut auf seinen kantigen Zügen spannte sich über seinen Knochen. »Wir sind ein so trauriges und hoffnungsloses Volk. Ein so verlorenes Volk. Es stimmt, es gibt einige von uns, die Geld und Besitz haben. Es gibt einige, die eine Lebensweise gefunden haben, die sie ernährt. Aber die meisten von uns haben nichts als leere Herzen, Alkohol und schlechte Erinnerungen. Unseren Stolz auf uns selbst hat man uns vor langer Zeit geraubt – man hat uns als leere Hüllen zurückgelassen. Es ist traurig, das mit anzusehen. Aber noch trauriger, so zu leben.«

Er schaute sie an. »Weißt du, was mit uns nicht stimmt, kleines Vogelnest? Wir sind heimatlos. Es ist schlimm, so durch die Welt zu gehen. Aber so geht es uns. Wir treiben in winzigen Booten auf einem riesigen Ozean. Selbst jene von uns, die Land und Häuser haben, Freunde, Nachbarn und eine Art von Leben. Es ist ein Zustand, der unserem

Volk angeboren ist. Wir tragen ein Vermächtnis des Verlustes, den wir von unseren Vorfahren übernommen haben. Wir tragen die Erinnerung an das, was wir hatten und was uns genommen wurde. Es quält uns.«

Er schüttelte langsam den Kopf. »Man kann auf verschiedene Arten heimatlos oder obdachlos sein. Man kann es so sein, wie jene aus meinem Volk, die du hier siehst, die auf den Straßen leben, durch Almosen überleben und die Jahre einfach verstreichen lassen. Aber du kannst auch in deinem Herzen obdachlos sein. Du kannst in deinem Inneren leer sein, weil du kein spirituelles Zentrum besitzt. Du kannst durch das Leben wandern, ohne wirklich zu wissen, wer du bist oder wohin du gehörst. Du kannst ohne ein Ziel oder einen Antrieb existieren. Hast du dich jemals so gefühlt, kleines Vogelnest?«

»Nein«, sagte sie sofort und fragte sich, worauf er hinauswollte.

»Indianer kennen das«, sagte er leise. »Wir kennen es schon seit langer Zeit. Wir sind obdachlos auf den Straßen und ebenso in unseren Herzen. Wir haben kein Ziel in der Welt. Wir haben kein Zentrum. Unsere Lebensweise wurde vor langer Zeit für uns geändert, und sie wird niemals zurückkommen. Unser neues Leben ist das von jemand anderem, das uns übergestülpt wurde; es ist ein falsches Leben. Wir mühen uns, unsere Heimat zu finden, unser Zentrum, doch es ist ebenso dahingeschwunden wie die Sinnissippi. Ein Gebäude ist ein Heim, wenn die Menschen, die es bewohnen, Erinnerungen und Liebe und einen Platz in der Welt haben. Ohne dies ist es nur ein Gebäude, ein Schutz vor den Elementen, und es kann niemals mehr sein. Indianer kennen das.«

Er machte eine Pause und beugte sich zu ihr hinüber. »Es gibt auch noch andere, die so etwas kennen. Ein paar,

die entwurzelt und verpflanzt wurden, die auf die Straße und zu einem Leben des Herumwanderns verbannt wurden, die jeden Sinn dafür verloren haben, wer sie sind. Einige von ihnen sind wie wir – Männer und Frauen, deren Lebensweise ihnen geraubt wurde. Einige von ihnen suchen nach einem Weg, der sie wieder nach Hause führt. Vielleicht kennst du sogar einen von ihnen.«

Nest starrte ihn schweigend an.

»Hast du noch deine Magie?« fragte er plötzlich.

Von der Frage vollkommen überrascht, suchte sie stotternd nach einer Antwort. »Ich denke schon.«

»Du bist dir nicht sicher, oder? Vielleicht hat sie sich verändert, während du gewachsen bist?« Er nickte verständnisvoll. »So mag es sein. Alles verändert sich im Lauf der Zeit. Nur die Veränderung selbst bleibt bestehen. Daher mußt du dich anpassen und daran denken, das im Auge zu behalten, was wichtig ist, und nicht vergessen, was sein Zweck ist. Erinnerst du dich, als wir im Park saßen und die Geister der Sinnissippi beim Tanzen beobachteten?«

Das tat sie. Am Wochenende vor dem Vierten Juli vor fünf Jahren war sie um Mitternacht in den Park gegangen, in dem sie aufgewachsen war, der Park, den Pick bewachte, um zu sehen, ob die Geister zu ihr sprechen würden. Sie waren auf Two Bears Beschwörung hin erschienen, hatten in der sternenhellen Nacht getanzt und Nest in einer Vision das Geheimnis offenbart, das ihre Familie vor ihr verborgen hatte. Dies war der Katalysator für ihre schreckliche Konfrontation mit ihrem Vater gewesen und hatte ihr wahrscheinlich das Leben gerettet. Das hatte sie damals gar nicht so verstanden; vieles von dem, was an jenem Wochenende mit ihr geschehen war, hatte sie erst viel später begriffen.

»Wir suchten nach Wahrheiten, du und ich – ich über mein Volk und du über deinen Vater.« Er schüttelte den Kopf. »Schwere Fragen waren notwendig, um jene Wahrheiten zu enthüllen. Aber diese Wahrheiten definieren, wer wir sind. Sie bestimmen unseren Platz in der Welt. Aus diesem Grund haben sie einen Wert. Wir suchen und wir lernen. Auf diese Weise wachsen wir.«

Er schaute auf die Bucht hinaus. »Meinst du, daß dieses Land sich sehr verändert hat, seit wir uns das letzte Mal unterhalten haben, kleines Vogelnest? Seit du ein Mädchen warst, das im Park der Sinnissippi lebte? Das ist eine Frage, die schwer zu beantworten ist, aber die Wahrheit, die von ihr verhüllt wird, muß aufgedeckt werden. Haben wir uns als Land, als Volk verändert? An der Oberfläche mag es so scheinen, doch darunter, denke ich, sind wir noch immer dieselben. Unsere Veränderung ist meßbar, aber nicht von Bedeutung. Wir sind immer noch darauf aus, uns selbst zu vernichten. Wir töten uns gegenseitig mit alarmierender Regelmäßigkeit und aus törichten Gründen, und wir beginnen in immer jüngerem Alter mit dem Morden. Wir haben viel, für das wir uns beglückwünschen können, doch wir leben in Furcht und Zweifel. Wir sind pessimistisch, was unser eigenes Leben und das unserer Kinder angeht. Wir vertrauen so gut wie niemandem.

Es ist überall dasselbe. Wir sind ein Volk unter Belagerung, haben uns voreinander und vor der Welt hinter Mauern zurückgezogen und versuchen, einen sicheren Pfad durch die Trümmer des Hasses und der Wut zu finden, die sich um uns herum auftürmen. Wir fahren unsere Autos, als wären es Waffen. Wir benutzen unsere Kinder und unsere Freunde, als wären ihre Liebe und ihr Vertrauen entbehrlich und bedeutungslos. Wir denken als erstes an uns selbst und erst dann an andere. Wir lügen, betrügen und stehlen im

kleinen und halten dies für unbedeutend, rechtfertigen es, indem wir uns selbst sagen, daß andere es ebenfalls tun und es daher nichts ausmacht, wenn auch wir es tun. Wir haben keine Geduld mit den Fehlern anderer. Wir empfinden kein Mitgefühl für ihre Verzweiflung. Wir nehmen keinen Anteil an ihrem Leid. Jene, die auf den Straßen leben, sind nicht unser Problem, sie sind das Beispiel für ein Versagen und uns damit höchstens peinlich. Es ist am besten, sie zu ignorieren. Wenn sie obdachlos sind, so ist das ihre eigene Schuld. Sie machen uns nichts als Ärger. Wenn sie sterben, so geben sie uns dadurch wenigstens mehr Platz, um zu atmen.«

Sein Lächeln war bitter. »Unser Krieg geht weiter, der Krieg, den wir gegeneinander austragen, der Krieg, den wir mit uns selbst führen. Er hat seine hervorstechenden Streiter, mal gute, mal böse, und manchmal gewinnt die eine Seite die Oberhand, und dann wieder die andere. Unser Platz in diesem Krieg wird uns oftmals vorgeschrieben. Für viele wird er festgelegt, weil sie zu schwach sind, um selbst eine Wahl zu treffen. Sie sind obdachlos oder bedürftig. Sie sind als Rasse oder Religionsgemeinschaft eine Minderheit. Sie sind arm oder rechtlos. Sie wurden mißbraucht oder sind körperlich oder geistig behindert, und sie haben vergessen oder niemals gelernt, für sich selbst einzutreten.

Aber du und ich, kleines Vogelnest, wir sind anders. Wir haben Vorteile, die andere nicht besitzen. Wir verfügen über Magie, Wissen und Einsicht. Wir wissen um die Wege, auf denen die Menschen sich selbst vernichten, und wir kennen die Gründe hierfür. Wir kennen den Feind, der uns alle bedroht. Und weil wir diese Wahrheiten kennen, haben wir Macht und können das Schlachtfeld wählen, das wir verteidigen wollen. Wir haben eine Pflicht und eine Verantwortung – zu entscheiden, wo wir in diesem Konflikt

stehen.«

Er machte eine kurze Pause. »Ich habe meinen Platz vor langer Zeit gewählt, als ich aus Vietnam zurückkehrte. Ich tat es, weil ich keine Angst mehr hatte, nachdem ich gestorben und ins Leben zurückgekommen war. Ich tat es, weil ich, obgleich ich der letzte meines Volkes war, durch das Feuer gehärtet wurde, in dem ich geprüft worden war, und weil man meinem Leben einen Sinn gab. Auch du wurdest geprüft und hast eine Aufgabe für dein Leben erhalten. Du wurdest gehärtet und stark gemacht. Jetzt ist es an dir zu wählen, wo dein Platz ist.«

Wachsam und vorsichtig wartete Nest ungeduldig auf das, was noch kommen würde. Auf dem Fußweg vor ihr, dicht am Geländer, kreischten die Schulkinder auf, als eine Möwe in einem weiten Boten zu ihnen hinabtauchte und dann davonsegelte.

Two Bears sah ihr fest in die Augen. »Laß mich dir eine Geschichte erzählen. Es ist nur eine Geschichte, aber vielleicht hat sie dir etwas zu sagen. Vor einer langen Zeit trug der Diener einer sehr mächtigen Lady einen Talisman zu einem Mann, der sich bereit erklärt hatte, ihr Streiter zu werden. Dieser Mann war dazu verpflichtet worden, für eine gute und notwendige Sache zu kämpfen. Er sollte den Talisman als Waffe benutzen, um dabei zu helfen, ein Übel abzuwenden, das drohte, alles zu vernichten. Er fürchtete sich vor seiner Verantwortung, doch er war auch entschlossen. Er nahm den Talisman von dem Diener an, trug ihn in der Schlacht und kämpfte viele Jahre hindurch tapfer. Seine Aufgabe war nicht einfach, denn die Menschen, zu deren Schutz er stritt, handelten oftmals schlecht und töricht, und indem sie das taten, fügten sie sich selbst Leid zu. Aber er blieb dennoch ihr Streiter.

Dann geschah etwas mit ihm, und er verlor den Glauben

an seine Sache. Er gab alle Hoffnung auf; er gab seinen Kampf auf. Er wurde zu einem von jenen, die im Herzen heimatlos sind. Er verzweifelte an dem, was er war, und er versuchte, alles an sich selbst zu verändern. Er lief davon, um einen neuen Platz für sich zu finden und neu anzufangen.«

Two Bears schaute sich gedankenvoll um. »Er könnte zu einer Stadt wie dieser gekommen sein. Dies ist die Art von Stadt, zu der ein Mann fliehen würde, wenn er versuchte, neu anzufangen, meinst du nicht, kleines Vogelnest?«

Ihr Herz pochte heftig in der Brust.

»Nun war die Lady, die ihren Diener gesandt hatte, um jenem Mann ihren Talisman zu geben, sehr enttäuscht darüber, daß er sein Versprechen nicht hielt. Pst, hör zu und unterbrich mich nicht. Frage dich selbst, was du tun würdest, wenn du jene Lady wärst. Dein Talisman befindet sich in den Händen eines Mannes, der ihn nicht benutzen will, ihn aber auch nicht zurückgeben kann. Ein Talisman, der einmal überreicht wurde, kann nicht zurückgenommen werden. Die Magie läßt es nicht zu.«

Er lächelte. »So lautet jedenfalls die Geschichte. Auf jeden Fall schickte die Lady jemanden, eine junge Frau, um mit diesem Mann zu sprechen. Tatsächlich ähnelte sie in vieler Weise dir. Sie war die Freundin des Mannes, und die Lady glaubte, daß sie ihn vielleicht von der Gefahr überzeugen konnte, in der er sich befand, wenn er weiterhin ignorierte, wer er war und was er versprochen hatte. Die Lady hielt die junge Frau für die beste Hoffnung des Mannes.«

Seine Augen glitzerten. »Stell dir vor, wie dies für die junge Frau sein muß. Sie sieht sich einer schwierigen Aufgabe gegenüber. Sie muß einen Weg finden, ihrem Freund zu helfen, obwohl dieser ihre Hilfe gar nicht will. Sie muß

ihm helfen, weil er niemanden sonst und keine andere Hoffnung hat. Die junge Frau ist wie du, kleines Vogelnest. Sie verfügt über Magie, und sie ist durch das Feuer gehärtet worden. Sie hat eine Stärke und eine Entschlossenheit, die anderen fehlt.«

Er hielt inne. »Und so muß sie sich entscheiden, wo sie stehen will. Weil sie ist, wer sie ist. Weil sie, wie du und ich, eine Pflicht und eine Verantwortung hat, es zu tun.«

Aus der Fassung gebracht, schüttelte Nest den Kopf. »Aber ich weiß nicht, was …«

Eine große Hand hob sich schnell, um sie zu unterbrechen. »Denn wenn die junge Frau ihm nicht hilft«, sagte er bedächtig, und seine rauhe Stimme betonte jedes einzelne Wort, »ist er auf ewig verloren.«

Sie nickte, und der Atem stockte in ihrer Kehle.

»Denn für den Fall, daß die junge Frau versagt, hat die Lady andere Vorkehrungen getroffen.« Two Bears neigte sich zu ihr hinüber, so dicht, daß sein breites Gesicht nur wenige Zentimeter von dem ihren entfernt war. Seine Stimme wurde zu einem Flüstern. »Sie kann nicht zulassen, daß ihr Streiter für eine andere Sache kämpft, für eine Sache, die ihr selbst schaden würde. Sie kann nicht zulassen, daß ihr Talisman in die Hände ihrer Feinde fällt.«

Die Bedeutung seiner Geschichte war unmißverständlich. Es war dieselbe Botschaft, die Ariel von der Lady überbracht hatte. Wenn John Ross der Leere verfiel, würde er getötet werden. Doch wie tötete man einen Ritter des Wortes? Wer war stark genug dazu? Wer hatte eine Waffe, die mächtiger war als die seine?

Two Bears stand abrupt auf, und sie folgte ihm. Sie standen dicht nebeneinander und blickten auf die Bucht hinaus. Der Wind blies in kalten Böen vom Wasser her und

ließ Nest frösteln.

»Wie ich sagte, es ist nur eine Geschichte. Wer weiß, ob sie wahr ist? Es gibt so viele Geschichten wie diese. Märchen. Aber die junge Frau hat mich an dich erinnert.« Two Bears verschränkte seine massiven Arme. »Sag mir: Wenn du die junge Frau in dieser Geschichte wärst, was würdest du tun?«

Sie blickte ihn an, wie er groß, breitschultrig und unerschütterlich vor ihr stand. Plötzlich hatte sie Angst.»Ich weiß es nicht.«

Er lächelte sie an, und es war ein warmes Lächeln. »Sei dir da nicht so sicher. Vielleicht weißt du es besser, als du glaubst.«

Sie ergriff seinen Arm. »Wenn dies nur eine Geschichte ist, dann muß sie auch ein Ende haben. Erzähl es mir.«

Er sagte nichts, und sein Lächeln wurde kalt. Ihre Hände lösten sich von ihm. »Es gibt viele Enden für diese Geschichte. Sie ändern sich jedesmal und mit jedem Erzähler. Die Geschichten des Sinnissippi wurden alle verändert, als mein Volk ausstarb. Die Enden wären anders gewesen, wenn es überlebt hätte, aber dem war nicht so. Wenn du die Geschichte zu der deinen machst, dann kannst du das Ende so erzählen, wie du es willst.«

Er wollte weggehen, und wenn er das tat, würde sie jede Chance verlieren, seine Hilfe zu erhalten. Sie kämpfte die Verzweiflung nieder, die sie überflutete. »Geh nicht«, bat sie.

»Unsere Wege haben sich zweimal gekreuzt, kleines Vogelnest«, sagte der Sinnissippi. »Ich wäre nicht überrascht, wenn sie es wieder täten.«

»Du könntest mir helfen«, flehte sie ihn an.

Er schüttelte den Kopf und legte ihr die großen Hände

auf die schmalen Schultern. »Vielleicht ist es an dir, mir zu helfen. Wenn ich die Lady aus der Geschichte wäre, würde ich für den Fall, daß alles andere fehlschlägt, jemanden schicken, der den Talisman von meinem abgefallenen Streiter zurückholt. Jemanden, der stark genug ist, es zu tun, jemanden, der viel über den Tod weiß und ihn nicht fürchtet, weil er ihm schon zuvor viele Male begegnet ist.« Er hielt einen Moment inne. »Jemanden wie mich.«

Nests Kehle zog sich vor Entsetzen zusammen. Bilder aus der Vergangenheit schossen ihr durch den Kopf. Am Vierten Juli vor fünf Jahren im Sinnissippi Park, als er so geheimnisvoll aufgetaucht war und ihr dabei geholfen hatte, den Mut aufzubringen, den sie brauchte, um sich ihrem Vater zu stellen, hatte sie nichts davon gesehen. Sie starrte ihn ungläubig an und vermochte nicht auszusprechen, was sie dachte.

»Sprich meinen Namen«, sagte der große Mann leise.

»O'olish Amaneh«, flüsterte sie.

Er nickte. »Es klingt gut, wenn du ihn sagst. Ich werde mich immer daran erinnern.«

Er deutete mit einer Hand. »Schau. Dort drüben, wo die Berge, Wälder und Seen im Sonnenlicht glänzen. Schau genau hin, kleines Vogelnest. Es wird dich an dein Zuhause erinnern.«

Von seiner Stimme dazu gezwungen, tat sie, was er von ihr verlangte. Sie starrte erwartungsvoll auf ein Panorama aus Weiß, Grün und Blau, das sich über Meilen hin ausbreitete, auf den Anblick eines Landes, das so schön war, daß es ihr den Atem raubte. Fährschiffe tuckerten unter ihr durch die Bucht. Segelboote trieben im Wind. Die Nachmittagssonne strahlte auf das schäumende Wasser herab und schimmerte silbrig auf den Wellenkämmen. Die Berge glänzten.

glänzten.

Two Bears hatte recht, dachte sie plötzlich. Es ließ sie an zu Hause denken.

Aber als sie sich umwandte, um es ihm zu erzählen, war er fort.

Kapitel 14

John Ross hatte Nest erzählt, daß er bereits vor den Konsequenzen gewarnt worden war, wenn er sich weigerte, seinen Dienst als Ritter des Wortes fortzusetzen. Was er ihr nicht gesagt hatte, war, daß diese Warnung von O'olish Amaneh überbracht worden war.

Während er mit der Straßenbahn nach Pioneer Square und zu den Büros von Fresh Start zurückfuhr und über all das nachdachte, was Nest gesagt hatte, erinnerte er sich an die Umstände jenes Besuchs.

Two Bears war erschienen, kurz nachdem er Stef kennengelernt hatte, noch bevor sie zusammenzogen. Er lebte noch in Boston und leitete Tutorien am College. Es war kurz nach Weihnachten, irgendwann Anfang Januar, und dichter Schnee hatte alles in eine weiße Decke gehüllt. Der Himmel war dicht bewölkt, und ein Temperaturanstieg nach einem heftigen Frost hatte einen dicken Nebel erzeugt, der an der Landschaft klebte wie Baumwolle an einem Klettverschluß und den Verkehr fast zum Erliegen gebracht hatte. Es war ein perfekter Tag, um drinnen zu bleiben, und genau das tat er auch. Er befand sich in seiner Wohnung, nachdem er seinen Unterricht beendet hatte, und arbeitete sich durch ein Buch über Verhaltensforschung, als sich die Tür öffnete (von der er sicher war, daß er sie abgeschlossen

hatte) und der Indianer hereintrat.

Ross erinnerte sich an seine Panik. Wenn er dazu in der Lage gewesen wäre, wäre er sofort geflohen und ohne sich um die Konsequenzen zu kümmern um sein Leben gerannt. Aber er hatte es sich in seinem Sessel bequem gemacht und das Buch und mehrere Notizblöcke über sich ausgebreitet, so daß er keine Chance hatte, aufzuspringen und zu türmen. Sein Stock lag neben ihm auf dem Boden, aber er machte sich nicht die Mühe, danach zu greifen. Ohne auch nur einen wirklichen Beweis dafür erhalten zu haben, wußte er, daß es ein großer Fehler gewesen wäre zu versuchen, die Magie des Stockes gegen O'olish Amaneh anzuwenden, selbst wenn es in Notwehr geschah.

»Was willst du?« fragte er statt dessen und kämpfte darum, seine Stimme ruhig klingen zu lassen.

O'olish Amaneh kam ganz herein und schloß die Tür leise hinter sich. Er hatte einen schweren Winter-Parka an, den er jetzt öffnete und auszog. Darunter trug er Militärhosen und Kampfstiefel, ein kariertes Flanellhemd, dessen Ärmel er hochgekrempelt hatte, und eine Anglerweste mit großen Taschen. Ein breiter Ledergürtel mit Silberschnalle umschlang die Hüften, an den Handgelenken trug er metallene Armreifen, und das lange schwarze Haar wurde von einem perlenbesetzten Band zurückgehalten. Seine kantigen Züge waren wettergegerbt und von der Kälte gerötet, und seine dunklen Augen waren flach und leer, als sie sich auf Ross richteten.

Er kreuzte die Arme über der mächtigen Brust, den gefalteten Parka dazwischen festgeklemmt, machte aber keine Anstalten, sich ihm zu nähern. »Du begehst einen Fehler«, grollte er.

Ross legte das Buch und die Notizblöcke beiseite und richtete sich ein wenig auf. »Hat dich die Lady geschickt?«

»Was habe ich dir über den Versuch gesagt, den Stock wegzuwerfen, John Ross?«

»Du hast mir gesagt, ich solle es nicht versuchen. Niemals.«

»Hast du mir nicht geglaubt?«

»Ich habe dir geglaubt.«

»Hast du nicht begriffen, daß ich das Wegwerfen nicht nur körperlich, sondern auch geistig meinte?«

Ross' Mund und Kehle wurden trocken. Dies war die Erwiderung der Lady auf seinen Versuch, den Stock am Fairy Glen zurückzugeben. Dies war ihre Antwort auf seine Aufkündigung seiner Pflichten als ein Ritter des Wortes. Sie hatte O'olish Amaneh gesandt, um ihn zu disziplinieren. Er erinnerte sich noch gut daran, wie der Indianer ihm den Stock vor fünfzehn Jahren überbracht und ihn gezwungen hatte, ihn gegen seinen Willen anzunehmen. Er erinnerte sich an den Schmerz, als er den Stock zum ersten Mal berührt und die Magie sie beide unwiderruflich und für immer miteinander verbunden hatte. Damals hatte er schreckliche Angst gehabt. Und jetzt wieder.

»Was wirst du tun?« fragte er.

O'olish Amaneh musterte ihn ausdruckslos. »Was sollte ich tun?«

Ross holte tief Luft. »Den Stock zurücknehmen. Ihn der Lady zurückbringen.«

Der Indianer schüttelte den Kopf. »Das kann ich nicht tun. Es ist nicht gestattet. Nicht, solange du ein Ritter des Wortes bist.«

Ross lehnte sich in seinem Sessel vor und hievte sich hoch. Was auch immer geschehen würde, er wollte dabei stehen. Er griff nach dem Stock und benutzte ihn, um sich darauf zu stützen, als er dem großen Mann gegenübertrat.

»Ich bin kein Ritter des Wortes mehr. Ich habe gekündigt. Ich habe versucht, es der Lady mitzuteilen, aber sie wollte nicht mit mir sprechen. Vielleicht kannst du es ihr sagen. Ich kann es einfach nicht mehr. Und, um die Wahrheit zu sagen, ich will es auch nicht mehr.«

O'olish Amaneh seufzte ungeduldig. »Hör mir gut zu. Als du ein Ritter des Wortes wurdest, wurdest du dies für alle Zeiten. Du kannst nicht aufhören, einer zu sein. Diese Entscheidung liegt nicht bei dir. Du hast einen Auftrag übernommen, und ihm mußt du folgen, bis du von ihm entbunden wirst. Das ist nicht geschehen. Der Stock kann nicht zurückgegeben werden. Du kannst ihn nicht zurückschicken.«

Ross trat einen Schritt vor, stieß gegen einen Stapel Bücher und Zeitschriften und stolperte beinahe. »Weißt du, was mir geschehen ist?« fragte er zornig. »In San Sobel?«

Der Indianer nickte. »Ich weiß es.«

»Warum fällt es dir dann so schwer zu verstehen, warum ich aufhören will? Ich will nicht, daß so etwas wie in San Sobel jemals wieder geschieht! Ich kann nicht ertragen, daß es wieder geschehen könnte! Aus diesem Grund höre ich auf, für immer, und das war es jetzt, und es ist mir egal, wie die Regeln sind!«

Er wußte, daß er eine Grenze überschritten hatte, aber es kümmerte ihn nicht. Selbst seine Furcht konnte ihn nicht bremsen. Er haßte, wer und was er gewesen war. Er hatte Stefanie getroffen, und etwas Besonderes geschah mit ihm. Zum ersten Mal seit Jahren fühlte er sich wieder lebendig.

Der Indianer trat an ihn heran, und Ross zuckte unwillkürlich zurück, da er sicher war, daß er ihn schlagen würde. Aber der große Mann hielt an, bevor er bei ihm war, und die steinharten Augen bohrten sich in seine eigenen.

»Hast du, als du deinen Auftrag angenommen hast, geglaubt, du würdest bei seiner Ausübung keine Fehler begehen? Hast du erwartet, daß als Ergebnis deiner Taten keine Unschuldigen sterben würden? Hast du geglaubt, die Welt würde sich verändern, weil du deinen Dienst übernommen hast, und daß die Kraft deiner Überzeugungen allein ausreichen würde, das Leben jener zu retten, die du zu beschützen versuchtest? Hast du das alles geglaubt, John Ross? Warst du so voller Stolz und Arroganz? Warst du so ein Narr?«

Ross wurde rot, hielt seine Zunge aber im Zaum.

»Laß mich dir etwas über dich selbst erzählen.« Die Worte des Indianers schnitten wie Messer in ihn. »Du bist ein einzelner Mann, der einer Sache dient, für die viele Menschen ihr Leben gegeben haben. Du bist einer in einer langen Reihe von Männern und Frauen, nur einer, und du bist nichts Besonderes. Du hast soviel getan, wie du konntest, und mehr wurde nie von dir gefordert. Der Krieg zwischen dem Wort und der Leere ist ein langer und schwieriger, und er tobt bereits seit Anbeginn der Zeit. Es liegt in der Natur allen Lebens, daß es ihn gibt. Daß du auserwählt wurdest, für die Sache des Wortes zu streiten, ist eine Ehre. Es sollte genügen, daß du die Möglichkeit erhalten hast, ihr zu dienen.

Aber du bringst Schande über dich und über unsere Sache, indem du ihre Ziele herabwürdigst und ihren Dienst aufkündigst. Du entehrst dich selbst, indem du deiner Berufung entsagst. Wer glaubst du, bist du? Es ist nicht an dir, die Bürde für den Tod der Kinder zu tragen. Es war nicht deine Hand, die ihr Leben nahm; es war nicht dein Wille, der beschloß, daß jene Leben geopfert werden sollten. Solche Entschlüsse und Handlungen stehen nur einer Macht zu, die weit über dir steht.«

Ross spürte, wie sein Zorn die Sehnen in seinem Hals hart werden ließ. »Nun, für mich fühlt es sich so an, als ob es meine Verantwortung war und als ob ich es bin, der durch sein Scheitern mit den Folgen ihres Todes leben muß. Und es ist Schwachsinn, die Schuld daran dem Wort oder dem Schicksal oder sonst jemandem zuzuschieben! Versuch nicht, mir einzureden, dies wäre etwas, über das ich nicht einmal nachzudenken brauchte. Erzähl mir doch so etwas nicht! Ich denke jeden Tag meines Lebens darüber nach. Ich sehe die Gesichter der Kinder, die direkt vor mir sterben. Ich sehe ihre Augen…«

Er wandte sich hastig ab, sein Blick verschwamm vor Tränen. Er fühlte sich am Boden zerstört. »Ich kann es nicht mehr tun, und mehr ist dazu nicht zu sagen. Du kannst mich nicht dazu zwingen, O'olish Amaneh. Niemand kann das.«

Er verstummte und wartete auf das, was als nächstes geschehen würde. Er rechnete fast damit, daß dies sein Ende war, und es kümmerte ihn nicht einmal.

Aber der Indianer bewegte sich nicht. Er stand so reglos da, als wäre er aus Stein gemeißelt.

»Die Konsequenzen daraus, die Verantwortung für das Leben anderer Menschen zu übernehmen, sind nicht immer angenehm. Aber das trifft auch auf die Konsequenzen für die Verweigerung dieser Verantwortung zu. Das einzige, was sicher ist, ist, daß du nicht vorgeben kannst, jemand anderer als du selbst zu sein. Du hast eine Wahl getroffen, John Ross. Versagen und Schmerz sind ein Teil des Preises, den du für diese Wahl zu zahlen hast, aber das kannst du nicht dadurch ändern, daß du dir selbst einredest, dein Entschluß sei nicht bindend gewesen. Er war es. Er ist es noch.«

Die Stimme des großen Mannes sank zu einem Flüstern

herab. »Indem du dich benimmst, wie du es gerade tust, bist du eine Gefahr für dich selbst. Deine Selbsttäuschung setzt dich einem großen Risiko aus. Was du auch immer glauben magst, du bist ein Ritter des Wortes. Du kannst nichts anderes sein. Die Kreaturen der Leere wissen das. Sie werden dich heimsuchen. Sie werden dir deine Seele stehlen. Sie werden dich zu einem von ihnen machen.«

Ross schüttelte langsam den Kopf. »Nein, das werden sie nicht. Ich werde es nicht zulassen.«

»Du wirst nicht in der Lage sein, sie aufhalten zu können.«

Ross schaute ihn an. »Wenn sie den Versuch machen, werde ich ihnen widerstehen. Ich werde mich ihnen bis zum Tode widersetzen, wenn es sein muß. Ich mag nicht mehr im Dienst des Wortes stehen, aber ich werde niemals der Leere dienen. Das werde ich niemals tun.«

O'olish Amaneh schaute aus dem Fenster auf die schneebedeckte Landschaft. »Die Leere will sich deine Magie zunutze machen, und sie wird alles unternehmen, um sie zu erlangen. Es wird viel Zeit und Mühe kosten, dich zu ihrer Seite zu verführen, und große Täuschungen werden dazu notwendig sein, aber es wird geschehen. Du wirst dir dessen möglicherweise nicht einmal bewußt sein, bevor es zu spät ist. Denk nach, John Ross. Belüge dich nicht selbst.«

Ross streckte ihm den schwarzen Stock hin. »Wenn du dies jetzt von mir zurücknimmst, kann die Leere nichts ausrichten. Die Lösung ist sehr einfach.«

Der Indianer regte sich nicht. Er hielt seinen Blick abgewendet, und sein Körper bewegte sich nicht. »Schon andere haben den Verlust ihres Glaubens erlitten. Andere haben versucht, ihrer Pflichten ledig zu werden. Andere wie du. Sie alle wurden gewarnt. Einige hielten sich für

stark. Sie alle gingen verloren. Auf die eine oder andere Weise sind sie alle verlorengegangen.«

Er sah Ross mit ernstem Gesicht und traurigen Augen an. »Du wirst ihnen auf dem gleichen Weg folgen, wenn du nicht auf mich hörst.«

Schweigend standen sie sich gegenüber und blickten sich fest in die Augen. Dann drehte sich O'olish Amaneh ohne ein Wort um, trat durch die Tür und war verschwunden. John Ross hatte ihn nicht wiedergesehen.

Aber jetzt dachte er an ihn, während er mit der Straßenbahn nach Pioneer Square fuhr, an der Main Street ausstieg und zurück zu den Büros von Fresh Start ging. Er dachte über alles nach, was Two Bears ihm gesagt hatte. Der Indianer und Nest hatten ihm im Prinzip die gleiche Warnung überbracht, eine verschleierte Andeutung, daß die Gefahr, die er dadurch darstellte, daß er sich weigerte, weiterhin ein Ritter des Wortes zu sein, nicht ignoriert werden würde, sondern daß man Maßnahmen ergreifen würde, um ihn wieder zurück in die Herde zu holen.

Aber gingen diese Maßnahmen soweit, ihn zu eliminieren? Würde die Lady wirklich jemanden senden, um ihn zu töten? Er überlegte, daß sie das möglicherweise tun würde. Schließlich war er selbst vor fünf Jahren geschickt worden, um Nest Freemark zu töten, falls es ihr nicht gelang, dem Angriff ihres dämonischen Vaters zu widerstehen. Warum sollte es jetzt, bei ihm, soviel anders sein? Sie konnten es nicht riskieren, ihn an die Leere zu verlieren. Sie konnten nicht zulassen, daß er zu einer Waffe ihrer Feinde wurde.

Gedankenverloren wurde er langsamer, als er sich dem Eingang der Zufluchtsstätte näherte. Warum nahmen alle an, daß so etwas geschehen konnte? Was könnte die Leere denn schon tun, um ihn zu ihrer Seite zu verführen? Da gab es natürlich seinen Traum und die Gefahr, daß er auf ir-

gendeine Weise eintreten und Ross tatsächlich Simon Lawrence töten könnte. Aber die Ereignisse dieses Traums würden niemals stattfinden. Es gab keinen Grund, warum sie sich ereignen sollten. Und außerdem glaubte er sowieso nicht, daß zwischen seinem Traum und der Warnung der Lady irgendeine Verbindung bestand.

Er schüttelte stur den Kopf. Nur eine Sache beunruhigte ihn bei alledem. Warum hatte die Lady Nest geschickt, um ihn zu warnen? Sie hätte ebensogut Ariel schicken können. Er hätte der Warnung des Tatterdemalions ebensoviel Beachtung geschenkt wie der, die ihm Nest überbracht hatte. Warum hatte sie das Mädchen geschickt? Die Lady konnte doch nicht annehmen, daß Nest einen größeren Einfluß auf ihn hatte als O'olish Amaneh. Nein, da ging etwas anderes vor, etwas, das er nicht verstand. Das sagten ihm seine Instinkte.

Er betrat den Empfangsraum von Fresh Start, begrüßte Della, winkte Ray Hapgood auf dem Weg zu seinem Büro kurz zu und schloß die Tür hinter sich. Er setzte sich auf seinen Stuhl, die Ellbogen auf den Schreibtisch gestützt, das Kinn in die Hände gelegt, und versuchte, das Ganze zu überdenken.

Was entging ihm? Was hatte es mit Nests Erscheinen auf sich, daß es ihn so beunruhigte?

Er war nicht im mindesten weitergekommen, als Stefanie Winslow hereinkam.

»Da bist du ja wieder«, sagte sie. »Wie lief es?«

Er blinzelte. »Wie lief was?«

Sie blickte ihn skeptisch an. »Das Mittagessen mit der Tochter deiner alten Flamme. Ich nehme an, das hast du gemacht.« Sie setzte sich auf den Stuhl ihm gegenüber. »Also, erzähl mir davon.«

Er zuckte mit den Achseln; ihm war unwohl bei dem Thema. »Da gibt es nichts zu erzählen. Sie war in der Stadt und beschloß, mich zu besuchen. Ich habe keine Ahnung, woher sie überhaupt wußte, daß ich hier bin. Ich habe sie seit fünf Jahren weder gesehen noch mit ihr gesprochen. Und diese Sache mit ihrer Mutter ist …«

»Ich weiß, ich weiß. Es war vor langer Zeit, und ihre Mutter ist tot. Sie hat es uns erzählt, bevor du kamst.« Stef strich sich das dunkle Haar zurück und schlug die langen Beine übereinander. »Es muß ein ziemlicher Schock gewesen sein, sie hier wiederzutreffen.«

»Na ja, auf jeden Fall war es eine Überraschung. Aber wir hatten ein nettes Gespräch.«

Mit Ausnahme von Geschichten aus seiner Kindheit, als er in Ohio aufgewachsen war, hatte er Stef niemals etwas über seine Vergangenheit erzählt. Er hatte ihr nichts von seinem Dienst als Ritter des Wortes, von der Lady, Owain Glyndwr oder O'olish Amaneh gesagt. Sie wußte nichts von seinen Träumen. Sie wußte nichts von dem Krieg zwischen dem Wort und der Leere oder von der Rolle, die er darin gespielt hatte. Sie wußte nichts von seiner Magie. Soweit er wußte, hatte sie noch nie etwas von den Fressern gehört. Es war zermürbend, daß Nest Freemark so unerwartet aus einer Vergangenheit aufgetaucht war, die er so sorgfältig vor ihr verborgen gehalten hatte. Er wollte ihr nichts davon erzählen. Er führte sein gegenwärtiges Leben auf den Moment zurück, als er sie getroffen hatte, und alles, was davor gewesen war, gehörte zu einem völlig anderen Leben.

Stef musterte sein Gesicht. »Simon sagt, sie sei so eine Art Weltklasse-Läuferin und daß sie bei den nächsten Olympischen Spielen möglicherweise sogar eine Goldmedaille gewinnen könnte. Das ist ziemlich beeindruckend.«

Er nickte unverbindlich. »Sie ist schon ziemlich gut,

schätze ich.«

»Ist sie längere Zeit in der Stadt? Hast du daran gedacht, sie zum Abendessen mit uns einzuladen?«

Er holte tief Luft und wünschte, sie würde aufhören, darüber zu reden. »Ich habe ein Abendessen vorgeschlagen, aber sie sagte, sie hätte andere Pläne gemacht. Sie meinte, sie würde später anrufen. Ich glaube nicht, daß sie lange hier ist. Vielleicht nur ein oder zwei Tage.«

Stef sah ihn an. »Dir scheint diese Sache irgendwie unbehaglich zu sein, John. Ist alles in Ordnung? Dieses Mädchen hat doch nicht etwa verkündet, daß sie deine unbekannte Tochter ist, oder etwas in der Art?«

Ihre Worte schockierten Ross derart, daß er sichtlich zusammenzuckte. Vor fünf Jahren hatte Nest wirklich geglaubt, er wäre ihr Vater, und sich gewünscht, daß er es wäre. Er hatte es sich ebenfalls gewünscht.

Er lachte schnell, um sein Unbehagen zu kaschieren. »Nein, sie ist nicht gekommen, um mir das zu sagen. Oder etwas in der Art.« Er schob seinen Stuhl zurück und fühlte sich in die Enge getrieben. »Ich schätze, ich bin nur etwas nervös wegen der Rede. Ich habe noch nichts darüber von Simon gehört. Vielleicht ist sie nicht so gut.«

Stef grinste. »Die Rede ist prima. Das hat er mir selbst gesagt.« Ihr Lächeln ließ den ganzen Raum erstrahlen. »Um die Wahrheit zu sagen, er liebt sie. Er wird es dir selbst sagen, wenn er dich sieht. Das heißt, wenn ihr beide es schafft, einmal gleichzeitig im Büro zu sein. Er ist gerade wieder gegangen. Es ist noch eine Menge für morgen abend vorzubereiten.«

Er nickte. »Das kann ich mir denken.« Er fummelte mit seinen Stiften und dem Papier herum und sammelte seine Gedanken.

»Weißt du, ich fühle mich nicht so gut. Ich denke, ich werde in die Wohnung hinübergehen und mich eine Weile hinlegen. Meinst du, sie kommen ein oder zwei Stunden ohne mich aus?«

Sie griff nach seiner Hand und umschloß sie mit ihrer eigenen. »Ich denke, sie werden ganz gut allein klarkommen. Nur bei mir bin ich mir da nicht so sicher.«

»Dann komm mit mir mit.«

»Ich dachte, du bist krank?«

»Es wird mir bestimmt bald wieder bessergehen.«

Sie feixte. »Das kann ich mir denken. Aber du hast Pech. Ich habe hier Arbeit zu erledigen. Wir sehen uns später.« Sie runzelte die Stirn. »Oder vielleicht auch nicht. Ich erinnere mich gerade, daß ich Simon zum Interview bei KIRO begleiten soll und anschließend möglicherweise noch zu ein paar Presseterminen muß. Er hat mir seine endgültigen Pläne noch nicht mitgeteilt. Tut mir leid, Schatz, aber die Pflicht ruft. Ruf mich an, wenn du von Nest hörst, okay? Ich werde versuchen, mich freizumachen und zu euch zu stoßen.«

Sie lächelte, warf ihm einen Kuß zu und verschwand durch die Tür. Er schaute ihr nach, ohne sich zu bewegen, dann schob er Stifte und Papier von sich und stand auf. Er konnte genausogut gleich seinem Vorsatz folgen und hier verschwinden, entschied er. Ihm ging bereits etwas anderes durch den Kopf, das Nest gesagt hatte – daß in Pioneer Square ein Dämon Obdachlose in der unterirdischen Stadt tötete. Niemand würde sie vermissen; niemand würde es erfahren. Außer den Fressern, natürlich. Und die Fresser sah er nicht mehr sehr oft, also konnte er nicht einmal sagen, ob ihr Benehmen auf die Gegenwart eines Dämons hindeutete oder nicht.

Er starrte blicklos auf seinen Schreibtisch hinab.

Manchmal war er versucht, seine Magie auszuprobieren, nur eine Minute lang, um zu sehen, ob er noch immer über sie verfügte. Wenn er das täte, könnte er die Fresser deutlich wahrnehmen und wäre vielleicht in der Lage zu erkennen, ob wirklich ein Dämon in ihrer Mitte war.

Aber er weigerte sich, dies zu tun. Er hatte einen Eid geschworen, es nicht mehr zu tun, weil die Benutzung von Magie ein zentraler Teil der Handlungsweise eines Ritters des Wortes war, und das alles hatte er vollständig aufgegeben.

Er verließ sein Büro, ging den Korridor entlang, an Della und einer Gruppe von Neuankömmlingen vorbei, die sich um ihren Schreibtisch drängten, und durch die Vordertür hinaus. Der mittägliche Sonnenschein verblaßte und wurde von schweren Wolken vertrieben, die ein scharfer Westwind herbeigeblasen hatte. Die Luft war kalt und spröde geworden, das Licht war herbstlich grau und blaß. Er sah zum Himmel hinauf. Ein Sturm zog auf. Heute nacht würde es regnen.

Seine Gedanken wirbelten durcheinander.

Ein Dämon in Pioneer Square.

Jemand, der ihn töten wollte.

Jemand, der ihn verführen wollte.

Das Wort und die Leere im Widerstreit.

Er überquerte die Straße und bewegte sich am Waterfall Park vorbei auf die Haustür seines Mietshauses zu. Der Wasserfall schoß über die massiven Felsbrocken herab und füllte unter weißem Rauschen das Auffangbecken. Der Park war leer, und die nachmittäglichen Schatten erstreckten sich lang und dunkel über die Tische und Stühle, die Bänke, Pflanzenkübel und Springbrunnen. Er mochte das Ge-

fühl nicht, das diese Leere in ihm erzeugte. Ihm gefielen die Gedanken nicht, die sie in ihm weckte. Sie schien etwas in seinem Inneren widerzuspiegeln.

In den Schatten, die sich um die Felsen des Wasserfalls gebildet hatten, bewegte sich etwas. Die Bewegung war schnell, aber unmißverständlich. Fresser. Er blieb stehen, um genauer hinzuschauen, um sie auszuspähen, aber es gelang ihm nicht. Diese Zeiten waren vorbei. Er war jetzt jemand anders. Etwas Scharfkantiges stieß gegen die Wände seiner Erinnerung – ein Widerwille, eine Wehmut, ein Bedauern. Der Vergangenheit gelang es immer wieder, sich in die Gegenwart einzuschleichen, und die Versuche, die beiden getrennt zu halten, waren noch immer schwierig. Selbst jetzt. Selbst hier.

Warum war Nest Freemark zu ihm geschickt worden?

Einen kurzen Moment verspürte er den fast überwältigenden Drang zu fliehen. Einfach seine Sachen zu packen, sich Stefanie zu schnappen und in den nächsten Bus zu springen, der die Stadt verließ. Er stand da, schaute in den Park, und die Bewegung in den Schatten schien nach ihm zu greifen. Er fühlte sich in seinem Leben und von seinen Entscheidungen befangen, und er spürte, wie ihm die Kontrolle über die Dinge entglitt.

Dann war dieser Moment vorüber. Er holte tief Luft, atmete langsam aus, und alles war wieder in Ordnung. Der Park war still und leer. Er fühlte sich töricht und ein wenig peinlich berührt. Er nahm an, daß er noch immer etwas unter den emotionalen Nachbeben der Geschehnisse von San Sobel litt. Das mußte es wohl sein.

Das sagte er sich, während er sich vom Park abwandte und den Bürgersteig entlangging. So schob er die Angelegenheit von sich.

Doch tief in seinem Inneren, wo Ahnungen und der Instinkt sich ihre eigene Meinung bildeten, war er sich nicht wirklich sicher.

Kapitel 15

Nachdem Two Bears verschwunden war, setzte sich Nest Freemark wieder auf die Bank, die sie geteilt hatten, und schaute auf die Bucht hinaus. Ihre Gedanken kehrten immer wieder zu der Zeit vor fünf Jahren zurück, als sie ihn zum erstenmal getroffen hatte. Sie versuchte das, an was sie sich erinnerte, mit dem in Einklang zu bringen, was sie jetzt wußte. Sie versuchte, die Teile zusammenzufügen. *Ich habe in Vietnam gekämpft. Ich bin mit dem Tod marschiert und habe mit ihm geschlafen; ich kannte ihn, wie ich eine Geliebte gekannt hätte. Davor war ich jung, doch danach war ich sehr alt. Ich starb in Vietnam so oft, daß ich aufgehört habe, es zu zählen. Aber ich habe auch viele Menschen getötet.*

Dies hatte er erzählt, gleich nachdem er ihr seinen Namen gesagt hatte. Er hatte ihr erzählt, daß er ein Killer war. Doch nichts von dem, was er ihr außerdem erzählt hatte, ließ ihn als einen solchen erscheinen. Es gab keinen Hinweis auf Gewalt an ihm. Er hatte sich Mühe gegeben, ihre Besorgnis zu zerstreuen.

Ich bin ein Fremder, ein großer Mann, ein Kriegsveteran, der von erschreckenden Dingen spricht. Du solltest Angst haben. Aber wir sind Freunde, Nest. Unsere Freundschaft wurde mit unserem Handschlag besiegelt. Ich werde dir kein Leid antun.

Aber möglicherweise würde er John Ross ein Leid antun.

Vielleicht würde er es müssen, weil dies der Grund war, warum man ihn hergeschickt hatte. Sie grübelte über diesen Gedanken nach und überlegte, daß sie alle ihre Plätze von vor fünf Jahren getauscht hatten. Statt über sie wurde über John Ross gerichtet, und Two Bears mochte zu seinem Henker werden. Ross steckte jetzt in ihren Schuhen und Two Bears in seinen.

Aber wo stand sie bei alledem?

Nach einiger Zeit wurde ihr bewußt, daß sie beobachtet wurde, und sie sah sich vorsichtig um. Die schäbigen Indianer mit den traurigen Augen, die Two Bears von ihrer Bank vertrieben hatte, starrten sie aus einer kurzen Entfernung an. Sie saßen zusammengedrängt mit gekreuzten Beinen im Gras, hatten ihre Mäntel fest um sich geschlungen, die Köpfe eingezogen und sahen sie mit dunklen, verlorenen Augen an. Sie fragte sich, woran sie wohl dachten. Vielleicht wunderten sie sich über sie. Vielleicht über Two Bears. Vielleicht wollten sie nur ihre Bank zurück.

Ich habe Angst, hatte sie vor fünf Jahren zu Two Bears gesagt. Und er hatte erwidert: *Angst ist das Feuer, in dem Mut und Entschlossenheit gehärtet werden. Benutze sie so.*

Sie hatte wieder Angst, und sie fragte sich, ob sie ihre Furcht so benutzen konnte, wie er es sie gelehrt hatte.

Sag noch einmal meinen Namen, hatte er sie gebeten, und sie hatte es getan. *O'olish Amaneh. Ja,* hatte er gesagt. *Sage ihn oft, wenn ich fort bin, damit ich nicht vergessen werde.*

Sprich meinen Namen, hatte er sie erst vor wenigen Momenten erneut gebeten. Als könnte sie ihn am Leben erhalten, indem sie ihn aussprach.

Der letzte seiner Art, der letzte der Sinnissippi, erschien und verschwand wie ein Geist. Aber seine Verbindung zu

ihr, auch wenn sie nicht vorgab, sie vollständig zu verstehen, war so massiv wie Beton. Sie waren auf eine Weise miteinander verbunden, die Zeit und Entfernung unwichtig werden ließ, und sie fühlte eine so starke Verwandtschaft zu ihm, als seien sie schon immer zusammengewesen. Sie wußte jetzt, daß er ebenso ein Diener des Wortes war wie John Ross. So teilte er denn auch das Wissen um den Krieg mit der Leere mit ihr, sie besaßen beide Magie, sie wußten um Fresser und Dämonen und wandelten beide auf einem schmalen Pfad zwischen zwei Welten, von denen andere nicht einmal wußten, daß sie existierten.

Aber da war noch mehr. Sie wußte, daß sie einander auf eine seltsame Art brauchten. Es war schwer zu erklären, aber so war es. Sie schöpfte Kraft von ihm, aber auch er erhielt etwas von ihr. Etwas. Sie runzelte die Stirn. Etwas.

Sie stand auf, verließ die Bank und ging zum Geländer hinüber. Sie schaute über die Bucht hinweg zu den Bergen, deren gezackte Gipfel den Horizont zerrissen. Was war es, was er sich von ihr nahm? Eine Hoffnung? Eine Aufmunterung? Eine Freundschaft? Etwas. Es war da, eine Gestalt, eine Form, die hinten in ihrem Kopf herumspukte, der sie aber keinen Namen geben konnte.

Der Nachmittag verstrich. Die Sonne sank bereits rasch auf den Horizont zu, und ihr Licht färbte die Wolken, die sie verdeckten, in mannigfache Tönungen von Purpur und Rot. Bald würde es dunkel werden. Sie sah auf ihre Uhr. Viertel nach vier. Sie fragte sich, was sie tun sollte. Sie hatte bereits beschlossen, John Ross zum Abendessen zu treffen, um ihm von ihrer Unterhaltung mit O'olish Amaneh zu erzählen und noch einmal zu versuchen, ihn von der Gefahr zu überzeugen, in der er sich befand. Aber jetzt war es noch zu früh, um ins Hotel zurückzukehren und ihn anzurufen.

Sie spazierte aus dem Park und durch den Markt, schlenderte zwischen den Ständen hindurch, an denen Obst und Gemüse, Fisch und Fleisch, Blumen und Kunstgewerbe verkauft wurden. Hin und wieder blieb sie stehen, um sich etwas anzuschauen, den Straßenmusikern zuzuhören oder mit den Händlern zu reden. Alle waren freundlich und gern bereit, einem Besucher der Stadt ein paar Minuten zu widmen. Sie kaufte einen Krug Honig und eine Fisch-Anstecknadel, probierte ein Glas Apfel-Cider und eine frische Melonenspalte. Sie erreichte das Kupferschwein, das das Ende des Marktes markierte, drehte um und schlenderte noch einmal hindurch.

Als sie ihren Kreis vollendet hatte, ging sie zurück zum Park und sah sich um. Der Platz war fast leer, von Schatten bedeckt und mit einzelnen Lichttupfern von den Straßenlampen erhellt. Selbst die Indianer waren bis auf einen einzigen weitergezogen. Dieser lag, von Kopf bis Fuß in eine alte, grüne Decke gehüllt, aus der nur das lange, schwarze Haar hervorquoll, im Gras und schlief.

Nest schaute sich um. Sie glaubte noch immer, daß Ariel auftauchen würde, aber bislang gab es kein Zeichen von ihr. Sie blickte erneut auf die Uhr. Es war fünf Uhr. Vielleicht sollte sie Ross anrufen. Die Telefonnummer von Fresh Start, die sie auf einem Zettel notiert hatte, hatte sie in der Tasche. Dort würde sie ihn wahrscheinlich erreichen. Sie schaute sich nach einem Telefon um, sah aber keines. Doch in der Nähe befanden sich mehrere Restaurants, in denen sie telefonieren konnte.

Dann hörte sie ihren Namen, geflüstert von einer aufgeregten Stimme. »Nest! Komm schnell!«

Ariel war direkt neben ihr und schwebte als bleicher, sich bewegender Schimmer im schwindenden Licht.

»Wo warst du?« wollte Nest wissen.

Das Gesicht des Tatterdemalions strich gegen ihr eigenes, und sie konnte die Dringlichkeit der anderen spüren. »Auf Ausschau. Es gibt überall Waldschrate, und manchmal können sie einem Dinge verraten. Ich habe nach denen gesucht, die hier leben. Es gibt drei in der Stadt, und alle wohnen in den Parks. Einer ist im Osten im Arboretum, einer im Norden im Discovery Park und der letzte im Westen im Lincoln.«

Sie hielt einen Moment inne, und dann brachen die Worte explosionsartig aus ihr heraus. »Der im Lincoln«, zischte sie, »hat den Dämon gesehen!«

»Letzte Nacht haben ein paar Jugendliche einen Obdachlosen unter dem Viadukt angezündet«, verkündete Simon Lawrence und blickte dabei in sein Tonic mit Zitrone, als wäre es eine Kristallkugel. »Sie haben ihn mit Benzin übergossen und angezündet. Dann haben sie sich um ihn herum im Kreis hingesetzt und dabei zugesehen, wie er brannte. So hat die Polizei sie geschnappt; sie waren so sehr damit beschäftigt zuzusehen, daß sie vergaßen davonzulaufen.« Er schüttelte den Kopf. »Gerade wenn du glaubst, die Welt hätte ein gewisses Maß an Vernunft zurückgewonnen, finden irgendwelche Leute einen Weg, um dir zu beweisen, daß du unrecht hattest.«

Andrew Wren nippte an seinem Scotch mit Wasser und nickte. »Ich dachte, solche Dinge passieren nur in New York. Ich nahm an, daß Seattle noch verhältnismäßig zivilisiert wäre. Da war ich wohl etwas zu optimistisch.«

Sie saßen einander auf der oberen Ebene der Bar im Westin Hotel gegenüber. Es war fünf Uhr, und das Hotel summte vor eifriger Geschäftigkeit. Die Teilnehmer von einer der Konferenzen, die in dem Hotel stattfanden, strömten herein. Sie trugen Plastik-Namensschilder, auf denen in

abgekürzten Druckbuchstaben der Name ihrer Firma stand, aber die Schilder sahen alle völlig identisch aus. Nachdem die Sitzungen und Seminare des Tages zu Ende waren, standen als nächstes Drinks, Abendessen und abendliches Amüsement auf dem Programm. Aber die Ecke der Bar, in der Simon Lawrence und Andrew Wren in ihren Sesseln saßen, war eine Insel der Ruhe.

Wren beobachtete den Wiz, der auf die Uhr sah. Er schien abgelenkt zu sein. So wirkte er schon seit seiner Ankunft: als beanspruchten andere Dinge seine Aufmerksamkeit und als säße er nur seine Zeit hier ab, bis er sich ihnen zuwenden konnte. Sie hatten vereinbart, sich hier auf einen Drink zu treffen, nachdem Simon früher am Tag bei einem Treffen mit dem Bürgermeister aufgehalten worden war und ihre Verabredung zum Mittagessen nicht einhalten konnte. Wenn er hier fertig war, mußte der Wiz als nächstes zu einem Fernseh-Interview. Vielleicht war es das, worüber er nachdachte. Das Böse kennt keinen Schlaf, dachte Wren säuerlich und bedauerte es sofort wieder. Er war so zynisch, weil er nichts Schlechtes gefunden hatte, was er über Simon Lawrence schreiben konnte. In den Schränken waren keine Skelette aufgetaucht, und keine Geheimnisse waren ans Licht gekommen. Die anonymen Tips hatten sich nicht bestätigt. Sein Instinkt hatte ihn getrogen. Er nahm einen neuen Schluck von seinem Drink.

»Ich weiß es zu würdigen, daß Sie sich mit mir hier treffen, Andrew«, sagte Simon und lächelte jetzt. Er trug ein dunkles Hemd, eine bequeme Hose und ein Sportsakko und wirkte auf beiläufige Art elegant. Wren hatte seine üblichen, zerknautschten Journalisten-Klamotten an. »Ich weiß, daß ich Ihnen nicht soviel Zeit widmen konnte, wie es Ihnen lieb gewesen wäre, aber ich wollte mich auf jeden Fall vergewissern, daß man Ihnen alle Unterlagen zur Ver-

fügung gestellt hat, die Sie benötigen.«

Wren nickte. »Ich kann mich nicht beschweren. Alle waren sehr zuvorkommend. Und Sie hatten recht. Ich habe nicht einmal einen falschgesetzten Dezimalpunkt gefunden.«

Das Lächeln wurde breiter. »Sie klingen eine Spur enttäuscht. Heißt das, Sie werden gezwungen sein, etwas Positives über uns zu schreiben?«

Wren schob die Brille ein Stück die Nase hinauf. »Sieht so aus. Verdammte Enttäuschung, daß es so endet. Wenn man ein Enthüllungsjournalist ist, möchte man gerne etwas enthüllen. Aber man kann nicht immer gewinnen.«

Simon Lawrence lachte leise. »Zu der Einsicht bin ich auch schon gekommen.«

»Aber nicht in letzter Zeit, würde ich meinen.« Wren hob erwartungsvoll eine Augenbraue. »In letzter Zeit haben Sie immer gewonnen. Und jetzt sind Sie dabei, schon wieder etwas zu gewinnen.«

Der Wiz schaute ihn unerwarteterweise skeptisch an. »Die Unterkunft? Oh, es stimmt, das ist ein Sieg. Und er zählt auch etwas. Aber manchmal frage ich mich, was es ist, das ich gewinne. Wie dieser General habe ich das Gefühl, daß ich Schlachten gewinne, dabei aber den Krieg verliere.«

Wren zuckte mit den Achseln. »Kriege gewinnt man durch eine Schlacht nach der anderen.«

Simon Lawrence beugte sich vor; seine dunklen Augen sahen Wren intensiv an. Der abgelenkte Ausdruck war aus ihnen verschwunden. »Manchmal. Aber manche Kriege kann man nicht gewinnen. Nie. Was ist, wenn meiner gegen die Obdachlosigkeit einer von diesen ist?«

»Das glauben Sie doch nicht wirklich.«

Der Wiz nickte. »Sie haben recht, das tue ich nicht. Aber es gibt Leute, die das glauben, und sie haben einleuchtende Argumente für ihre Position. Ein Polit-Wissenschaftler namens Banfield hat in den Siebzigern die These aufgestellt, daß die Armen in zwei Gruppen zerfallen. Die eine ist nur benachteiligt, weil ihr das Geld fehlt. Gib ihnen eine Starthilfe, und ihre Mittelschicht-Werte und -Arbeitsethik erledigen den Rest. Doch die Mitglieder der anderen Gruppe werden versagen, egal, wieviel Geld man ihnen gibt, weil sie eine ausschließlich auf die Gegenwart bezogene Lebenseinstellung besitzen, die Arbeit, Opferbereitschaft, gesellschaftlichem Aufstieg oder Dienstbereitschaft keinen Wert zumißt. Wenn dem so ist, wenn Banfield recht hatte, dann ist unser Krieg zum Scheitern verurteilt. Das Problem der Obdachlosigkeit wird niemals gelöst werden.«

Wren runzelte die Stirn. »Aber Ihre Arbeit konzentriert sich doch auf Frauen und Kinder, die aufgrund von Umständen auf der Straße stehen, die sie nicht selbst verschuldet haben. Das ist doch nicht dasselbe, nicht wahr?«

»So einfach kann man das Problem nicht aufdröseln, Andrew. Es gibt keine Vorbedingungen für Obdachlosigkeit, die speziell einer Gruppe zugeordnet werden können und die es uns erlauben würden, unterschiedliche Lösungen dafür zu finden. So funktioniert das nicht. Alles ist miteinander verbunden. Häusliche Gewalt, fehlgeschlagene Ehen, Jugendschwangerschaften, Armut und das Fehlen einer schulischen Ausbildung sind alle Teil des Ganzen. Sie alle tragen dazu bei, und im Endeffekt kann man nicht eines dieser Probleme lösen, ohne sie alle zu lösen. Wir kämpfen kleine Schlachten an verschiedenen Fronten, aber der Krieg ist riesig. Er breitet sich überallhin aus.«

Er lehnte sich zurück. »Wir nehmen uns der Obdachlosigkeit auf einer Einzelfall-Basis an. Wir versuchen, den

Betroffenen dabei zu helfen, wieder auf die Beine zu kommen, ihr Leben wieder unter Kontrolle zu bekommen, neu anzufangen. Aber man muß sich manchmal fragen, wieviel Gutes wir damit wirklich leisten. Wir fangen Menschen in Not auf, und das ist gut. Aber wieviel von dem, was wir tun, trägt wirklich zu einer Lösung des Problems bei?«

Wren zuckte mit den Achseln. »Vielleicht sollte man das besser jemand anderem überlassen.«

Simon Lawrence lachte leise. »Wem? Der Regierung? Der Kirche? Kennen Sie irgendjemanden dort draußen, der sich der spezifischen Fälle von Obdachlosigkeit, häuslicher Gewalt, fehlgeschlagenen Ehen oder Jugendschwangerschaften auf sinnvolle Weise annimmt? Es werden Anstrengungen unternommen, den Leuten Bildung zu vermitteln, aber das Problem geht weit darüber hinaus. Es hat mit der Art zu tun, wie wir leben, mit unseren Werten und unserer Ethik. Und das ist genau das, was Banfield vor Jahrzehnten schrieb, als er uns warnte, daß Armut ein Zustand ist, den wir, zumindest zu einem großen Teil, nicht lindern können.«

Sie schauten sich über den kleinen Tisch hinweg an, und das Stimmengewirr um sie herum brach in ihr Schweigen ein, füllte die Stille wie Wasser, das in ein Glas gegossen wird. Wren ging plötzlich auf, wie ähnlich sie beide sich in der Leidenschaft für ihre Arbeit waren. Was sie taten, war so unterschiedlich, doch die Stärke ihres Engagements und des Glaubens an ihre Sache war die gleiche.

»Ich klinge schon wieder pessimistisch«, sagte der Wiz mit einer wegwerfenden Geste. »Sie müssen mich ignorieren, wenn ich so bin. Tun Sie einfach so, als würde jemand anderer mit Ihnen reden.«

Wren nahm den letzten Schluck von seinem Drink und lehnte sich zurück. »Erzählen Sie mir etwas über sich

selbst, Simon«, bat er den anderen Mann plötzlich.

Simon Lawrence wirkte überrumpelt. »Was?«

»Erzählen Sie etwas über sich. Ich bin wegen einer Story hierhergekommen, und diese Story soll von Ihnen handeln. Also erzählen Sie etwas von sich, das Sie noch niemandem sonst gesagt haben. Geben Sie mir etwas Interessantes, über das ich schreiben kann.« Er machte eine kurze Pause. »Erzählen Sie von Ihrer Kindheit.«

Der Wiz schüttelte sofort den Kopf. »Sie wissen es besser, als mich das zu fragen, Andrew. Ich spreche niemals über mich selbst, außer im Zusammenhang mit meiner Arbeit. Mein persönliches Leben hat dafür überhaupt keine Bedeutung.«

Wren lachte. »Natürlich hat es das. Sie können nicht dasitzen und behaupten, die Art, wie Sie aufgewachsen sind, hätte nichts mit dem zu tun, wer Sie sind. Alles im Leben hat eine Verbindung zueinander, Simon. Das haben Sie selbst gerade gesagt. Obdachlosigkeit hängt mit häuslicher Gewalt, Jugendschwangerschaft und so weiter zusammen. Mit den Ereignissen Ihres Lebens ist es ebenso. Sie sind alle miteinander verknüpft. Sie können nicht vorgeben, daß Ihre Kindheit nichts mit dem Rest Ihres Lebens zu tun hat. Also erzählen Sie mir etwas. Nun kommen Sie schon. Bisher haben Sie mich enttäuscht, aber hier ist die Chance, es wiedergutzumachen.«

Simon Lawrence schien einen Moment darüber nachzudenken, während er über den Tisch hinweg den Journalisten anblickte. Ein dunkler, beunruhigter Blick lag in seinen Augen, als er den Kopf schüttelte. »Ich habe einen Freund«, sagte er langsam und wog seine Worte sorgfältig ab. »Er ist der Vorstandsvorsitzende einer großen Firma, einer wichtigen Firma, die viel Gutes für die Benachteiligten tut. Er macht die gleichen Spendentouren wie ich, um

Geld aufzutreiben, und spricht dabei mit den gleichen Leuten wie ich. Sie bitten ihn ständig, ihnen etwas über seinen Hintergrund zu erzählen. Sie wollen alles über ihn wissen, sie wollen etwas Persönliches von ihm mitnehmen, einen Teil von dem, was er ist. Er gibt es ihnen nicht. Alles, was sie von ihm bekommen können, so sagte er mir, ist der Teil, der direkt mit seiner Arbeit zu tun hat – mit der Gegenwart, dem Hier und Jetzt, der Sache, der er sich widmet.

Ich habe ihn einmal danach gefragt. Ich erwartete nicht, daß er mir mehr erzählen würde, als er früher bereits anderen gesagt hatte, aber er überraschte mich. Er hat mir alles erzählt.«

Der Wiz griff nach seinem leeren Glas, betrachtete es einen Augenblick, und stellte es wieder hin. Ein Kellner näherte sich, aber er winkte ihn fort. »Er wuchs in einem sehr armen Teil von St. Louis auf. Er hatte einen Bruder und eine Schwester, beide jünger als er. Seine Eltern waren arm und nicht sehr gebildet, aber sie hatten ein Heim. Sein Vater arbeitete in einer Fabrik, und seine Mutter war Hausfrau. Sie hatten Essen auf dem Tisch, Kleider auf dem Leib und das Gefühl, dort hinzugehören.

Dann, als er etwa sieben oder acht war, ging die Wirtschaft baden. Sein Vater verlor seinen Job und fand keine neue Stelle. Sie hielten sich über Wasser, so lange es ging, dann verkauften sie ihr Haus und zogen nach Chicago, um dort Arbeit zu suchen. Innerhalb von Monaten fiel alles auseinander. Es gab keine Arbeit. Sie brauchten ihre Ersparnisse auf. Der Vater begann zu trinken, und war manchmal mehrere Tage verschwunden. Sie ließen sich von Ort zu Ort treiben und lebten dabei oft in Notunterkünften. Sie begannen, Sozialhilfe zu beziehen, und mit dem wenigen Geld, das der Vater durch Gelegenheitsjobs verdiente, schlugen sie sich irgendwie durch. Hin und wieder beka-

men sie etwas Hilfe von der Kirche.

Eines Tages verschwand der Vater und kam nicht wieder. Die Mutter und die Kinder erfuhren nie, was mit ihm geschehen war. Die Polizei suchte nach ihm, aber er tauchte nie wieder auf. Kurze Zeit später kam der jüngere Bruder bei einem Sturz ums Leben. Mein Freund und seine kleine Schwester blieben bei ihrer Mutter in einer staatlich bezuschußten Sozialbausiedlung. Dort gab es nicht genug zu essen.

Sie ernährten sich von Essensresten, die sie aus Mülltonnen klauten. Sie schliefen auf alten Matratzen auf dem Boden. In der Siedlung gab es Gangs und Drogen und Waffen. In den Zimmern, Gängen und auf den Bürgersteigen um sie herum starben täglich Menschen.«

Er machte eine kurze Pause. »Die Mutter begann, nachts auf die Straßen zu gehen. Mein Freund und seine Schwester wußten, was sie dort tat, obwohl sie es ihnen niemals erzählte. Schließlich kam sie eines Nachts nicht wieder. Wie der Vater. Nach einiger Zeit wurde der Staat auf die Kinder aufmerksam und wollte sie in Pflegeheime stecken. Mein Freund und seine Schwester wollten das nicht. Sie zogen es vor, auf der Straße zu leben, da sie hofften, auf diese Weise zusammenbleiben zu können.

So lebten sie also, obdachlos und allein. Mein Freund sprach nicht über die Einzelheiten, sondern sagte nur, daß es so schrecklich war, daß er noch immer weint, wenn er sich daran erinnert. Er verlor seine Schwester dort draußen. Sie trieb sich mit ein paar anderen obdachlosen Jugendlichen herum und war eines Tages fort. Als er alt genug war, um zu arbeiten, tat er dies. Am Ende gelang es ihm, von der Straße wegzukommen und auf die Schule zu gehen. Er erkämpfte sich ein Leben. Aber es kostete ihn viele harte Jahre.«

Simon Lawrence zuckte mit den Achseln. »Er hatte dies vorher noch niemandem erzählt. Er erzählte es mir, um etwas damit zu beweisen. Welchen Unterschied machte irgendetwas von alledem, fragte er mich, für das, was er jetzt tat? Wenn er diese Geschichte den Leuten erzählte, von denen er Geld erbat – oder wenn er es der Presse erzählte –, welchen Unterschied würde das machen? Würden sie ihm mehr Geld geben, weil er ein schweres Leben gehabt hatte? Würden sie ihm mehr geben, weil er ihnen leid tat? Vielleicht. Aber das wollte er nicht. Es war die Sache, die er repräsentierte, die allein zählte. Er wollte, daß sie wegen ihr halfen, nicht wegen dem, wer er war oder woher er kam. Er wollte nicht zwischen die Spender und sein Anliegen geraten. Denn wenn das geschah, dann riskierte er, daß er wichtiger wurde als die Sache, die er repräsentierte. Und das, Andrew, wäre eine Sünde.«

Er stand abrupt auf und war plötzlich wieder abgelenkt. »Es tut mir leid, aber ich muß mich beeilen. Sie bleiben doch bis zur Übergabefeier morgen abend, oder?«

Wren nickte und stand ebenfalls auf. »Ja, aber ich würde gern …«

»Gut.« Simon ergriff seine Hand und drückte sie fest. »Wenn die Zeitung zahlt, sollten Sie ein gutes Abendessen bei Roy's hier im Hotel probieren. Es ist erstklassig. Wir sehen uns morgen.«

Fort war er und schritt durch die Empfangshalle auf die Vordertür zu, eine große Gestalt, die mit katzenartiger Grazie und Entschlossenheit die Menschenmenge durchschritt. Andrew Wren schaute ihm nach, und erst, als er außer Sicht war, kam dem Journalisten die Idee, daß Simon Lawrence möglicherweise, nur möglicherweise, über sich selbst gesprochen hatte.

Nest Freemark fand gegenüber des Parks eine Telefonzelle und wählte die Nummer von Fresh Start. Es war jetzt nach fünf, die Sonne versank hinter dem Horizont, und die letzten Farben verblaßten schnell unter einem dunkel werdenden Himmel. Ariel schwebte unsichtbar hinter ihr vor der Häuserwand, und die Straßen füllten sich mit Leuten, die von der Arbeit nach Hause strebten. Der Park hatte sich schon lange geleert, und der rasenbedeckte Hügel war ein schattiger Buckel vor der Skyline der Stadt.

Es begann zu regnen, ein langsames, kaltes Nieseln, das an Nests Haut klebte. Auf dem Sund begann sich über dem Wasser eine Nebelbank zu bilden. Die Frau, die das Telefon abnahm, war nicht Della, und sie kannte Nest nicht. Sie sagte, daß Ross nicht da sei und an diesem Tag auch nicht mehr erwartet wurde und daß sie seine Privatnummer nicht herausgeben dürfe. Nest erzählte ihr, daß es für sie wichtig sei, ihn zu erreichen. Die Frau zögerte und bat sie dann einen Moment zu warten.

Nest starrte in die stärker werdende Dunkelheit und hielt es vor Ungeduld kaum noch aus.

»Nest? Hi, hier ist Stefanie Winslow.« Die vertraute Stimme klang hastig und außer Atem. »John ist nach Hause gegangen, und ich nehme an, er hat den Stecker rausgezogen; ich habe vor einer Weile versucht, ihn anzurufen, und bin nicht durchgekommen. Rufen Sie wegen des Abendessens an?«

Nest zögerte. »Ja, ich glaube nicht, daß ich es einrichten kann.«

»Nun, das geht mir genauso, aber ich könnte mir denken, daß John damit gerechnet hat. Sind Sie morgen dabei?«

»Ich denke schon.« Nest dachte fieberhaft nach. »Könnten Sie John eine Nachricht von mir ausrichten?«

»Natürlich. Ich muß in ein paar Minuten in die Wohnung rüber. Ich könnte ihm auch ausrichten, daß er Sie anrufen soll, wenn Sie möchten.«

»Nein, ich stehe in einer Telefonzelle.«

»Also gut. Was soll ich ihm sagen?«

Einen kurzen Augenblick dachte Nest daran, die ganze Sache fallenzulassen, einfach aufzulegen und die Dinge so zu lassen, wie sie waren. Sie konnte es Ross später erklären. Aber ihr war unwohl bei dem Gedanken, ihn nicht wissen zu lassen, daß es einen neuen Grund für ihn gab, sich um seine Sicherheit Sorgen zu machen, daß etwas geschehen würde, das alles verändern mochte.

»Könnten Sie ihm einfach ausrichten, daß ich mich drüben in West Seattle mit einem Freund von Pick treffe, der möglicherweise etwas über den Ärger weiß, von dem wir beim Mittagessen gesprochen haben? Sagen Sie ihm, daß Picks Freund möglicherweise den gesehen hat, nach dem wir suchen.«

Sie brach ab und wartete. Stefanie Winslow schwieg. »Haben Sie alles verstanden, Stefanie?« fragte sie nach. »Ich weiß, es ist ein wenig vage, aber er wird wissen, wovon ich spreche. Wenn ich rechtzeitig zurückkomme, werde ich ihn heute abend anrufen. Andernfalls treffe ich ihn morgen.«

»Okay. Hören Sie, ist alles in Ordnung? Das klingt alles ein wenig … mysteriös, schätze ich. Brauchen Sie Hilfe?«

Nest schüttelte den Kopf. »Nein, alles ist in Ordnung. Ich muß jetzt gehen. Wir sehen uns morgen. Vielen Dank für Ihre Hilfe.«

Sie legte auf und suchte nach einem Taxi.

Der Dämon kam durch eine Nebentür in die Lobby des Westin, hielt an, um sich umzusehen, und ging dann schnell

zu den Fahrstühlen gegenüber der Bar. Ein leerer Lift wartete mit offenen Türen, und der Dämon fuhr allein in den sechsten Stock hinauf. Er trat auf einen leeren Gang, orientierte sich an den Nummern an den Wänden und wandte sich nach links.

Ein paar Sekunden später stand er vor Andrew Wrens Zimmer. Er lauschte einen Moment, um sicherzustellen, daß der Raum leer war, und schob dann einen dünnen Papierumschlag unter der Tür durch. Wenn Wren zurückkehrte, würde er alle Beweise finden, die er brauchte, um dem Wiz mit einem Skandal drohen und eine Erklärung von ihm fordern zu können, die dieser ihm nicht liefern konnte. Die Konsequenz daraus war unvermeidlich. Morgen abend bereits würde der Wiz Geschichte sein, und John Ross würde den ersten Schritt getan haben, der zu seinem Dienst für die Leere führte.

Es war nur noch eine einzige zusätzliche Angelegenheit zu erledigen. Nest Freemark stellte ein Risiko für die ganze Sache dar. Der Dämon hatte ihre Magie gespürt, als er sich früher am Tag mit ihr bei Fresh Start unterhalten hatte. Sie war noch roh und unausgebildet, aber sie war mächtig. Nest Freemark konnte sich als gefährlich erweisen. Außerdem hatte sie noch das Tatterdemalion bei sich, und diese Kreatur konnte, wenn sie die Gelegenheit dazu erhielt, den Dämon entdecken. Wenn dies geschah, war alles verloren.

Der Dämon war nicht bereit, dies zuzulassen. Er wußte nicht, was das Mädchen und die Waldkreatur hier taten, ob sie vom Wort geschickt worden oder allein gekommen waren, aber es war an der Zeit, sie loszuwerden.

Der Dämon drehte sich um, ging auf das Ausgangsschild über der Treppe zu und stieg die sechs Stockwerke zum Empfang hinunter. Niemand sah, wie er das Hotel verließ.

Im Parkhaus holte er seinen Wagen ab und fuhr in Rich-

tung West Seattle.

Kapitel 16

Die Nacht war kühl und dunkel. Als Nest Freemark durch die Stadt fuhr, verschleierte Nebel die Windschutzscheibe des Taxis, verschmierte das Glas und ließ die grellen, neonerhellten Häuser dahinter verschwimmen. Das Taxi kam die First Avenue zurück, passierte das Alexis Hotel und fuhr dann eine Rampe hinauf zu dem Viadukt. Hoch über dem Ufer schwenkte das Taxi auf die untere Ebene der Schnellstraße und fuhr nach Süden, während sich unter ihm die Kais, Fähren und die farbigen Lichter ausbreiteten und die orangenen Kräne sich gen Himmel erhoben.

Es hatte länger gedauert, einen Wagen zu finden, als Nest erwartet hatte. Im Gebiet des Marktes hatte sie keinen aufspüren können. Sie war daher zu einem kleinen Hotel namens Inn at the Market hinabgestiegen, das sich direkt oberhalb des Pike-Place-Market-Schildes befand, und hatte sich dort vom Türsteher ein Taxi rufen lassen. Ariel war wieder verschwunden. Wie das Tatterdemalion ihr Ziel erreichen würde, blieb unklar, aber da Ariel ja schon einmal dort gewesen war, würde sie es auch diesmal schaffen, nahm Nest an.

Das Dach des nach Norden führenden Viadukts senkte sich und paßte sich dem nach Süden führenden an, und dann war Nest wieder draußen im Regen. Das Taxi schlängelte sich an langsameren Autos vorbei, und seine Reifen erzeugten ein leises, stetiges Zischen auf dem feuchten Asphalt. Nest sah zu, wie die Kräne und Ladedocks rechts von ihr wie prähistorische Kreaturen auftauchten und wie-

der in der Dunkelheit verschwanden. Der Fahrer war ein regloser Umriß vor ihr. Keiner von ihnen sprach. Hell erleuchtete Leuchtschriften zischten vorbei, Werbung für Bier, Restaurants, Sportveranstaltungen und Kleidung. Sie las sie rasch und vergaß sie noch schneller, während ihre Gedanken sich auf das konzentrierten, was vor ihr lag.

Das Taxi nahm die Abfahrt, die zur West Seattle Bridge führte, und fuhr nach Westen weiter. Nest lehnte sich in ihrem Sitz zurück und dachte nach. Ariel hatte in einem der Parks einen Waldschrat gefunden, der den Dämon vor ein paar Monaten gesehen hatte. Wichtiger noch war, zumindest aus Ariels Sicht, die Geschichte, die zu dieser Sichtung gehörte. Sie wollte nicht genauer darüber sprechen, als Nest nach Einzelheiten fragte. Der Waldschrat sollte die Geschichte erzählen. Sie wollte, daß Nest es selbst hörte.

Die Autobahn führte in einem langen, geschwungenen Bogen auf einen Hügel hinauf und an einem Schild vorbei, das sie in West Seattle willkommen hieß. Die Lichter von Wohnhäusern schienen durch den Regen. Nebel verhüllte die bewaldete Landschaft und klammerte sich in dichten Flecken an die starken Äste der Nadelbäume. Nest blickte in die dichter werdende Dunkelheit hinaus, während die Stadt hinter ihr zurückblieb. Sie erreichten den Kamm des Hügels und durchquerten ein kleines Viertel aus Geschäften und Fast-food-Läden. Dann kamen nur noch Wohnhäuser und Straßenlaternen, und die Innenstadt blieb endgültig hinter ihr zurück.

Das Taxi schlängelte sich stetig die andere Seite des Hügels hinab, folgte ein paar weiten Kurven und fuhr dann eine breite, gerade und gutbeleuchtete Fernstraße entlang. Voraus konnte Nest die dunkle Wand ihres Ziels ausmachen. Der Lincoln Park befand sich südlich des eigentlichen West Seattle und grenzte oberhalb des Fährhafens für Vas-

hon Island an den Puget Sound. Sie hatte den Park während der Taxifahrt auf ihrer Karte gefunden und sich genau orientiert, wo sie selbst sich befand. Als sie sich überzeugt hatte, daß sie wußte, wo sie war, steckte sie die Karte wieder in die Tasche.

Das Taxi fuhr an einem Hinweisschild auf den Park vorbei und hielt auf einem leeren Parkplatz, hinter dem eine dichte Baumgruppe aufragte. Nest konnte den Anfang eines Pfads erkennen, der dort entlangführte. Es war niemand zu sehen. Nichts bewegte sich zwischen den Bäumen.

Sie bezahlte den Fahrer und fragte ihn, von wo sie einen Wagen für die Rückfahrt in die Stadt rufen konnte. Der Fahrer erzählte ihr, daß es bei der Tankstelle, an der sie vor ein paar Momenten vorbeigekommen waren, eine Telefonzelle gäbe. Er gab ihr eine Visitenkarte mit der Telefonnummer seiner Firma.

Sie stieg in den Nebel und die Dunkelheit hinaus und zog die Kapuze ihrer Windjacke über den Kopf, während das Taxi davonfuhr. Als sie allein am Rande des Parks stand, schaute sie sich unsicher um. Zum ersten Mal in jener Nacht begann sie Zweifel zu bekommen.

Dann war Ariel bei ihr, die aus dem Nichts auftauchte. »Hier lang, Nest! Folge mir!«

Die seidig weiße Gestalt schwebte auf den Fußweg zu, und Nest Freemark folgte ihr pflichtbewußt. Sie drangen in die Mauer aus Bäumen ein, und innerhalb von Sekunden waren der Parkplatz und seine Lichter hinter ihnen verschwunden. Nests Augen paßten sich langsam an diese neue Stufe von Dunkelheit an. Hier gab es keine Lampen, aber die niedrige Wolkendecke reflektierte die Lichter der Stadt und sorgte damit für einen fahlen Schimmer in der Luft. Nest konnte die Umrisse der massiven Nadelbäume ausmachen – Zedern, Tannen und Fichten –, zwischen

denen sich vereinzelt breitblättrige Erdbeerbäume erhoben. Am Rand des Pfades wuchsen dichte Brombeerbüsche und andere Sträucher, und Büschel von Farnwedeln hingen auf ihn herab. Der Regen hatte Gras und Laub mit kristallenen Splittern bedeckt, und der Nebel suchte sich mit schlangenartigen Tentakeln seinen Weg zwischen den Zweigen und Baumstämmen hindurch. Es war still im Park, und er wirkte leer. Es hätte der Sinnissippi Park in einer kalten, feuchten Herbstnacht sein können, nur daß die Äste der Nadelbäume im Nordwesten, anders als ihre laubtragenden Verwandten im Mittelwesten, noch dicht mit Nadeln besetzt waren und nicht ihre nackten, skelettartigen Zweige in den Himmel reckten.

Der Pfad verzweigte sich vor ihnen, aber Ariel, deren schlanker, kindlicher Körper in der Düsternis wie ein Geist wirkte, folgte ohne zu zögern einem der Wege. Nest schaute an jeder Biegung nach links und rechts. Dieser dunkle, neblige Ort ließ sie vorsichtig werden, und all ihre Sinne suchten konzentriert nach Anzeichen von Bewegung oder Geräuschen. Das Unbehagen, das sie bereits früher verspürt hatte, war nicht verschwunden. Bei Gelegenheiten wie dieser wünschte sie sich, Geist wäre noch da, um sie zu beschützen. Es war beruhigend gewesen, den großen Gespensterwolf in der Nähe zu wissen. Sie dachte nicht mehr oft an ihn, nicht mehr, seit er verschwunden war. Sie war überrascht, als sie jetzt feststellte, daß sie ihn vermißte.

Der Pfad führte bergauf, und sie folgte ihm, wobei sie sich ihren Weg durch überwuchertes Unkraut, herabgefallene Äste und dichtes Gestrüpp bahnen mußte. Zu beiden Seiten öffneten sich hin und wieder Lichtungen, die von einem trüben, grauen Licht erfüllt waren, das von den dichten Wolken reflektiert wurde. Der Regen fiel weiterhin als ein sanftes Nieseln; eine Feuchtigkeit, die ihr Gesicht und

ihre Hände überzog und die Luft nach nasser Erde und Holz riechen ließ. Hin und wieder rutschte sie auf Schlamm und Blättern aus, und sie verlor das Gleichgewicht. Aber sie richtete sich jedesmal wieder auf und ging weiter, die Augen auf Ariel gerichtet, die vor ihr herschwebte.

Sie erreichten die Kuppe einer Anhöhe, und Nest konnte durch die Bäume hindurch gerade noch die schwarze, wogende Wasserfläche des Puget Sound ausmachen. Sie befanden sich auf einer Klippe, die hinter einer niedrigen Einzäunung steil abfiel. Der Pfad, dem sie folgten, verzweigte sich erneut, und beide Wege folgten dem Rand der Klippe und führten am Zaun entlang in die Dunkelheit. Ariel wandte sich nach links und führte Nest zu einer kleinen Lichtung, auf der eine regentriefende Holzbank stand, von der man auf den Sund schauen konnte.

»Hier«, sagte sie und hielt an.

Nest schloß zu ihr auf und sah sich zweifelnd um. »Was passiert jetzt?«

»Wir warten«, erwiderte Ariel.

Die Minuten verstrichen, während sie in der kühlen Dunkelheit standen, zuhörten, wie der Regen sanft zwischen den Bäumen hindurchfiel, und den Nebel beobachteten, der in wechselhaften Formen zwischen den feuchten, glänzenden Baumstämmen hervorwaberte. Der Wind schüttelte die höher gelegenen Äste in plötzlichen Böen, die sie mit Wasser überschütteten. Draußen auf dem Sund fuhren Fähren und Containerschiffe vorbei, deren Lichter sich beständig und hell von dem schwarzen Wasser abhoben.

Nest, die allmählich ungeduldig wurde, schlang die Arme um sich und grub ihre Schuhspitze in die feuchte Erde.

Dann tauchte ein Schatten aus dem Wald auf und flatterte durch die Dunkelheit. Er glitt in einem weiten Bogen auf

die Bank hinab, ließ sich auf der Rückenlehne nieder und faltete sich in sich selbst zusammen. Es war eine Eule, und auf ihrem Rücken saß ein Waldschrat, der seine zweigartigen Arme und Beine in die Federn am Hals des Vogels vergraben hatte.

Der Schrat sprang mit einer gewandten, schnellen Bewegung von der Eule, glitt die Lehne hinab und stand ihr gegenüber auf der Sitzfläche. Sie lugte durch die Dunkelheit, um seine Züge auszumachen. Er war jünger als Pick, sein hölzernes Gesicht war nicht so von Falten durchzogen, sein Bart nicht so moosig, und seine Glieder waren nicht so knorrig. Er hatte sich ein Stück Efeu um die Hüften gebunden, von dem eine kleine Röhre herabbaumelte.

»Du bist Nest?« fragte er knapp.

Sie nickte und kam ein paar Schritte näher, so daß sie nur noch etwa einen Meter voneinander entfernt waren.

»Ich bin Boot, und das ist Audrey.« Der Waldschrat deutete auf die Eule. Sie gehörte zu einer Art, die Nest nicht kannte, ein wenig großer und heller als die Schleiereulen, die sie gewohnt war. »Wir sind die Wächter dieses Parks.«

»Ich freue mich, euch kennenzulernen«, sagte sie.

»Du bist in einem Park wie diesem aufgewachsen, hat man mir gesagt. Du bist mit einem anderen Waldschrat befreundet.«

»Sein Name ist Pick.«

»Du beherrschst außerdem die Magie. Das ist ungewöhnlich für einen Menschen. Welche Art von Magie kannst du wirken?«

Nest zögerte. »Ich bin nicht sicher, ob ich noch Magie benutzen kann. Ich habe sie seit einiger Zeit nicht mehr angewendet. Ich habe ein paar Probleme mit ihr. Manchmal tut es mir weh, sie zu benutzen.«

Ariel, eine zarte, weiße Gestalt in der Nacht, kam nach vorn, und ihre dunklen Augen bewegten sich zwischen den beiden hin und her. »Erzähl ihr von dem Dämon, Boot«, flüsterte sie drängend.

Der Waldschrat nickte. »Hetz mich nicht. Dafür haben wir noch viel Zeit. Die ganze Nacht, wenn es sein muß. Wenn es um Dämonen geht, darf man nichts überstürzen. Da ist man besser vorsichtig. Man muß aufpassen, was man tut.«

»Erzähl es ihr!«

Der Schrat räusperte sich verärgert, Nest mußte an Pick denken. Anscheinend wurden Waldschrate schon in jungen Jahren zu Griesgramen.

Audrey sträubte die Federn, als eine feuchte Böe hindurchfuhr, setzte sich dann wieder auf der Rückenlehne der Bank zurecht und heftete ihre leuchtenden, runden Augen auf Nest. Boot kreuzte seine mageren Arme, murmelte unhörbar in seinen Bart und machte ganz den Anschein, als wolle er kein einziges Wort mehr sagen.

»Ich habe einen Freund, dem von diesem Dämon Gefahr droht«, verkündete Nest impulsiv, da sie nicht wollte, daß er sich in seine miese Stimmung zurückzog. »Alles, was du mir erzählst, könnte helfen, sein Leben zu retten.«

Boot starrte sie an. »In Ordnung. Es gibt wohl keinen Grund, es nicht zu tun. Du bist einen weiten Weg hierhergekommen, nicht? Also gut.«

Die Arme lösten sich voneinander und fielen an seinen Seiten herab. »Der Dämon ist vor ungefähr drei Monaten in diesen Park gekommen. Vorher hatte ich ihn noch nie gesehen. Ich habe von Zeit zu Zeit andere beobachtet, aber die kamen hier nur auf dem Weg zu ihrem Ziel durch, und sie waren immer in ihre menschliche Gestalt gehüllt und hatten

diese auch schon lange getragen. Aber dieser kam absichtlich hierher. Er hatte hier etwas vor. Es war nachts, mitten im Sommer, und er kam gleich nach Sonnenuntergang in den Park, stieg zu den Klippen hinauf und wartete zwischen den Bäumen, wo der Pfad nicht mehr hinführt. Er verbarg sich und wartete auf etwas. Ich patrouillierte auf Audrey über dem Park und sah ihn aus der Luft.

Ich wußte sofort, was er war. Also flogen Audrey und ich hinter ihn, hielten uns an die hochgelegenen Äste und fanden einen Platz, von dem aus wir ihn beobachten konnten.«

»Wie sah er aus?« fragte Nest schnell.

»Dazu komme ich noch, wenn du mich läßt«, informierte sie der Waldschrat in einem nüchternen Tonfall. »Dräng mich nicht.« Er räusperte sich. »Es war ein Mann. Er war groß und schlank und sah irgendwie ungewöhnlich aus – dunkles Haar und schmale Züge. Er trug einen langen Mantel und keinen Hut. Ich konnte ihn durch das Glas gut sehen.« Er hielt das Rohr hoch, das an seiner Hüfte hing. »Fernrohr. Damit kann ich alles sehen. Jedenfalls stand er eine lange Zeit so in den Schatten. Vielleicht eine Stunde oder länger. Der Park leerte sich. Es war eine helle, vom Mond beleuchtete Nacht, so daß ich das, was als nächstes geschah, genau beobachten konnte.«

Er machte eine bedeutungsvolle Pause. »Ein weiterer Dämon tauchte auf. Er kletterte von irgendwo unten, vom Ufer her, die Klippen hinauf. Diese Kreatur war riesig und kaum als Mensch zu erkennen, ihre Verkleidung wirkte irgendwie zusammengesucht. Der Dämon hatte dicke Gliedmaßen, ging gebückt und war sehr haarig und entstellt. Er sah eher wie ein Tier als wie ein Mensch aus, aber seine Gestalt sollte auf jeden Fall einen Menschen darstellen.

Jetzt trat der erste Dämon aus seinem Versteck, um mit dem Neuankömmling zu reden. Ich habe gute Ohren, daher konnte ich sie verstehen. ›Was tust du hier?‹ fragte der erste. ›Ich bin gekommen, um ihn zu töten‹, erwiderte der andere. ›Du kannst ihn nicht töten, er gehört mir, und ich will ihn lebendig‹, sagte der erste. ›Es ist egal, was du willst. Er ist zu gefährlich, um ihn am Leben zu lassen, und außerdem will ich von seiner Magie kosten. Ich will sie zu meiner eigenen machen‹, sagte der zweite.

Dann begannen sie einander anzuschreien, machten Drohgebärden und beschimpften sich.« Boot schüttelte seinen laubbedeckten Kopf. »Na, du kannst es dir ja vorstellen. Ich beobachtete dies alles und fragte mich, was um alles in der Welt da vorging. Zwei Dämonen, die sich um einen Menschen stritten! So etwas hatte ich noch nie gehört! Warum sollten sie das tun, wenn es eine ganze Welt von Menschen gab, von denen mehr als nur ein paar willens und bereit waren, als ihre Opfer zu dienen?«

Der Waldschrat trat bis an den Rand der Bank und reckte den Kopf verschwörerisch vor. »Dann sagte der erste Dämon: ›Du hast kein Recht, dich hierbei einzumischen. Dieser Ritter gehört mir. Ich beanspruche sein Leben und seine Magie.‹ Nun, jetzt wußte ich, wovon sie redeten. Sie stritten sich um einen Ritter des Wortes. Aus irgendeinem Grund schienen sie anzunehmen, daß es da draußen einen gab, der darauf wartete, in ihre Gewalt zu geraten! Ich habe davon gehört, daß so etwas geschehen ist. Selten, aber doch hin und wieder. Aber von diesem Ritter wußte ich nichts. Ich weiß nicht viel von dem, was außerhalb des Parks vor sich geht, daher war ich etwas überrascht, dies zu erfahren. Ich gab genau acht.«

Boot sah sich in der Dunkelheit um, als könnte noch jemand anders zuhören. »Als nächstes passierte folgendes:

Der zweite Dämon stieß den ersten fort und sagte: ›Ich wurde geschickt, um mich seiner anzunehmen. Ich war schon vor dir auf seiner Spur, in anderen Städten und Gegenden. Du hast ihn mir gestohlen. Ich will ihn wiederhaben.‹ Der andere Dämon wich zurück. ›Sei kein Narr! Du hast keine Chance gegen ihn! Nur ich bin in der Lage, ihn auf unsere Seite zu ziehen! Ich kann ihn zu einem von uns machen! Und ich habe bereits damit begonnen!‹

Aber der zweite Dämon hörte nicht zu. Sein Haar sträubte sich, und seine Augen wurden schmal und hart. Ich spürte, wie Audrey neben mir bebte und ihre Krallen sich in den Ast bohrten, auf dem wir saßen. ›Er hat dich schwach und töricht gemacht. Du denkst wie die Menschen, zu denen zu gehören du vorgibst‹, sagte der zweite Dämon und ging auf den ersten zu. ›Du bist nicht stark genug für das, was nötig ist. Ich muß es für dich tun. Ich muß ihn selbst töten.‹

Dann stieß der zweite Dämon den ersten so heftig fort, daß er in das Gestrüpp fiel.«

Nest spürte, wie sie eine Gänsehaut bei dem Gedanken bekam, daß zwei Dämonen darüber stritten, wem von ihnen John Ross gehörte.

Sie hätte sich die Zeit nehmen sollen, ihn zu finden und mit herzubringen. Er mußte sich das hier anhören. Dann würde es ihm schwerfallen, weiterhin zu behaupten, er befände sich nicht in Gefahr.

Boots nickte, als hätte er ihre Gedanken gelesen. »Es war ein übler Moment. Der erste Dämon kam wieder auf die Beine und sagte: ›Also gut, er gehört dir. Nimm ihn. Es kümmert mich nicht mehr.‹ Der zweite Dämon grunzte und zischte ihn verächtlich an, bevor er sich umdrehte und den Pfad hinabging. Der erste Dämon wartete, bis der andere außer Sicht war, und begann dann, sich auszuziehen. Er legte den Mantel und alle anderen Kleidungsstücke ab.

Dann begann er, sich in etwas völlig anderes zu verwandeln. Es passierte sehr schnell. Ich hatte von solchen Kreaturen gehört, hatte aber nie zuvor eine gesehen – ein Gestaltwandler, eine besondere Art von Dämon, die in der Lage ist, innerhalb von wenigen Augenblicken ihre Form zu verändern, während die anderen Tage oder Wochen brauchen, um eine neue Gestalt anzunehmen.«

Der Waldschrat holte tief Luft. »Er wurde zu einem vierbeinigen Wesen, einem Monster, einem Raubtier, das ich noch nie gesehen hatte. Es hatte riesige Kiefer, einen gewaltigen Nacken und mächtige Schultern. Ein Höllenhund. Ein Ungeheuer. Er sprang mit großen Sätzen ins Gebüsch und hinter dem anderen Dämon her. Audrey und ich flogen ihm hinterher, um ihn weiter zu beobachten. Der gestaltwandelnde Dämon erreichte den anderen innerhalb von Sekunden. Er zögerte keinen Augenblick, sondern griff sofort an, indem er sich aus dem Unterholz auf ihn stürzte. Er warf den anderen Dämon trotz dessen Größe zu Boden und hielt ihn dort mit seinem Gewicht fest. Er riß dem größeren Dämon den Kopf von den Schultern, schlitzte ihn dann bis zum Bauch auf und fraß das dunkle Ding darin, das seine Seele war. Ein schrecklicher Schrei ertönte, der zweite Dämon schlug wild um sich und wurde dann schlaff. Er begann sich aufzulösen. Er verwandelte sich zu Asche und wurde von der sommerlichen Brise davongetrieben.

Der erste Dämon sagte – oder besser gesagt knurrte, und ich konnte es selbst auf dem Baumwipfel hören, von dem aus Audrey und ich beobachteten, wie er sich wieder verwandelte: ›Er gehört mir, er ist mein.‹«

Ein Regenschauer prasselte plötzlich, von einem frischen Windstoß herbeigetrieben, durch die Bäume, und Nest zuckte zusammen, als ihr die kalten Tropfen ins Gesicht geweht wurden. Das Wetter wurde schlechter, das Nieseln

verstärkte sich zu einem Sturzregen. Nest versuchte, den Sinn hinter der Erzählung des Waldschrats herauszufinden – warum der erste Dämon so verzweifelt sein Interesse an John Ross verteidigt hatte, warum er unbedingt wollte, daß Ross am Leben blieb, um zur anderen Seite verführt zu werden. Irgendetwas in ihrem Verstand regte sich, eine Erinnerung an etwas, das schon früher geschehen war, aber sie kam einfach nicht darauf, was es war.

Ariel schwebte an ihr vorbei in die Dunkelheit. Inmitten des Regens und der Windböe sah ihre kindliche Gestalt zerbrechlich und schutzlos aus. »Ist das alles?« fragte sie Boot. »Ist dies das Ende der Geschichte?«

»Nicht ganz«, erwiderte der Waldschrat, und seine dunklen Augen leuchteten. »Der Dämon begann erneut, sich zu verwandeln, aber diesmal – es war wirklich eine seltsame Sache – verwandelte er sich in …«

Etwas Riesiges brach durch das Gehölz. Dichte Gebüsche zitterten plötzlich, ließen das auf ihnen ruhende Wasser herunterprasseln und warfen Schatten auf den Boden. Boot wirbelte mit einem Ausdruck verängstigten Erkennens zu der Bewegung herum, seine Stimme versagte, und seine dunklen Augen zwinkerten entsetzt. Ariel keuchte heftig und schrie Nest an.

Dann explodierte der Busch in einem Schauer aus Zweigen und Blättern, und eine riesige schwarze Gestalt stürzte in die Nacht hinaus.

Auf Rat von Simon Lawrence genoß Andrew Wren ein gemütliches Abendessen bei Roy's, das er mit dem Schokoladen-Soufflé krönte, weil alle um ihn herum das ebenfalls taten. Er wurde nicht enttäuscht. Dann ging er zurück in die Lobby, um sich einen Schlummertrunk zu genehmigen. Er

trank ein Glas Portwein, unterhielt sich mit einem Software-Vertreter aus Kalifornien, der in der Stadt war, um ein kleines Geschäft mit Microsoft abzuschließen, und schnappte dabei ein paar neue Informationen über Bill Gates auf (man konnte nie wissen, wozu man so etwas in seinem Job einmal brauchen konnte). So war es bereits fast neun Uhr, als er zu seinem Zimmer hinauffuhr.

Er sah den Papierumschlag sofort, als er die Tür öffnete: ein blasses, quadratisches Päckchen, das auf dem dunklen Teppich lag. Er war vorsichtig bei seltsamen Lieferungen und kannte mehr als einen Journalisten, der zum Adressaten einer Briefbombe geworden war, daher knipste er das Licht an und kniete sich hin, um den Brief zu untersuchen. Nach einer sorgfältigen Prüfung, und nachdem er festgestellt hatte, wie dünn der Umschlag war, entschied er, daß keine Gefahr drohte, und hob ihn auf. Es stand nichts darauf geschrieben. Er trug ihn zu dem kleinen Tisch am Fenster und legte ihn darauf. Dann ging er zum Kleiderschrank, hängte seinen Mantel auf, schaltete noch ein paar Lampen an, rief seinen Benachrichtigungsdienst an, um sich einen Anruf von seinem Chefredakteur anzuhören, der angekommen war, während er beim Essen war, und ging schließlich zurück zu dem Tisch, setzte sich auf einen Stuhl und nahm den Umschlag erneut in die Hand.

Er wußte, worum es sich handelte, noch bevor er ihn öffnete. Seine Intuition verriet es ihm mit lauter, deutlicher Stimme. Es war das Material über Simon Lawrence, nach dem er gesucht hatte. Es war der Beweis, wegen dem er hergekommen war. Vielleicht stammte es von seiner geheimnisvollen Quelle. Von wem es auch kam, es würde entweder die festgefahrenen Recherchen über den Wiz auf eine neue Ebene heben, oder es würde sie ein für allemal beenden.

Wren öffnete die Klappe und ließ das Bündel Papier herausgleiten, das sich darin befand. Er legte den Umschlag beiseite und begann zu lesen. Er brauchte dazu eine ganze Weile, denn das Material bestand hauptsächlich aus Photokopien von Kontoauszügen, Überweisungsbelegen, Ein- und Auszahlungsquittungen und Buchhaltungsunterlagen, und es war schwer, alles nachzuvollziehen. Außerdem wollte er keine voreiligen Schlüsse ziehen. Nach einiger Zeit lockerte er seine Krawatte und krempelte die Ärmel hoch. Seine Brille rutschte ihm die Nase hinab, und sein Gesicht nahm einen konzentrierten, professoralen Ausdruck an, der mit höchster Denkarbeit einherging. Sein massiger Körper sackte auf dem harten Stuhl zusammen, aber er verschwendete keinen Gedanken an diese Unbequemlichkeit. Draußen, auf den regennassen Straßen unter ihm, kroch der Verkehrsstrom vorbei, und hin und wieder vergaß jemand, in welcher Stadt er sich befand, und hupte verärgert.

Als er mit dem Lesen fertig war, griff er zum Telefon und bestellte sich eine Flasche Scotch, Evian-Wasser und Eis. Er belohnte sich, zugleich war es aber auch eine Stärkung. Er wußte, was er hier hatte, aber es würde ihn die halbe Nacht kosten, das Ganze durchzugehen. Er wollte alles zusammen haben, wenn er am Morgen Simon Lawrence aufsuchen würde. Er wollte alles klar und einsichtig nicht nur auf dem Papier, sondern auch im Kopf haben, damit er schnell jede Erklärung analysieren konnte, die ihm der Wiz anbieten mochte. Nicht, daß es wahrscheinlich war, daß er eine geben würde, wenn Wren dies hier richtig verstanden hatte. Nicht, daß es wahrscheinlich war, daß er Andrew Wren jemals Wiedersehen wollte.

Denn was jemand hier aufgedeckt hatte, war der Beweis für eine systematische Abzweigung von Geldern aus den

Konten von Fresh Start und Pass/Go, eine ausgedehnte und verzwickte Reihe von Überweisungen von Spendenkonten auf andere Konten der Gesellschaft, von wo aus diese Gelder der Bezahlung von Rechnungen zugewiesen wurden, die in Wahrheit gar nicht existierten, um sie schließlich auf Konten zu transferieren, die nicht zur Gesellschaft gehörten. Die Bücher des Unternehmens, die er am vergangenen Tag durchgegangen war und die wahrscheinlich auch die Buchprüfer der Gesellschaft unter die Lupe nahmen, verschleierten diese Transfers auf unterschiedliche Arten, von denen keine problemlos aufgedeckt werden konnte, solange keine vollständige Buchprüfung stattfand, wie sie gewöhnlich nur unternommen wurde, wenn das Finanzamt zu Besuch kam.

Das war bisher noch nicht passiert, und es gab keinen Grund, warum es in nächster Zeit geschehen sollte. Die Unterschlagungen wurden erst seit weniger als einem Jahr vorgenommen, und soweit Andrew Wren das sagen konnte, waren nur zwei Personen darin verwickelt.

Oder vielleicht auch nur eine.

Wren machte eine Pause und dachte noch einmal darüber nach. Zwei, wenn sie beide daran beteiligt waren. Eine, wenn die zweite nur als Sündenbock benutzt wurde. Aus den Photokopien allein konnte Wren das nicht erkennen. Dazu war eine Analyse der Unterschriften auf den Überweisungen und Abbuchungen nötig. Es würde eine ausgedehnte Untersuchung erfordern.

Er schüttelte den Kopf. Die Photokopien zeigten, daß die gestohlenen Gelder auf die Privatkonten von zwei Personen überwiesen worden waren. Eine davon war Simon Lawrence. Aber warum sollte der Wiz seine eigene Stiftung bestehlen? Sicher, es waren schon seltsamere Dinge geschehen. Aber Simon Lawrence war so engagiert in seiner Arbeit, und diese Arbeit hatte ihm landesweite

beit, und diese Arbeit hatte ihm landesweite Anerkennung eingebracht. Wenn es ihm nur um mehr Geld ging, konnte er morgen aufhören, und alle möglichen Konzerne würden sich darum reißen, ihn als Geschäftsführer anzustellen. Die Diebstähle fanden erst seit kurzem statt. Warum sollte der Wiz jetzt, nachdem er soviel erreicht hatte, beschließen, seine Firma zu bestehlen? Die Diebstähle waren clever, aber nicht perfekt. Früher oder später würde auf jeden Fall jemand herausfinden, was vor sich ging, und dann würde der Wiz auffliegen. Das mußte er wissen.

Wren goß Scotch in ein Glas mit Eis und nippte nachdenklich daran. Der Alkohol brannte angenehm, als er seine Kehle hinabrann. Irgendetwas stimmte hier nicht. Der Wiz würde sich nicht ohne einen sehr triftigen Grund selbst bestehlen, und dann würde er mehr als dies hier nehmen, weil er wissen mußte, daß er damit nicht lange durchkommen würde und er daher seine Schäfchen schnell ins Trockene bringen mußte.

Wren starrte aus dem Fenster in die Nacht. Es war wahrscheinlicher, daß der zweite Mann alle Diebstähle begangen und einen Teil des Geldes auf Simons Konto umgeleitet hatte. Sollte er dann auffliegen, konnte er immer noch behaupten, er sei nur ein Handlanger gewesen, der auf Anweisungen gehandelt hatte. Der öffentliche Aufschrei würde über ihn hinweggehen und direkt den Wiz treffen, eine Person öffentlichen Interesses, die dazu geeignet war, in der Luft zerrissen zu werden.

Andrew Wren nickte langsam. Ja, das ergab mehr Sinn. Der zweite Mann beging die Unterschlagungen, und der Wiz hatte sich nur seines schlechten Urteilsvermögens schuldig gemacht, als er ihn einstellte. Das war es, was er glaubte. Das war es, was laut seinem Instinkt die Wahrheit war. Natürlich würde er seinen Artikel nur auf Grundlage

der Fakten schreiben und die Würfel fallen lassen, wie sie rollten, denn das war sein Job. Es könnte also in jedem Fall das Ende von Simon Lawrence bedeuten. Bei der Lawine, die ein solcher Skandal auslöste, würde der Wiz verbissen kämpfen müssen, um nicht darunter begraben zu werden.

Er seufzte. Manchmal haßte er es, so oft recht zu haben, über diese untrüglichen Instinkte zu verfügen, die ihn weiter und weiter stochern ließen, bis er die schmutzige Wahrheit hinter den Dingen aufspürte. Natürlich war es diesmal nicht sonderlich schwer gewesen. Er fragte sich, wer sein Informant war. Es mußte jemand aus der Organisation sein, jemand, der etwas gegen Simon hatte und ihn zu Fall bringen wollte.

Oder vielleicht war es jemand, räumte er ein, während er sein Glas hob und einen kleinen Schluck von dem Scotch nahm, der auch John Ross zu Fall gebracht sehen wollte.

Kapitel 17

Nest Freemark sprang bei Ariels Warnung zur Seite und rutschte mit dem Kopf voran durch Schlamm und abgefallene Tannennadeln, als die dunkle Gestalt vorbeistürmte. Das Wesen verschwamm im Regen, als es sich auf Boot und Audrey stürzte. Der Waldschrat saß wieder auf dem Rücken der Eule, und diese hob von der Bank ab. Beide verschwanden von einem Moment auf den nächsten in einem Schauer aus Blut, Federn und Holzsplittern. Die dunkle Gestalt stürzte einfach durch sie hindurch, riß sie mit sich wie ein mächtiger Windstoß, und ihr Schwung trieb sie weiter in die Nacht hinaus.

»Dämon!« schrie Ariel, während sie floh. »Dämon! Dä-

mon!«

Nest sprang auf die Beine und begann, hinter dem Tatterdemalion herzulaufen. Sie hatte keine Ahnung, wohin sie rannte, nur, daß sie so schnell wie möglich wegmußte. Sie stürmte den Pfad hinab, der an den Klippen entlangführte, und ihre Tennisschuhe rutschten und schlitterten auf dem schlammbedeckten Weg. Sie war fast blind in der Dunkelheit und dem Regen, und sie wurde von Angst geschüttelt. Boot und Audrey waren nicht mehr, in einem einzigen Augenblick getötet, und das Bild, wie sie auseinandergerissen wurden, brannte schrecklich und erbarmungslos vor ihr in der Luft, während sie rannte.

»Schneller, Nest!« schrie Ariel panisch.

Nest hörte hinter sich den Dämon, der ihr nachsetzte. Sie konnte das feuchte Geräusch seiner Tatzen auf dem schlammigen Boden hören, das das Prasseln des Regens übertönte. In was für eine Art Tier hatte er sich verwandelt? Sie hatte nur einen flüchtigen Blick auf ihn erhascht, und so etwas hatte sie noch nie zuvor gesehen. Ihr Herz pochte in der Brust, und ihr Atem brannte in ihrer Kehle. Sie war tief im Wald, und es gab nichts, um sich zu verstecken, aber wenn sie nicht in den nächsten paar Sekunden einen sicheren Ort erreichte, würde der Dämon sie erwischen.

Ihre Augen sprangen nach links und rechts, und eine neue Quelle der Angst öffnete sich in ihr. Dutzende von Fressern rannten neben ihr. Sie tauchten aus dem Nichts in der regnerischen Dunkelheit auf, und ihre gesichtslosen, gedrungenen Gestalten hielten mit ihr Schritt, als sie zwischen den Bäumen hindurchschossen, die Augen leuchtend vor Erregung und Erwartung.

Sie warf einen Blick über die Schulter und sah den Dämon schnell näher kommen, seine schwarze Gestalt dicht am Boden und lang ausgestreckt, während er nach vorne

schnellte. Ein Adrenalinstoß trieb sie weiter, und ein paar Sekunden lang gelang es ihr, das Tempo genug zu erhöhen, um ein wenig mehr Abstand zu ihm zu gewinnen. Aber dann kam die Bestie wieder näher, und sie konnte in dem nebligen Dämmerlicht das Glänzen seiner Zähne und Augen ausmachen.

Voraus und links von ihr gab es nur Bäume und Dunkelheit. Zu ihrer Rechten fiel hinter dem niedrigen Zaun die Klippe jäh ins Nichts ab. Sie machte die Lichter von Häusern und Straßen aus, aber es waren nur ferne Nadelstiche, die durch den Wald drangen, und noch weit, weit weg.

Sie wußte, daß sie nicht entkommen würde. Sie war durchtrainiert und stark; sie war eine Weltklasse-Langläuferin. Aber das Wesen, das sie verfolgte, war zuviel für jeden Menschen. Sie kam ein wenig ins Stocken und bereitete sich darauf vor, sich umzudrehen und zu kämpfen. Der Dämon stürmte aus der Nacht heran, ein lautloses, schwarzes Raubtier, das zum Sprung ansetzte. Sie sah es ganz deutlich, als es einen kurzen Augenblick in einen Fleck grauen Lichtes kam. Es war eine Art monströser Hyäne, die nur aus Hals und einem plumpen Maul zu bestehen schien, dessen gewaltige Kiefer voller Zahnreihen waren. Sie schwenkte vom Pfad ab zwischen die Bäume und wieder heraus ins Freie, wobei ihr überall Fresser hastig aus dem Weg sprangen. Sie versuchte den Dämon abzuschütteln, doch er war schnell und gewandt, und er folgte ihr mit Leichtigkeit.

»Nest, nein!« hörte sie Ariel schreien.

Der Dämon holte sie an einer breiten Stelle ein, an der der Pfad nach links schwenkte, fort von der Klippe. Sie blickte zurück und sah, daß er schon fast bei ihr war. Sie bemerkte, wie er sich zum Sprung bereitmachte, um sie zu Boden zu werfen. Ihre Angst umhüllte sie wie ein Leichen-

tuch, schnitt ihr die Luft ab, ließ sie ersticken. Etwas Wildes und Urtümliches stieg als Erwiderung darauf in ihr hoch, und für einen kurzen Moment glaubte sie, daß es ihre Magie wäre, die versuchte, sich zu befreien. Aber ihr Verstand war wie gelähmt durch die Nähe des Dämons, durch das Glimmen seiner gelben Augen und die Gewißheit über das, was als nächstes passieren würde.

Fresser strömten aus dem Gehölz herbei und sprangen wild herum, Schatten mit Augen, die sich versammelten, um auf das Töten zu warten.

Aber als der Dämon zum Sprung auf Nest ansetzte und aus der Nacht auf sie zugeflogen kam, warf sich ihm Ariel als weißer Schemen in der Dunkelheit in den Weg und senkte sich über seinen Kopf wie die Bettdecke eines Kindes. Dämon und Tatterdemalion gingen in einem wirren Durcheinander zu Boden und rollten ineinander verschlungen über den schlammigen Boden. Nest wich zurück, während sie von Grauen erfüllt auf den um sich schlagenden, dunklen Knoten starrte. Innerhalb von Sekunden blieb von Ariel nur ein seidig weißes Leichentuch übrig, das sich beharrlich an den kurzfristig geblendeten Dämon klammerte.

Dann war selbst dieses fort, und der Dämon kam fauchend vor Raserei wieder auf die Beine.

Nest, die von dem Kampf, der sich vor ihr abspielte, kurzfristig wie gelähmt gewesen war, wirbelte herum, um erneut zu fliehen. Aber sie hatte vollständig ihren Orientierungssinn verloren und sowohl die Biegung des Weges als auch den niedrigen Zaun vergessen, der hinter ihr lag. Sie machte einen schnellen Satz und stolperte prompt über den Zaun hinweg. Sie war sofort wieder auf den Beinen und schlug nach dem dichten Gestrüpp, um sich von den Zweigen zu befreien. Dann verschwand der Boden unter ihr, und

sie fiel Hals über Kopf einen regennassen Abhang hinunter. Sie griff vergeblich nach etwas, um sich festzuhalten, und rutschte und glitt über die matschige, bloße Erde und durch langes Gras. Sie prallte von Büschen und offenliegenden Baumwurzeln ab, und die Dunkelheit wirbelte in einem Kaleidoskop aus fernen Lichtern und fallendem Regen um sie herum. Ihr Magen drehte sich bei jeder plötzlichen Richtungsänderung um, und sie zog Arme und Beine an sich und bedeckte ihren Kopf mit den Händen, während sie darauf wartete, daß irgendetwas sie verlangsamte.

Als sie auf dem Grund der Schlucht aufschlug, wurde ihr die Luft aus den Lungen gepreßt, und in ihrem Kopf drehte sich alles. Sie blieb einen Moment liegen, wo sie war, und lauschte dem Geräusch des Regens. Dann war sie, benommen und zerschlagen, ansonsten aber unverletzt, wieder auf den Beinen und rannte weiter. Ein breites, grasbewachsenes Ufer zog sich am Fuß der Klippen entlang und grenzte an das dunkle Wasser des Puget Sound. Parallel zum Wasser befand sich ein betonierter Weg. Nest bog auf diesen Weg ein und rannte ihn nach links entlang, auf die Lichter der Wohnhäuser zu, die am nächsten waren.

Sie konnte bereits die Geräusche des sie verfolgenden Dämons hören. Er kam hinter ihr den Abhang herab, kletterte zwischen Büschen und Gras hindurch, und Äste und Zweige brachen krachend ab, als er sich mit Gewalt hindurchzwängte. Sie biß die Zähne zusammen, um nicht von Angst überwältigt zu werden. Neben ihr rannten Fresser und waren nicht abzuschütteln. Ihre Windjacke war verdreckt und zerrissen, Fetzen von ihr schlugen beim Laufen gegen ihren Körper. Wenn es ihr gelang, die Häuser außerhalb des Parks zu erreichen, hatte sie eine Chance. Ihre Lungen brannten, als sie sich dazu zwang, schneller zu werden. Erneut dachte sie daran, sich umzudrehen und sich

der Kreatur, die sie jagte, zu stellen, ihre Magie anzurufen, die sie schon so oft beschützt hatte. Aber sie hatte keine Ahnung, ob sie noch darüber verfügte, und nicht die Zeit, es herauszufinden. Ihre Füße platschten laut durch den Regen, der überall auf dem Beton Pfützen gebildet hatte. Ihre Kleidung war völlig durchnäßt, und ihr krauses Haar klebte an ihrem Kopf. Sie konnte den Dämon nicht mehr sehen oder hören, aber sie wußte, daß er hinter ihr war. Sie dachte an Ariel, und Tränen stiegen ihr in die Augen. Sie war tot, ihretwegen. Sie alle – Boot, Audrey und Ariel – waren ihretwegen gestorben. Sie rannte schneller und passierte grasbedeckte Picknickflächen mit Tischen und eisernen Kochstellen, Schaukeln, Bänke und einen kleinen Pavillon mit Holzdach und Steinfußboden. Rechts von ihr schwappte das Wasser des Sunds gegen das Ufer. Die Welt um sie herum war eine riesige, verlassene, regengepeitschte Leere.

Sie wünschte sich verzweifelt, Geist wäre hier. Geist würde sie beschützen. Geist wäre dem Dämon gewachsen. Ein Teil von ihr, tief in ihrem Inneren, schrie trotzig, daß er noch immer *da* war und kommen würde, wenn sie ihn riefe. Sie dachte beinahe daran, es zu tun, herumzuwirbeln und nach ihm zu rufen, ihn erneut an ihre Seite zu holen. Aber Geist war fort, seit über einem Jahr verschwunden, und es gab keinen Grund anzunehmen, daß er nach so langer Zeit noch einmal zu ihr kommen würde.

Sie schüttelte den letzten ihrer vergeblichen Wünsche ab, die nicht in Erfüllung gehen konnten, und konzentrierte sich darauf, die Sicherheit der städtischen Straßen zu erreichen. Sie konnte die Wohngebiete jetzt deutlich erkennen: stämmige Umrisse, die vor dem nebligen Dunkel hockten, Lichter, die in einem verschwommenen Gelb durch die regenbespritzten Fenster drangen. Sie sah Autos, die weiter

südlich die Straße entlangfuhren, noch weit entfernt, aber erkennbar.

Sie riskierte einen schnellen Blick über ihre Schulter. In der Dunkelheit war hinter den Fressern, die ihr folgten, die größere Gestalt des Dämons auszumachen.

Der betongepflasterte Weg stieg vor ihr an und führte aus den tiefer gelegenen Gebieten des Parks heraus. Ohne langsamer zu werden, sauste sie die Anhöhe hinauf und ignorierte das heiße, rauhe Brennen in ihren Lungen und das Verkrampfen ihres Magens. Sie würde nicht aufgeben. Sie würde nicht sterben. Sie erreichte das Ende des Anstiegs, schoß über den leeren Parkplatz und war auf der Straße.

Sie überquerte sie inmitten einer regengepeitschten Böe, die sie von der Seite traf, und rannte auf die Häuser zu, die sich auf der anderen Seite erhoben. Der Park hinter ihr war eine schwarze Masse, eine undurchdringliche Mauer aus Dunkelheit, und die gezackten Spitzen der uralten Bäume ragten darüber in den Himmel. Im Augenblick waren keine Autos auf der Straße; hier fand sie keine Hilfe. Die Fresser blieben bei ihr, ihre gelben Augen leuchteten in der Nacht, während sie mühelos mit ihr Schritt hielten. Nest ignorierte sie und konzentrierte sich auf die Häuser, die vor ihr lagen. Mehrere waren dunkel oder nur schwach beleuchtet, und es gab kein Zeichen von Leben in ihnen. Sie rannte an ihnen vorbei. *Bitte,* betete sie lautlos, *laß irgendjemand zu Hause sein!* Aus dem Augenwinkel sah sie eine Bewegung am Ende des Weges, der aus dem Park herausführte. Der Dämon kam.

In einem Backsteinhäuschen vor ihr war ein Fenster hell erleuchtet, und sie konnte einen Mann ausmachen, der in einem Sessel saß und seine Zeitung las. Sie schoß über den Rasen, sprang auf die Steinstufen und versuchte die Flie-

gentür aufzureißen. Sie war abgesperrt. Sie hämmerte wild dagegen und schaute dabei über die Schulter zurück. Der Dämon war in der Mitte der Straße, sein massiger Körper im vollen Lauf ausgestreckt, und er kam direkt auf sie zu. Überall um sie herum sprangen und wieselten erregt die Fresser. Nest zischte sie an und hämmerte erneut gegen die Tür.

Die schwere Innentür öffnete sich, und der Mann stand da und starrte sie durch die Fliegentür mit einer Mischung aus Ärger und Überraschung an, die schnell zu Besorgnis wurde, als er sie genauer sehen konnte.

»Bitte, lassen Sie mich rein«, flehte sie und versuchte, ihre Stimme ruhig zu halten und ihre Angst nicht durchschimmern zu lassen. In seiner Brille sah sie ihr zerzaustes, schlammverschmiertes, zerkratztes und zerschürftes Spiegelbild.

»Gütiger Himmel!« rief er mit weit aufgerissenen Augen. Er war ein älterer Mann mit weißem Haar und ging etwas gebückt. Er starrte sie zweifelnd an. »Was ist mit Ihnen geschehen?«

Er sprach noch immer durch das Fliegengitter mit ihr. Sie spürte, wie ihre Verzweiflung drohte, sie zu überwältigen, und sie spürte bereits den Atem des Dämons in ihrem Nacken und seine Krallen und Zähne auf ihrem Körper. »Ein Unfall!« keuchte sie. »Ich muß Hilfe rufen! Bitte!«

Er schob jetzt, endlich, den Riegel zurück, und in dem Augenblick, als er die Tür einen Spalt öffnete, riß Nest sie auf und stürmte hinein. Sie ignorierte seinen stotternden Protest, als sie ihn beiseite schob; sie schlug erst die Fliegentür und dann die Haustür zu und verriegelte beide.

Der Mann starrte sie an. »Junge Dame, was um alles in der Welt…«

»Etwas verfolgt mich …«, begann sie.

Der Dämon krachte von der anderen Seite mit solcher Wucht gegen die Fliegentür, daß sie völlig abgerissen wurde. Dann warf er sich gegen die Haustür, einmal, zweimal, und die Scharniere begannen sich zu lockern.

»Was, in Gottes Namen?« keuchte der alte Mann, während er verängstigt zurückwich.

»Verschwinden Sie hier!« schrie sie, während sie an ihm vorbei in den hinteren Teil des Hauses rannte. »Rufen Sie die Polizei!«

Der Dämon warf sich gegen die Tür und hämmerte wütend dagegen. Er wollte sie haben, und es kümmerte ihn nicht, was sich ihm in den Weg stellte. Sie rannte den Korridor entlang in eine Küche, wo eine ältere Frau Geschirr spülte. Die Frau blickte überrascht auf, blinzelte und starrte sie ebenso schockiert an wie der Mann.

»Verschwinden Sie sofort aus dem Haus!« schrie Nest sie an.

Es tut mir leid, es tut mir leid, es tut mir leid! entschuldigte sie sich lautlos, als sie durch die Haustür in die Nacht hinausstürzte.

Regen und Wind schlugen auf sie ein. Der Sturm wurde schlimmer. Sie warf schnelle Blicke nach links und rechts in die Dunkelheit, schoß dann durch den Hintergarten und rannte erneut nach Norden. Wenn es ihr gelang, die Tankstelle zu erreichen, von der ihr der Taxifahrer erzählt hatte, konnte sie von dort aus Hilfe rufen. An ein paar Häusern in ihrer Nähe gingen die Verandalichter an. Sie hörte nicht mehr, daß der Dämon versuchte, die Tür des Hauses einzuschlagen, das sie verlassen hatte. Das bedeutete, er wußte, daß sie nicht mehr dort war, und war wieder hinter ihr her.

Sie durchquerte mehrere Gärten, bevor sie auf einen

Zaun stieß. Sie würde hinüberklettern oder vorne durch die Tür gehen müssen. Regen und Schweiß strömten ihr über die Stirn und liefen ihr in die Augen. Ihre Kraft ließ nach. Sie bog am Zaun nach links ab und rannte erneut auf die Straße zu.

Als sie ins Freie kam, war sie bis auf ein oder zwei Fresser allein; der Rest war zurückgefallen. Es gab kein Zeichen von dem Dämon. Sie verspürte ein kurzes Glücksgefühl, dann bemerkte sie hinter sich eine Bewegung. Panisch rannte sie auf die Straße zu. Ein Auto raste aus der Dunkelheit heran, und sie eilte schreiend und mit wedelnden Armen darauf zu. Doch der Wagen wurde nicht langsamer, und einen Augenblick später war sie wieder allein. Im schwindenden Lichtkreis der Autoscheinwerfer erhaschte sie einen kurzen Blick auf den Dämon, der auf sie zustürmte. Hastig suchend wandte sie sich wieder den Häusern zu. Da war ein zweigeschossiges Gebäude mit verglaster Veranda und Lichtern in fast allen Fenstern. Sie rannte darauf zu. Am Bordstein standen zahlreiche parkende Autos. Hier fand eine Party statt. Hoffnung stieg in ihr auf. Dieses Mal würde sie die Hilfe finden, die sie brauchte.

Sie rannte die Stufen hinauf und riß an der Klinke der Fliegentür. Die Tür öffnete sich mühelos, und in Sekundenschnelle war sie hindurch. Sie schlug die Tür hinter sich zu, schob den Riegel vor, eilte zur Haustür und hämmerte dagegen. Aus dem Inneren hörte sie Lachen und Musik. Sie hämmerte stärker.

Die Tür öffnete sich. Eine junge Frau, die eine Strickjacke und Jeans trug und einen Drink in der Hand hatte, starrte sie ungläubig an.

»Bitte, lassen Sie mich rein!« flehte Nest erneut. »Da ist jemand hinter mir her, und ich muß Hilfe …«

Ein Winterfenster explodierte in einem Scherbenhagel,

als der Dämon auf die Veranda stürzte und gegen die Hauswand krachte, während er mit seinen mächtigen Kiefern und gekrümmten Zähnen wild knurrte und in die Luft schnappte. Die junge Frau schrie entsetzt auf, und Nest schob sie ins Haus zurück, folgte ihr, schlug die Tür zu und rammte den Riegel vor. Die junge Frau brach zusammen und lag schluchzend auf dem Boden. Sie befanden sich in einer Diele, die zu einer Reihe von Zimmern führte, von denen eines voller junger Leute war, die sie erstaunt anstarrten. Gelächter und Geplauder machten verblüfften Ausrufen Platz. Nest lief hastig an ihnen vorbei den Flur entlang. Hinter ihr schlug der Dämon auf die Vordertür ein und riß die Holzfassade herunter, als bestünde sie aus Pappe.

Partygäste kamen heraus, um der jungen Frau wieder auf die Beine zu helfen, während andere hinter Nest herriefen oder mit großen Augen zu den Geräuschen blickten, die von der Tür kamen. »Nicht aufmachen!« schrie Nest zu ihnen zurück. Nicht, daß irgendjemand so dumm sein würde, dachte sie in einem plötzlichen Moment der Benommenheit.

Am Ende des Flurs lag die Küche. Dort fand sie ein Telefon und wählte 911. Vielleicht hatte das alte Paar am Ende des Blocks dies bereits getan, vielleicht aber auch nicht. Sie berichtete dem Telefonisten, daß bei einem Haus gleich nördlich des Lincoln Parks ein gewaltsamer Einbruch im Gang sei. Sie sagte, sie hätte Schreie gehört. Sie gab die Telefonnummer des Hauses durch und legte dann auf. Das sollte jemanden in Bewegung setzen.

Ein neues Scheppern von zerbrechendem Glas erklang, diesmal von irgendwo an der Seite des Hauses. Der Dämon versuchte, auf einem anderen Weg hereinzukommen. Sie lehnte sich gegen die Küchentheke und starrte ins Nichts,

während sie auf die Geräusche horchte. Wenn sie blieb, wo sie war, setzte sie die Sicherheit der Leute in diesem Haus aufs Spiel. Wenn sie es wieder verließ, setzte sie ihre eigene Sicherheit aufs Spiel. Sie schloß die Augen und versuchte nachzudenken. Sie war so müde. Aber sie war noch am Leben, und das war mehr, als sie von Boot, Audrey und Ariel sagen konnte. Sie stieß sich von der Theke ab und ging durch eine Waschküche zur Hintertür. Der Dämon versuchte immer noch, auf der anderen Seite in das Haus einzudringen. Sie hörte das Rufen und Schreien der Partygäste, die sich den Flur entlang drängten, um von dem Eindringling fortzukommen. Sie hörte, wie das Telefon zu klingeln begann.

Sie riß die Tür auf und floh erneut in die Nacht hinaus.

Sie rannte durch eine hohe Hecke hindurch auf ein Nachbargrundstück, als sie den Knall eines Gewehrs hörte. Vielleicht hatte der Schütze Glück. Man konnte einen Dämon mit einem Gewehr nicht töten, aber man konnte seine gegenwärtige Hülle vernichten und ihn dazu zwingen, sich zurückzuziehen, um eine neue Gestalt zu formen. Wenn das geschah, wäre die Jagd vorbei.

Aber sie wußte, daß sie davon nicht ausgehen durfte. Sie durfte von gar nichts ausgehen, außer, daß der Dämon hinter ihr herkommen würde. Sie überquerte mehrere Hintergärten und erspähte dann etwas, das ihre Rettung bedeuten konnte. Ein Linienbus fuhr gerade auf eine Haltestelle am Ende der Straße zu. Sie stürmte zwischen den Häusern hervor und raste auf ihn zu, während sie sich die Lunge aus dem Leib schrie und wild mit den Armen wedelte. Sie sah, wie der Busfahrer sich umdrehte und sie anschaute. Dieser Blick war ihr mittlerweile vertraut. Es kümmerte sie nicht. Sie rannte um die Front des Busses herum und durch die offene Tür hinein.

»Hey, was geht hier vor?« verlangte der Fahrer zu wissen, während sie in ihren Taschen hektisch nach Kleingeld suchte.

»Schließen Sie nur einfach die Tür und fahren Sie los«, wies sie ihn an und warf schnell einen Blick über die Schulter.

Was immer er auch in ihrem Gesichtsausdruck sah, es überzeugte ihn davon, nicht mit ihr zu diskutieren. Er schloß die Türen und legte den ersten Gang ein. Der Bus löste sich vom Bordstein und bog auf die Straße ein, während der Regen gegen die breite Windschutzscheibe prasselte.

Sie hatte gerade begonnen, den Gang entlangzugehen, als etwas so heftig gegen die Türen krachte, daß das Metall eingebeult wurde und das Glas zersprang. Es waren nur drei weitere Fahrgäste im Bus, und alle drei erstarrten vor Angst. Der Fahrer fluchte und trat aufs Gas. Nest drehte sich schnell zu den beschädigten Türen um und spähte in die Dunkelheit, während sie sich an der Eisenstange einer Rückenlehne festhielt.

Neben dem Bus rannte ein riesiger, wölfischer Schatten her, dessen Augen hell in der Nacht leuchteten.

Dann tauchte auf der Hügelkuppe vor ihnen ein Polizeiauto mit Blaulicht auf und raste schnell heran. Es sauste ohne langsamer zu werden an ihnen vorbei, während sein Scheinwerfer die Nacht durchschnitt.

Der Schatten verschwand.

Nest atmete langsam aus und ließ sich mit wild pochendem Herzen langsam auf einen Sitz gleiten. Als sie ihre Hände anschaute, sah sie, daß sie zitterten.

An die Fahrt zurück in die Stadt erinnerte sie sich nur

schemenhaft. Sobald sie sich vergewissert hatte, daß der Bus in die richtige Richtung fuhr, hörte sie auf, auf irgend etwas zu achten. Leute stiegen ein und aus, aber sie sah sie nicht an. Sie starrte aus dem Fenster in die Dunkelheit und dachte nach.

Es dauerte eine lange Zeit, bis die Angst verebbte, und als das geschehen war, blieb kalte Wut in ihr zurück. Drei Leben waren schneller ausgelöscht worden als eine Kerzenflamme, und niemand außer ihr wußte auch nur davon, und niemanden außer ihr kümmerte es. Boot, Audrey und Ariel – ein Waldschrat, eine Eule und ein Tatterdemalion. Kreaturen des Waldes, der Magie und der Phantasie. Die Menschen wußten nicht einmal, daß sie existierten. Welchen Unterschied machte ihr Verlust da überhaupt? Diese Ungerechtigkeit brannte in ihr. Sie kämpfte eine Weile mit der Möglichkeit, daß sie für das verantwortlich sein könnte, was geschehen war, daß sie den Dämon über sie gebracht hatte. Aber es gab keinen Grund anzunehmen, daß dies so war, und ihr Schuldgefühl gründete sich hauptsächlich darauf, daß sie tot waren, während sie lebte. Aber auch sie war nur knapp davongekommen, erinnerte sich Nest immer wieder selbst. Sie war am Leben, weil sie das Glück gehabt hatte, die Klippe hinabzufallen und sich dabei nicht den Hals zu brechen. Sie war am Leben, weil sie einer Handvoll ernsthafter Versuche des Dämons entkommen war, sie in Fetzen zu reißen.

Sie blinzelte in das plötzliche Gleißen der Scheinwerfer eines Lastwagens. Wie hatte der Dämon von ihrem Treffen erfahren? Das war eine Frage, die nach einer Antwort schrie. Sie starrte noch verbissener in die Dunkelheit und versuchte es zu durchdenken. Der Dämon konnte ihr gefolgt sein. Aber um das zu tun, hätte er ihr den ganzen Tag über folgen müssen. War das möglich? Hätte er das tun

können, ohne daß Ariel oder Two Bears es bemerkt hätten? Ohne daß sie selbst irgendetwas gespürt hätte, ein warnendes Zwicken ihrer schlafenden Magie? Vielleicht. Die Magie war nicht mehr so verläßlich wie früher. Aber falls ihr der Dämon nicht gefolgt war, dann mußte er ihre Nachricht an John Ross abgefangen haben. Er mußte zugehört haben, als sie telefoniert hatte. Oder hatte er etwas von Stefanie Winslow oder von John selbst erfahren?

Sie knirschte bei dem Gedanken mit den Zähnen, daß man sie so unvorbereitet, so verletzlich überrascht hatte und daß sie gerannt – *gerannt!* – war, statt sich zu stellen und zu kämpfen. Sie haßte, was geschehen war, und war nicht glücklich darüber, wie sie sich verhalten hatte. Es spielte keine Rolle, daß sie es erklären konnte, indem sie sich selbst sagte, daß sie durch ihr Verhalten noch am Leben war und daß sie instinktiv gehandelt hatte. Sie war geflohen und hatte nicht standgehalten, während drei andere Leben vernichtet worden waren, und keine Rechtfertigungen konnten etwas daran ändern, wie sie sich dabei fühlte.

Während sie durch die Dunkelheit und den Regen fuhr und mit den Gefühlen kämpfte, die in ihr brodelten, wurde sie daran erinnert, was sie auf Cass Minters Beerdigung empfunden hatte. Sie hatte an einem wunderschönen, sonnigen Tag während der Zeremonie am Grab gestanden und zu begreifen versucht, daß ihre beste und älteste Freundin tot war. Es konnte einfach nicht wahr sein. Nicht Cass, die erst achtzehn war und noch so wenig von ihrem Leben gelebt hatte. Nest hatte dagestanden, versucht, ihre Freundin mit reiner Willenskraft wieder ins Leben zurückzuholen, und war wütend darüber gewesen, daß sie ihr so unerwartet, abrupt und sinnlos genommen worden war. Sie hatte vor Wut gebebt, während der Priester mit sanfter, trösten-

der Stimme aus der Bibel vorlas, und hatte versucht, einen Sinn in der Willkür zu erkennen, die über das Leben und den Tod einer jungen Frau bestimmt hatte.

Genauso fühlte sie sich jetzt, als sie an die Ereignisse im Lincoln Park dachte. Sie war noch keine vierundzwanzig Stunden in Seattle. Sie war mit so einfachen Erwartungen hergekommen und mit einem einzigen Ziel, das sie zu erreichen hatte. Aber es war alles viel komplizierter geworden, als sie es sich zuvor hätte vorstellen können. Es war der reine Wahnsinn geworden.

Sie schaute zu, wie die Lichter und Gebäude der Innenstadt aus der Dunkelheit auftauchten, während sie durchnäßt, dreckverschmiert und erschöpft auf ihrem Sitz saß. West Seattle blieb hinter ihr zurück, verschwand in der Dunkelheit, und ihre Wut verebbte und machte einer unendlichen Traurigkeit Platz. Sie begann zu weinen. Sie weinte still und lautlos, und niemand um sie herum schien es zu bemerken. Sie wollte wieder nach Hause. Sie wünschte, daß ihr nichts von diesen Dingen geschehen wäre. Ein riesiger, leerer Brunnen öffnete sich in ihr und hallte von den Stimmen wider, die sie nie wieder hören würde. Einige stammten aus dem Lincoln Park und der Gegenwart. Andere stammten aus Hopewell und der Vergangenheit. Sie fühlte sich verlassen und allein. Sie fand kein Zentrum für die Abwärtsspirale, in der sie gefangen war.

Sie verließ den Bus an einer Haltestelle in der Innenstadt und wanderte durch die zumeist leeren Straßen zu ihrem Hotel. Sie fragte sich halbherzig, ob der Dämon noch immer auf ihrer Spur war, aber es kümmerte sie nicht länger. Sie hoffte fast, daß er es war, daß er sie erneut angreifen würde und sie eine neue Chance bekäme, sich ihm zu stellen. Es war ein perverser Wunsch, unvernünftig und töricht. Und dennoch fühlte sie sich besser. Dieser Wunsch gab ihr

neue Kraft. Er sagte ihr, daß sie noch da war.

Aber niemand näherte sich ihr oder versuchte auch nur, sie anzusprechen. Sie erreichte das Hotel, durchquerte die Lobby, fuhr zu ihrem Zimmer hinauf, verschloß die Tür hinter sich, legte den Riegel vor und hängte die Sicherheitskette vor. Sie zog ihre ruinierten Kleider aus, duschte und stieg ins Bett.

Dort, in der warmen, umhüllenden Dunkelheit, wirbelten Bilder von Ariel, Boot und Audrey im Licht einer Straßenlaterne, das hell durch ihre Fenster schien, vor ihr durcheinander, und sie gab sich, kurz bevor sie einschlief, das Versprechen, daß sie diese Angelegenheit bis zum Ende durchstehen würde.

Mittwoch, 31. Oktober

Kapitel 18

Als Stefanie Winslow ihn um Mitternacht weckte, hatte John Ross so fest geschlafen, daß er für ein paar Sekunden nicht wußte, wo er war. Die Uhr auf dem Nachttisch leuchtete ihm die Zeit entgegen, so daß er zumindest das wußte, aber sein Kopf war benommen und durcheinander, und er konnte sich einfach nicht konzentrieren.

»John, wach auf!«

Er blinzelte und versuchte zu antworten, aber sein Mund war voller Watte, seine Zunge klebte am Gaumen, und in seinen Ohren summte es. Er blinzelte als Erwiderung auf ihre Worte, erkannte ihre Stimme und hörte das Drängen in ihnen. Sie schüttelte ihn, und der Raum schlingerte, als er versuchte, sich auf einen Ellbogen aufzurichten.

Er fühlte sich, als wäre er betäubt worden.

»John, es ist etwas passiert!«

Die Erinnerung drang durch einen Schwall von Verwirrung und Apathie. Er war in seinem Schlafzimmer – ihrem Schlafzimmer. Er war nach dem Mittagessen mit Nest hergekommen, um über alles nachzudenken, um allein zu sein. Er hatte über ihre Warnung nachgedacht, über die Möglichkeit, daß ein Dämon in der Stadt sein könnte, und über die Gefahr, die er für ihn darstellen mochte. Der Nachmittag war in den Abend übergegangen, das Wetter hatte sich langsam verschlechtert, und die Sonne war hinter Wolken verschwunden, als der Regen näher rückte. Stef war von der Arbeit nach Hause gekommen, um ihm eine

Nachricht von Nest auszurichten und zu sehen, wie es ihm ging. Sie hatte ihm Pasta und einen Tee gemacht und war dann wieder gegangen. Das war das letzte, woran er sich erinnerte.

Er blinzelte erneut und kämpfte sowohl mit seiner Sicht, die in der Dunkelheit noch immer verschwommen war, als auch mit der Weigerung seines Körpers, den Befehlen seines Willens zu gehorchen. Stefanie beugte sich über ihn, um ihn hochzuziehen.

Die Nachricht von Nest …

Daß sie nach West Seattle fuhr, um sich mit einem Waldschrat zu treffen. Daß der Schrat den Dämon gesehen hatte, nach dem sie suchte. Daß dies ihre Chance war, ihm zu beweisen, daß ihre Warnung ernst zu nehmen war. Ihre Worte waren verschlüsselt gewesen, aber ihre Bedeutung war unmißverständlich. Stef hatte ihn gefragt, ob er wüßte, was sie bedeuteten; natürlich wußte er es, aber er hatte es ihr nicht sagen können und war daher gezwungen gewesen, sich eine Erklärung auszudenken.

Die Nachricht war sehr beunruhigend gewesen. Die Vorstellung, daß Nest durch die Stadt wanderte und nach einem Dämon suchte, gefiel ihm überhaupt nicht. Wenn es wirklich einen solchen gab und er herausfand, was sie tat, würde er versuchen, sie aufzuhalten. Sie war gewitzt, und ihre Magie gab ihr einen gewissen Schutz gegen Kreaturen der Leere, aber einem Dämon war sie nicht gewachsen.

Doch als er sich aufmachen wollte, um ihr zu folgen, hatte Stef rasch eingegriffen. Sie hatte seine Stirn befühlt und erklärt, daß er Fieber habe. Als er darauf beharrte, trotzdem zu gehen, hatte sie mit gleicher Entschiedenheit darauf gedrungen, daß er zumindest erst etwas essen müßte, und hatte ihm die Pasta gemacht. Dann war sie zu der Pressekonferenz mit Simon gegangen, nachdem sie ihm ver-

sprochen hatte, bald wieder zu Hause zu sein, und er hatte sich auf das Sofa gelegt, um seinen Tee auszutrinken, hatte für einen Moment die Augen geschlossen, und …

Und war jetzt aufgewacht.

Allerdings hatte er eine vage Erinnerung daran, daß Simon Lawrence hiergewesen war, daß er durch die Tür gekommen war, gleich nachdem Stef gegangen war, und etwas gesagt hatte … er konnte sich nicht erinnern …

Er rieb sich ärgerlich die Augen und zwang seinen Körper mit Stefanies Hilfe zu einer sitzenden Position an der Bettkante.

»John, verdammt noch mal, du mußt aufwachen!« zischte sie fast wütend und schüttelte ihn.

Sein Kopf hing schwer und reaktionslos herab. Was, um alles in der Welt, war mit ihm los?

In letzter Zeit, seit seine Träume aufgehört hatten und er kein Ritter des Wortes mehr war, schlief er häufig auf diese Weise. Er hatte seinen Auftrag, seine Verantwortung und seine Suche aufgegeben, die Träume hatten aufgehört, und sein Schlaf war zurückgekehrt. Aber der Schlaf war schnell und tief geworden; es war oft so, als sei er fast sofort nach dem Einschlafen wieder aufgewacht. Er hatte nicht das Gefühl, sich ausgeruht zu haben, wirklich zu schlummern, wie er es früher gehabt hatte. Stef bewunderte die Tiefe seines Schlafes und hatte mehr als einmal erwähnt, wie friedlich er dann wirkte, wie entspannt. Aber er verspürte beim Erwachen weder Frische noch Entspannung, und mit Ausnahme der paar Male, als er von dem alten Mann und der brennenden Stadt geträumt hatte, hatte er keine Erinnerung daran, überhaupt geschlafen zu haben. »Was ist los?« gelang es ihm schließlich zu fragen und den Kopf zu heben.

Sie beugte sich in der Dunkelheit des Zimmers dicht ü-

ber ihn. Das Straßenlicht zeichnete ihren Umriß auf den zugezogenen Fenstervorhang. »Ich glaube, es brennt bei Fresh Start.«

Sein Verstand war noch immer bewölkt, und ihre Worte rollten darin herum wie in dickem Sirup. »Ein Feuer?«

»Steh jetzt endlich auf!« schrie sie. »Ich will es nicht melden, bevor ich mir nicht sicher bin! Ich habe den Nachtportier angerufen, und es geht niemand ans Telefon! John, ich brauche dich!«

Er torkelte mit einer Anstrengung auf die Beine, die ihn schwindlig und schwach machte. Er fühlte sich, als sei jegliche Kraft aus seinem Körper gewichen. Er war hilflos wie ein Kind. Sie half ihm zum Fenster hinüber, und er spähte in die regnerische Dunkelheit hinaus.

»Da«, sagte sie und deutete mit der Hand, »an der Rückseite des Gebäudes, in den Kellerfenstern.«

Langsam stellten sich seine Augen auf den dunklen, gedrungenen Umriß des Gebäudes ein. Zunächst sah er überhaupt nichts. Dann erhaschte er hinter einer Glasscheibe im Erdgeschoß ein helles, wütendes Flackern. Er wartete einen Augenblick und sah es dann wieder. Flammen.

Er stützte sich auf die Fensterbank und versuchte mit heftigem Kopfschütteln, die Spinnweben aus seinem Verstand zu vertreiben. »Ruf 911 an. Sag ihnen, sie sollen sofort hinfahren.« Er preßte die Augen zusammen, um in der Düsternis besser sehen zu können, und lugte auf die leeren Straßen von Pioneer Square hinab. »Warum ist der Feueralarm nicht losgegangen?«

Sie war hinter ihm am Telefon und in der Dunkelheit nicht zu sehen. »Das habe ich mich auch gefragt. Deshalb habe ich nicht sofort angerufen. Man würde doch annehmen, daß der Alarm losheulen würde, wenn ein Feuer …

Hallo? Hier ist Stefanie Winslow, ich rufe von 2701 Second Avenue an. Ich möchte ein Feuer bei Fresh Start melden. Ja, ich kann es von hier, wo ich stehe, sehen …«

Sie sprach weiter und gab dem Telefonisten einen ausführlichen Bericht. John Ross verließ das Fenster, um nach seinen Kleidern zu suchen. Er drückte auf einen Lichtschalter, doch es wurde nicht hell. Er gab es auf und zog sich im Dunkeln an. Er war noch immer schwach und funktionierte nicht so, wie er sollte, aber der Adrenalinstoß, den er erhalten hatte, als er erkannte, was vor sich ging, hatte seinen Körper in Schwung gebracht. Er zog Jeans, Hemd und Wanderschuhe an, ohne sich um Socken und Unterwäsche zu kümmern, Hauptsache er kam schnell in Bewegung. Es mußte jemand im Zentrum Dienst haben. Wer immer es auch war, er hätte das Feuer entdecken müssen – und er hätte auch ans Telefon gehen müssen, als Stef angerufen hatte, um zu fragen, was los war.

Sie legte hinter ihm den Hörer auf und eilte zur Tür. »Ich muß da hin, John!« rief sie ihm zu, während sie ins Wohnzimmer lief.

»Stef, warte!«

»Komm nach, so schnell du kannst! Ich werde so viele Leute wecken, wie ich kann, und versuchen, sie rauszubringen!«

Die Tür knallte hinter ihr zu. Leise fluchend band er sich die Schnürsenkel zu, stolperte durch die Dunkelheit zum Kleiderschrank, holte seinen Schlechtwettermantel heraus, packte den schwarzen Gehstock und folgte ihr.

Er verschwendete keine Zeit mit dem Fahrstuhl, der entnervend langsam war, sondern ging stattdessen zur Treppe, die er, so schnell er es mit seinem schlimmen Bein konnte, hinabstieg, und hörte ihre leiser werdenden Fußtritte, die

vom Zuschlagen der Treppenhaustür im Erdgeschoß abgelöst wurden. Sein Kopf war jetzt klarer, und auch sein Körper kam endlich richtig in Gang. Er humpelte eilig die Stufen hinunter, wobei er sich auf Geländer und Gehstock stützte, und in wenigen Momenten war er in der Vorhalle und aus der Haustür.

Es goß in Strömen, und das Licht der Straßenlaternen war in der stürmischen Dunkelheit trübe und diffus. Die Second Avenue war leer und fast unheimlich ruhig. Wo war die Feuerwehr? Er verließ den Bürgersteig und eilte durch den heftigen Regen, den Kopf gegen die Windböen gesenkt, die ihm die Tropfen mit solcher Wucht ins Gesicht trieben, daß er kaum erkennen konnte, wo er hinging.

Vor sich sah er Stefanies dunklen Umriß an der Vordertür von Fresh Start anhalten, dagegen hämmern und dann mit den Schlüsseln hantieren, um das Schloß zu öffnen. In den oberen Schlafsälen und in der Eingangshalle glommen Nachtlichter, ansonsten war das Gebäude dunkel. Im Inneren war alles ruhig.

Dann war die Vordertür offen, Stefanie rannte hinein und wurde von der Finsternis verschluckt. Als er näher kam, sah er graue Rauchschwaden aus den Kellerfenstern und dem Vordereingang strömen, um sich im Freien mit dem Nebel und dem Regen zu vermischen. Seine Brust zog sich vor Angst zusammen. In einem alten Gebäude wie diesem würde sich ein Feuer schnell ausbreiten. Er rief hinter Stefanie her, versuchte sie zu warnen, aber seine Worte verhallten im Wind.

Er erreichte die Vordertür, die Stefanie hinter sich offen gelassen hatte, und stürmte hindurch. Im Inneren war alles rauchverhangen, und er konnte kaum genug sehen, um seinen Weg durch die Aufnahme zum Korridor und zu den dahinterliegenden Büros zu finden. Die Tür zum Treppen-

haus war offen, und er hörte Rufe und Schreie von den oberen Stockwerken herabdringen. Er hustete heftig, bedeckte den Mund mit seinem feuchten Ärmel und suchte nach dem Nachtportier. Er konnte sich nicht erinnern, wer in dieser Woche Dienst hatte, aber wer es auch war, er war nicht zu entdecken. John suchte vergeblich den ganzen Korridor und alle Büros nach ihm ab.

Die Kellertür war geschlossen. Rauch drang an ihren Rändern hervor, und als er sie berührte, war sie heiß. Er ignorierte seine Instinkte und riß sie auf. Rauchwolken strömten auf einer Welle versengender Hitze heraus. Er schrie die Treppe hinunter, bekam aber keine Antwort. Er wollte hinuntersteigen, doch Hitze und Rauch trieben ihn zurück. Er sah, wie die Flammen an den Wänden hochzuckten und zu den oberen Stockwerken hinaufkletterten. Holztische, Ablagekörbe und Aktenschränke, Aufzeichnungen und Diagramme und sogar die Treppe selbst brannten.

Er schmetterte die Tür wieder zu und wich zurück.

Hinter ihm auf der Treppe erklangen Fußschritte, als die Frauen und Kinder aus den Obergeschossen heruntergerannt kamen. Er humpelte hinüber, um ihnen gleich den Weg zum Ausgang zu weisen. Sie zeichneten sich als matte Umrisse vor dem Rauch ab, als sie aus der Finsternis auftauchten. Zu gleichen Teilen hustend, weinend und fluchend kamen sie allein oder zu zweit herausgestolpert, die Kinder klammerten sich an ihre Mütter, die sie ebenfalls fest an sich preßten, und die Frauen ohne Kinder halfen den anderen, und die ganze Menge war in nichts als Morgenmäntel, Jacken oder sogar Bettdecken gehüllt. Der Rauch wurde dichter und die Hitze intensiver. Er brüllte, sie sollten sich beeilen, und trieb sie an. Er versuchte sie zu zählen, um festzustellen, wie viele bislang herausgekommen und wie viele noch im Haus waren. Aber er konnte sich

nicht an die Zahl der Belegung erinnern und wußte auch nicht, wie viele am Nachmittag noch aufgenommen worden waren, nachdem er gegangen war. Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig – sie strömten jetzt in größeren Gruppen an ihm vorbei und rempelten sich in ihrer Hast, herauszukommen, gegenseitig an. Fünfunddreißig, sechsunddreißig. Es mußten mindestens neunzig sein, wahrscheinlich sogar knapp hundert.

Er spähte durch die Rauchschwaden, spürte, wie die Hitze um ihn herum anstieg, und sah ein rotes Flackern aus dem hinteren Teil des Ganges. Das Feuer stieg durch die Luftschächte nach oben.

Es gab noch immer kein Zeichen von Stef.

Sirenen kreischten vor der Haustür, und Feuerwehrleute in Schutzkleidung stürmten herein. Ross lag jetzt krampfhaft hustend auf den Knien, seine Augen brannten vom Rauch, und in seinem Kopf drehte sich alles. Sie griffen nach ihm und zogen ihn auf die Füße. Er war zu schwach, um sich zu widersetzen, und konnte kaum seinen Stock festhalten.

Schläuche wurden durch die Tür hereingerollt, und er hörte das Splittern von zerbrechendem Glas.

»Wer ist noch hier drin?« hörte er jemanden fragen.

Er schüttelte den Kopf. »Noch mehr Frauen und Kinder … oben. Stef ist dort … hilft ihnen.« Er würgte heftig und krümmte sich zusammen. »Ein Nachtportier … irgendwo.«

Sie schleppten ihn hinaus in die kühle, regnerische Nacht, lehnten ihn gegen die Seite eines Notarztwagens und gaben ihm Sauerstoff. Er sog ihn gierig in sich hinein, seine Augen begannen sich langsam wieder zu klären, und er konnte wieder vernünftig sehen. Überall um ihn herum drängten sich Gruppen von Frauen und Kindern und zitter-

ten in der kalten Nachtluft.

Sein Blick richtete sich auf Fresh Start. Flammen leckten an der Außenwand empor und schossen aus den Fenstern im ersten und zweiten Stock.

Stef!

Er kam taumelnd auf die Beine und versuchte, wieder ins Haus zu gelangen, doch starke Hände packten ihn an Armen und Schultern und zogen ihn zurück. »Das können Sie nicht tun«, informierte ihn eine Stimme rasch. »Treten Sie jetzt bitte zurück.«

Fenster explodierten und übersäten die Straße mit Glassplittern. »Aber sie ist noch da drin!« versuchte er ihnen keuchend klarzumachen und bemühte sich freizukommen.

Weitere Frauen und Kinder wurden, von Feuerwehrleuten begleitet, eilig herausgebracht. Ein großer Wagen mit einer Rettungsleiter wurde in Position gebracht, und die Leiter wurde bis zum Dach hochgefahren. Polizeiautos waren an Ort und Stelle, um den Verkehr zu regeln, und überall blinkten jetzt Blaulichter. Am Rand des Geschehens sammelte sich hinter den Absperrungen eine Menschenmenge, um zuzuschauen. Der Regen und das Wasser aus den Hydranten hatten die Straßen in Flüsse verwandelt.

Obwohl er sich noch immer wehrte, wurde Ross von der vereinten Kraft seiner Beschützer überwältigt und zu der improvisierten Unterkunft gebracht. Angst und Zorn überschwemmten ihn in einer roten Woge, und er spürte, wie er die Kontrolle über sich verlor.

Stef. Er mußte wieder hinein und Stef herausholen!

Und dann tauchte sie auf. Sie stolperte aus der raucherfüllten Tür des Gebäudes und hielt ein kleines Kind fest umklammert. Feuerwehrleute rannten zu ihr, nahmen ihr das Kind ab und führten beide von dem Haus weg, das

hinter ihnen lichterloh brannte.

Ross riß sich los und lief auf sie zu. Sie brach in seinen Armen zusammen, und sie sanken auf den regennassen Asphalt.

»Stef«, murmelte er erleichtert und umarmte sie fest.

»Es ist in Ordnung, John«, flüsterte sie und nickte an seiner Schulter, während Feuerwehrleute an ihnen vorbeihasteten und Schläuche hinter sich herzogen, die sich wie Schlangen wanden. »Es ist alles in Ordnung.«

Fresh Start brannte noch eine ganze Stunde, bevor das Feuer gelöscht war. Die Flammen griffen nicht auf die angrenzenden Gebäude über, sondern konnten in Schach gehalten werden. Aber das Haus war eine Ruine. Alle Frauen und Kinder, die im Gebäude Obdach gefunden hatten, waren rechtzeitig evakuiert worden, was hauptsächlich Stef zu verdanken war, die sie schnell genug alarmiert hatte, bevor die Flammen die Schlafräume erreichen konnten.

Nur der Nachtportier war nicht entkommen. Seine Leiche wurde im Keller neben den verkohlten Aktenschränken gefunden. Es dauerte nicht lange, um ihn vorläufig zu identifizieren. Es war ein Mann, und Ray Hapgood hatte Dienst gehabt und war nicht zu finden.

Es war drei Uhr in der Früh, als Ross und Stef wieder zurück in ihre Wohnung kamen und leise die Tür hinter sich schlossen. Sie standen eine lange Zeit in der Dunkelheit, hielten sich fest umarmt und atmeten schweigend gegen die Schulter des anderen. Ross konnte nicht aufhören, an Ray zu denken.

»Wie konnte das nur passieren?« flüsterte er schließlich, und der Schock ließ seine Stimme noch immer gepreßt klingen.

Stef schüttelte den Kopf, ohne etwas zu sagen.

»Was hat Ray dort getan?« beharrte er und hob seinen Kopf von ihrer Schulter, um sie anzuschauen. »Es war nicht sein Dienst. Er wollte zu seiner Schwester nach Kent fahren. Das hat er mir selbst erzählt.«

Ihre Finger drückten seinen Arm. »Laß es sein, John.«

Eine sture Entschlossenheit durchfuhr ihn. »Ich will es nicht sein lassen. Wer hatte heute nacht Dienst? Wer?«

Sie hob den Kopf ein wenig, und er konnte die angeschwollenen Prellungen und Schrammen auf ihrem Gesicht sehen. »Simon stellt die Dienstpläne auf, John. Frag ihn.«

»Ich frage aber dich. Wer hatte Dienst?«

Sie blinzelte die Tränen weg, die ihr plötzlich in die Augen traten. »Das warst du. Aber als du nach Hause gingst, weil dir schlecht war, bot Ray an, für dich einzuspringen.«

Er starrte sie ungläubig an. Er hatte Dienst gehabt? Er konnte sich nicht daran erinnern. Warum hatte er das nicht gewußt? Warum hatte er es selbst vor seiner Übelkeit nicht gewußt. Es hätte am Schwarzen Brett hängen müssen. Er war sicher, daß er sich den Plan angesehen hatte. Also warum erinnerte er sich nicht, seinen Namen gelesen zu haben?

Er fühlte sich ausgelaugt und am Boden zerstört. Er stand in der Dunkelheit, hielt Stef an sich gedrückt und schaute ihr in die Augen, und zum ersten Mal seit langer Zeit war er sich keiner Sache mehr sicher. »Hast du meinen Namen gesehen?«

»John …«

»Hast du, Stef?«

Sie nickte. »Ja.« Sie berührte sein Gesicht. »Es ist nicht deine Schuld, John. Nur weil du nicht dort warst, sondern Ray, bedeutet das nicht, daß es deine Schuld war.«

Er nickte, weil es das war, was sie von ihm erwartete, aber er dachte dabei, daß es sich anfühlte, als sei es seine Schuld; es war genauso, wie es sich damals in San Sobel angefühlt hatte. Jedes Versagen und jede Vernachlässigung seiner Pflicht war allein ihm anzulasten, und nichts konnte das ändern. Er schloß die Augen gegen den Schmerz. Ray Hapgood war ein Freund gewesen, ein guter Freund, und er hatte ihn sterben lassen.

»John, hör mir zu.« Stef sprach wieder, das Gesicht dicht bei seinem, ihren Körper in der Dunkelheit an ihn gepreßt. »Ich weiß nicht, warum das hier passiert ist. Niemand tut das. Noch nicht. Also zieh keine voreiligen Schlüsse. Gib dir nicht die Schuld, bevor du die Fakten kennst. Es tut mir leid, daß Ray tot ist. Aber du hast ihn nicht getötet. Und wenn es jemanden treffen mußte, dann ist es mir lieber, daß er es war und nicht du.«

Überrascht von ihrer Schärfe öffnete er die Augen. »Stef.«

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Es tut mir leid, so empfinde ich.«

Sie küßte ihn stürmisch, und er küßte sie zurück und hielt sie fest an sich gepreßt. »Ich kann nicht glauben, daß er tot ist«, flüsterte er, während seine Hand ihren schlanken Rücken streichelte.

»Ich weiß.«

Sie hielten sich noch einen langen Moment umarmt, dann führte sie ihn ins Schlafzimmer. Sie zogen sich im Dunkeln aus, krochen ins Bett und hielten einander in der Kühle der Decken fest. Die Straßen vor ihren Fenstern waren still und verlassen. Alle Feuerwehrwagen, Polizeiautos, Ambulanzen und Gaffer waren fort. Der Regen hatte aufgehört und die Luft feucht und kalt zurückgelassen.

Ross zog Stefs weichen Körper an sich und hörte dem sanften, samtigen Geräusch ihres Atems zu.

»Ich hätte dich heute verlieren können«, flüsterte er.

Sie nickte. »Das hast du aber nicht.«

»Ich hatte Angst, ich hätte es.« Er nahm einen langen und tiefen Atemzug und stieß ihn wieder aus. »Als du drinnen warst und die letzten Kinder herausgeholt hast und ich die Flammen sah, die an den Wänden hochzüngelten, dachte ich wirklich, das hätte ich.«

»Nein, John«, flüsterte sie und küßte ihn zärtlich, immer und immer wieder, »du wirst mich niemals verlieren. Ich verspreche es. Was auch geschehen mag, du wirst mich nicht verlieren.«

Der Traum kommt rasch, ein guter Bekannter, von dem er jetzt wünscht, er hätte ihn nie kennengelernt. Er steht wieder auf dem Hügel südlich von Seattle, schaut zu, wie die Stadt brennt und die Horden der Leere durch die zusammengebrochene Verteidigungslinie strömen, um ihr Ritual aus Tod und Vernichtung zu beginnen. Er sieht die Schlacht, die auf der hohen Brücke stattfindet, wo sich ein letzter vergeblicher Widerstand organisiert hat. Er sieht, wie die Türme aus Stahl und Glas von den Flammen verzehrt werden. Er sieht, wie das helle Wasser in Bucht und Sund sich im Widerschein des Feuers rot färbt.

Er stellt fest, daß er dem, was er beobachtet, kalt und unbeteiligt gegenübersteht. Er ist auf eine Weise davon distanziert, die er nicht erklären kann, die in seinem Traum aber perfekt richtig erscheint, als empfände er schon lange so. Er ist er selbst und zur gleichen Zeit auch jemand ganz anderer. Er hält inne, um dieses Phänomen zu untersuchen, und kommt zu dem Schluß, daß er sich seit der Zeit, als er

ein Ritter des Wortes war, dramatisch verändert hat. Er ist kein Ritter mehr, aber er erinnert sich, wie es damals war. Seltsamerweise liegt ein Hauch von Wehmut über seinen Erinnerungen, den er nicht ganz unterdrücken kann.

Vor ihm brennt Seattle. Bei Einbruch der Nacht wird es aufgehört haben zu existieren. Wie sein altes Leben. Wie die Person, die er einmal war.

Um ihn herum drängen sich Leute zusammen, und sie werfen ihm ängstliche Blicke zu, wenn sie glauben, er würde es nicht sehen. Sie tun gut daran, ihn zu fürchten. Er hat die Macht über Leben und Tod. Sie sind seine Gefangenen. Er kann mit ihnen tun, was er will, und sie fragen sich ängstlich, was er für sie geplant hat. Die Gewalt über soviel Macht ist ein seltsames Gefühl, weil es ihn sowohl anzieht als auch abstößt. Er fragt sich beiläufig, wie er zu diesem Punkt in seinem Leben gekommen ist.

Von dem langen, dunklen Bogen der hohen Brücke stürzen Körper wie Lumpenpuppen in einen Abgrund aus Rauch und Feuer. Ihre Schreie reichen nicht bis zu ihm.

Der alte Mann nähert sich, so wie er sich jedesmal in seinem Traum genähert hat, deutet mit dem Finger auf Ross und flüstert mit seiner rauhen, heiseren Stimme: Ich kenne dich.

Geh weg von mir, befiehlt Ross angewidert. Er will die Worte, die der alte Mann sagen wird, nicht erneut hören.

Ich kenne dich, wiederholt der Mann unbeirrbar, und seine seltsamen, milchigen Augen leuchten mit dem Licht seines Wahnsinns. Du bist es, der ihn getötet hat. Ich war fort.

Ross hält ihm stand, weil er es sich nicht leisten kann, sich abzuwenden. Seine Gefangenen schauen zu, lauschen und warten auf seine Erwiderung. Sie werden seine Stärke

daran messen. Der alte Mann schwankt, als wäre er ein Schilfhalm in einem heftigen Wind. Er ist spindeldürr und abgerissen, sein Verstand ist labil und sein Lachen von den Echos seines zerschmetterten Lebens erfüllt.

Geh weg von mir, sagt Ross noch einmal.

Der Zauberer von Oz! Du hast ihn getötet! Ich erinnere mich an dein Gesicht! Ich habe dich gesehen! Dort, im Glaspalast, im Schatten des Zinnmannes, in der Smaragdstadt, an Halloween! Du hast den Zauberer von Oz getötet! Du!

Die Worte verklingen, und der alte Mann beginnt leise zu weinen. O Gott, das war das Ende von allem!

Ross schüttelt den Kopf. Es ist mittlerweile eine vertraute Litanei für ihn. Er hat es schon früher gehört und wendet sich schroff ab. Das liegt alles in der Vergangenheit, und die Vergangenheit kümmert ihn nicht mehr.

Aber der alte Mann rückt beharrlich dichter heran. Ich habe dich gesehen. Ich habe zugeschaut, wie du es getan hast. Ich konnte es nicht begreifen. Er war dein Freund. Es gab keinen Grund!

Es gab einen Grund, denkt Ross, obgleich er sich nicht erinnern kann, was es war.

Aber die junge Frau! Der alte Mann liegt auf den Knien, und sein Kopf baumelt hundeartig zwischen den gesenkten Schultern herab. Welchen Grund hattest du, sie zu töten?

Jetzt fährt Ross erschüttert zusammen. Welche junge Frau?

Hättest du sie nicht verschonen können? Sie hat nur versucht zu helfen. Sie schien dich zu kennen ...

Ross schreit wütend auf und stößt den alten Mann weg. Der Mann stolpert zurück und fällt keuchend in den Schlamm. Schweig! brüllt Ross ihn an. Er ist wütend und

aus der Fassung gebracht, weil er sich jetzt ebenfalls daran erinnert. Es ist ein Teil der Vergangenheit, die er begraben geglaubt hatte, eine Wahrheit, die er in den Überresten seiner Verwandlung zurückgelassen hatte ...

Schweig, schweig, schweig!

Der alte Mann versucht davonzukriechen, aber er hat eine Grenze übertreten, die er nicht hätte verletzen sollen, und diese Überschreitung kann ihm Ross nicht verzeihen. Er schreitet dorthin, wo der alte Mann sich windet und bereits die Strafe ahnt, die auf ihn wartet, und er hebt den schweren, schwarzen Stock und läßt ihn wie einen Hammer herabsausen.

Ross fuhr in der Dunkelheit seines Schlafzimmers hoch, seine Augen öffneten sich schlagartig, und sein Körper war steif vor Entsetzen. Er atmete in schnellen, abgehackten Zügen, und das Pochen seines Herzens dröhnte ihm in den Ohren. Stef lag schlafend neben ihm und ahnte nichts von seiner Qual. Die Nachttischuhr zeigte fünf Uhr dreißig an. Er hörte ein leises Prasseln gegen das Fensterglas. Es regnete wieder.

Er umklammerte sich bewegungslos unter der Decke, starrte ins Nichts und erinnerte sich. Der Traum war real gewesen. Die Erinnerungen waren die seinen. Er preßte gepeinigt die Augen zusammen. Er wußte, wer die junge Frau war.

Und zum ersten Mal, seit ihn der Traum heimsuchte, hatte er Angst, daß er wirklich eintreten könnte.

Kapitel 19

Als das Telefon klingelte, lag Nest unter ihrer Decke vergaben, wo es pechschwarz war, und sie war sicher, daß es noch mitten in der Nacht sein mußte. Sie ließ es ein paarmal klingeln, während ihr Körper und ihr Geist sich noch faul in der Wärme des Schlafes suhlten. Dann überfluteten sie die Erinnerungen an das Grauen der letzten Nacht im Lincoln Park, und sie kroch unter der Decke hervor in das schockierend helle Tageslicht.

Unsicher in die gleißende Helligkeit blinzelnd, nahm sie den Hörer ab. »Hallo?«

»Nest, ich bin's. Bist du in Ordnung?«

John Ross. Sie erkannte seine Stimme. Aber was für eine seltsame Frage. Außer natürlich, er wußte, was ihr im Park passiert war, aber sie hatte keine Ahnung, wie er davon hätte erfahren können. Sie hatte danach mit niemandem gesprochen. Sie war zurückgekommen und fast sofort eingeschlafen.

»Mir geht's gut«, antwortete sie, und Mund und Kehle fühlten sich dabei trocken und wattig an. Wie spät war es? Sie blickte auf die Uhr. Fast Mittag. Sie hatte vergessen, den Wecker zu stellen, und mehr als zehn Stunden geschlafen.

»Habe ich dich geweckt?« fragte er schnell. »Das tut mir leid, aber wir müssen miteinander reden.«

Sie nickte. »Ist schon gut. Ich hatte nicht vor, so lange zu schlafen.« Noch während sie sprach, spürte sie, wie der Schmerz einsetzte. Ihr ganzer Körper pulsierte in einem Ziehen, das sich stetig von einem leisen Wimmern zu einem scharfen Schrei steigerte. »Wo bist du?«

»Unten, am Empfang.« Er zögerte. »Ich habe schon frü-

her angerufen, aber es ist niemand rangegangen. Ich hatte Angst, daß dir etwas passiert sein könnte, und bin deshalb herübergekommen. Kannst du runterkommen?«

Sie holte tief Luft und bemühte sich noch immer, wach zu werden. »In etwa einer halben Stunde. Kannst du solange warten?«

»Ja.« Er zögerte einen Moment. »Ich habe nachgedacht. Möglicherweise hattest du recht mit den Dingen, über die wir gesprochen haben. Vielleicht hatte ich unrecht.«

Sie zwinkerte überrascht. »Ich komme, so schnell ich kann.«

Sie legte den Hörer auf die Gabel und rollte sich auf den Rücken. Was immer ihm geschehen war, es mußte ebenso bedeutungsvoll gewesen sein wie das, was ihr passiert war. Sie wußte nicht mit Bestimmtheit, ob er bereit war, dies zuzugeben, aber es klang, als könnte es so sein. Sie starrte in das Sonnenlicht, das sich auf dem Boden in einem goldenen Rechteck vor dem hohen Fenster ausbreitete. Sie hatte nicht nur vergessen, den Wecker zu stellen, sondern sich auch nicht darum gekümmert, die Vorhänge zuzuziehen. Sie blickte hinaus auf den silbrigen Spalt blauen Himmels, der zwischen den Wänden der umliegenden Gebäude sichtbar war. Das Gewitter der letzten Nacht schien besserem Wetter Platz gemacht zu haben.

Sie rollte sich langsam aus dem großen Bett, und ihre Gelenke und Muskeln knirschten protestierend. Jeder Teil ihres Körpers schmerzte von den Geschehnissen der vergangenen Nacht, und als sie an sich herabschaute, entdeckte sie auf ihren Rippen und Schenkeln blaue Flecken, die so groß waren wie Frisbee-Scheiben, und Kratzer auf Händen und Armen, die von getrocknetem Blut verkrustet waren. Sie konnte es kaum erwarten, ihr Gesicht zu sehen. Sie warf einen Blick auf die blutverschmierten Decken und

Kissen und zog eine Grimasse. Sie war dankbar, daß sie das nicht den Zimmermädchen erklären mußte, wenn diese hier aufräumten.

Sie ging ins Badezimmer und duschte. Der Haufen feuchter Handtücher und Waschlappen erinnerte sie daran, daß sie erst letzte Nacht geduscht hatte, aber sie mußte das Ritual erneut absolvieren, um sich auf die Begegnung mit John Ross vorzubereiten. Die letzte Nacht schien weit weg zu sein, und der Tod von Ariel, Boot und Audrey war in eine Art Nebel gehüllt. Als sie unter dem Strom heißen Wassers stand, kam es ihr zunächst so vor, als wären sie überhaupt nicht real gewesen, als hätte sie nur von ihnen geträumt. Doch als die Einzelheiten in ihrem Gedächtnis auftauchten, wurden die Bilder schärfer und verfestigten sich, und als sie schließlich dabei war, ihre Jeans und ein NU-Sweatshirt anzuziehen, entdeckte sie überrascht, daß sie weinte.

Sie hob die dreckige Kleidung auf, stopfte sie in einen Wäschebeutel und verstaute diesen in ihrer Reisetasche. Ihre Windjacke war völlig zerfetzt, also warf sie sie in den Mülleimer. Sie würde sich eine neue kaufen müssen, bevor sie nach draußen ging. Sie hielt inne und fragte sich, wo genau sie eigentlich draußen hingehen wollte. Sie hatte das Zimmer für zwei Nächte gemietet, und ihr Flug nach Hause ging heute nachmittag um halb fünf. Reiste sie wirklich ab? War ihr Anteil an dieser Geschichte vorbei? Sie erinnerte sich an das Versprechen, das sie sich in der letzten Nacht gegeben hatte, daß sie diese Angelegenheit bis zum Ende durchstehen würde. Dieses Versprechen hatte sie Ariel, Audrey und Boot gegeben, aber ebenso sich selbst.

Sie sah sich in dem Zimmer um. Nun, was sie als nächstes tun würde, hing davon ab, was ihr John Ross zu sagen hatte.

Die lange, dunkle, raubtierhafte Gestalt des Dämons, der sie durch den Park hetzte, kam ihr plötzlich in den Sinn. Sie schlang die Arme um sich und schob entschlossen das Kinn vor. Sie hatte es satt, aus Angst und fehlender Vorbereitung davonzulaufen. Wenn der Dämon sie erneut heimsuchte, würde sie gewappnet sein. Sie würde einen Weg finden, mit ihm fertig zu werden.

Aber es war John Ross, der Unterstützung brauchte. Er war es, hinter dem der Dämon wirklich her war, nicht sie. Sie war für ihn nur eine Ablenkung, eine lästige Bedrohung seiner Pläne. Sobald Ross umgedreht worden war, spielte es keine Rolle mehr, was sie tat.

Sie verließ ihr Zimmer und fuhr mit dem Fahrstuhl in die Lobby hinunter. Als sie heraustrat, saß John Ross auf der gegenüberliegenden Seite in einem Sessel und stand sofort auf, wobei er sich schwer auf den Gehstock stützte.

»Guten Morgen«, sagte er, als er sie erreicht hatte. Sie sah den Schock in seinen Augen, als er ihr Gesicht genauer erkennen konnte.

»Guten Morgen«, erwiderte sie. Sie lächelte ihn schief an. »Der Rest von mir schaut genauso übel aus, falls du dich das fragen solltest.«

Er sah beunruhigt aus. »Das habe ich getan. Ist dir das im Lincoln Park passiert? Stef hat mir deine Nachricht ausgerichtet.«

»Ich werde dir alles beim Frühstück erzählen. Oder Mittagessen, wenn du willst. Ich bin am Verhungern. Ich habe seit gestern um diese Zeit nichts mehr gegessen. Komm mit.«

Sie führte ihn in den Speiseraum und bat um einen Tisch an der Rückwand, der ein wenig entfernt von den anderen Gästen stand. Sie setzten sich einander gegenüber und

nahmen die Speisekarten von der Bedienung entgegen. Nest überflog sie kurz und legte sie dann beiseite.

»Du hast gesagt, es sei etwas passiert«, hakte sie nach und musterte dabei sein Gesicht.

Er nickte. »Fresh Start ist in der letzten Nacht abgebrannt. Ray Hapgood kam dabei ums Leben. Sie haben ihn heute morgen eindeutig identifiziert.« Seine Stimme klang steif und unbehaglich. »Ray hatte die Nachtschicht für mich übernommen, wie sich herausstellte. Das wußte ich nicht. Ich wußte nicht einmal, daß ich in dieser Woche dafür eingeteilt war. Ich weiß nicht, warum ich nichts davon wußte, aber das ist wirklich das wenigste, was mir Sorgen macht.« Er schüttelte den Kopf. »Ray war ein guter Freund. Das geht mir sehr nahe.«

»Wann ist das passiert?« fragte sie sofort. »Um welche Zeit, meine ich?«

»Irgendwann nach Mitternacht. Ich habe geschlafen. Stef hat mich geweckt, um aus dem Fenster zu schauen und ihr zu bestätigen, was sie gesehen hatte. Wir riefen 911 an und sind dann rübergerannt, um die Leute in dem Gebäude zu wecken. Stef ist bis ins oberste Stockwerk hinaufgelaufen. Sie hat alle außer Ray rausgebracht.«

Nest hörte ihm kaum zu, als er ihr die Details erzählte, da sie damit beschäftigt war, die Bewegungen des Dämons zwischen Lincoln Park und Pioneer Square in die richtige Ordnung zu bringen. Er hätte nicht an beiden Orten sein können, wenn beide Ereignisse gleichzeitig stattgefunden hätten, aber es gab eine offensichtliche Lücke zwischen der Zeit, als er sie gejagt hatte, und der, als er das Feuer gelegt haben mußte. Er hätte sofort in die Stadt zurückrasen müssen, sobald sie ihm entkommen war, aber es war möglich.

Doch warum sollte er sich die Mühe machen, Fresh Start

anzuzünden? Welchen Grund konnte er dafür gehabt haben?

»Ich weiß, woran du denkst«, sagte John plötzlich. »Ich habe ebenfalls daran gedacht. Aber die Experten der Feuerwehr sagen, daß das Feuer aufgrund von brüchiger oder schadhafter Verkabelung im Heizungssystem ausgebrochen ist. Es war keine Brandstiftung.«

»Du meinst, sie haben keinen Beweis dafür, daß es Brandstiftung war«, sagte sie.

Er musterte sie sorgfältig. »In Ordnung. Ich glaube auch nicht, daß es ein Unfall war. Aber warum sollte ein Dämon Fresh Start anzünden?«

Genau die Frage, die sie sich ebenfalls gestellt hatte. Sie schüttelte den Kopf. Die Bedienung kam, um ihre Bestellung aufzunehmen, und ging wieder. Nest versuchte, die Angelegenheit zu durchdenken, zu entdecken, was sie übersehen hatte, denn ihr Instinkt sagte ihr, daß es etwas gab, das ihr entgangen war.

»Du hast am Telefon gesagt, du hättest über das nachgedacht, was ich dir erzählt habe«, sagte sie schließlich. »Du meintest, du hättest vielleicht unrecht gehabt. Wie ist es zu diesem Sinneswandel gekommen? Das war doch nicht nur das Feuer, oder? Da muß noch etwas anderes sein.« Sie hielt einen Moment inne. »Du sagtest, du wärst gekommen, weil du gedacht hättest, mir sei möglicherweise etwas passiert. Wie bist du auf diese Idee gekommen?«

Ihm war eindeutig unbehaglich zumute, aber es lag eine harte Entschlossenheit in seinem Blick. »Erinnerst du dich an den Traum, von dem ich dir erzählt habe?«

»Ich erinnere mich, daß du mir nicht wirklich erzählt hast, worum es darin ging.«

Er nickte. »Damals hielt ich es nicht für notwendig. Jetzt

denke ich das schon.«

Sie musterte ihn schweigend und überlegte, was das zu bedeuten hatte. Es konnte nichts Gutes sein. »Okay«, sagte sie. »Erzähl ihn mir.«

Ihr Gesicht war so zerschlagen und aufgeschürft, daß er nur mit Mühe seine Stimme ruhig halten konnte. Er konnte nicht anders, er fühlte sich verantwortlich dafür, als hätte sein Traum letzte Nacht die Ereignisse in Gang gesetzt, die er für heute prophezeit hatte. Er wollte wissen, was ihr passiert war, aber ihm war klar, daß sie es ihm erst erzählen würde, wenn sie sich überzeugt hatte, daß er über seine Haltung zu der Warnung der Lady noch einmal nachgedacht hatte. Er spürte, daß etwas wie Verzweiflung ihn packte, als er mit seinem Bericht begann, eine wachsende Furcht davor, daß er nicht bewerkstelligen konnte, weshalb er hergekommen war.

»Ich habe diesen Traum seit mehreren Monaten«, begann er. »Es ist immer derselbe Traum, und es ist der einzige, den ich überhaupt habe. Das ist mir noch nie zuvor passiert. Nachdem ich aufgehört hatte, ein Ritter des Wortes zu sein, hatte ich lange Zeit gar keine Träume mehr – jedenfalls nicht von der Sorte, die ich sonst hatte, nur die Bruchstücke, die jeder hat. Als ich daher anfing, diesen Traum zu bekommen, war ich überrascht. Es war stets derselbe Traum, aber er veränderte sich jedesmal und zeigte mir immer ein wenig mehr von dem, was geschehen würde.

Der Traum läuft folgendermaßen ab: Ich stehe auf einem Hügel südlich von Seattle und sehe zu, wie die Stadt brennt. Wie all die alten Träume aus meiner Zeit als Ritter des Wortes handelt auch dieser von der Zukunft. Die Leere hat die Stadt belagert und gestürmt. Es findet eine Schlacht statt. Ich bin in diesem Traum kein Ritter des Wortes, und

ich beteilige mich nicht an dem Kampf. Aber ich stehe dort, mit Gefangenen um mich herum, und in meinen letzten Träumen bin ich ihr Wärter. Ich weiß nicht, warum das so ist, aber es ist eine Tatsache.

Dann nähert sich mir ein alter Mann, und er beschuldigt mich, vor langer Zeit jemanden getötet zu haben. Er sagt, er sei dabeigewesen, hätte gesehen, wie ich es tat. Er sagt, ich hätte Simon Lawrence getötet, den Zauberer von Oz, in Seattle, an Halloween. Er sagt, es sei im Art Museum geschehen, im Glaspalast und im Schatten des Zinnmannes. Aber ich weiß, was er meint. Das Art Museum besteht hauptsächlich aus Glas, und davor steht eine Skulptur, die *Der hämmernde Mann* heißt, ein metallener Riese, der mit seinem Hammer auf eine Platte schlägt. Es ist unmißverständlich, was er sagt. Außerdem kann ich mich in dem Traum auch daran erinnern, daß es geschah. Ich kann mich nicht an Einzelheiten erinnern – vielleicht, weil ich sie nicht kenne. Aber ich weiß, daß er die Wahrheit sagt.«

Er hörte auf zu sprechen, als die Bedienung mit ihrem Essen kam. Sobald sie wieder fort war, beugte er sich vor und fuhr fort.

»Ich habe das nicht alles auf einmal erfahren. Es wurde mir in Bruchstücken enthüllt. Aber ich habe diese kleinen Stücke zusammengesetzt. Ich wußte, was der Traum mir sagte. Aber ich habe es nicht geglaubt. Es gibt keinen Grund für mich, Simon Lawrence zu töten. Ich respektiere und bewundere ihn. Ich will solange für ihn arbeiten, wie er mich läßt. Warum sollte ich auch nur daran denken, ihn zu ermorden? Als du mich gestern nach dem Traum gefragt hast, sah ich keinen Grund, darüber zu reden. Ob ich nun ein Ritter des Wortes bin oder nicht, ich würde niemals zulassen, daß die Ereignisse in dem Traum eintreten. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe befürchtet, der Traum wäre

eine Taktik des Wortes, um mich zur Räson zu bringen und so zu verängstigen, daß ich wieder in seinen Dienst zurückkehre. Ich dachte auch an die Möglichkeit, daß er das Werk der Leere war. Es war egal. Ich würde nicht zulassen, daß er mich beeinflußte.«

Sie schlang ihr Club Sandwich herunter, während er sprach, aber ihre Augen waren dabei fest auf ihn gerichtet. Er schaute auf sein eigenes Essen hinunter, das er nicht angerührt hatte. Er nahm einen Schluck von dem Eistee.

»In der letzten Nacht, nach dem Feuer, hatte ich den Traum wieder.« Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht, warum. Das tue ich nie. Die Träume kommen einfach. Es war derselbe Traum, mit demselben beunruhigenden Inhalt. Doch diesmal gab es einen neuen Asspekt. Der alte Mann erinnerte mich an jemand anderen. Er sagte, daß ich zur gleichen Zeit, als ich Simon Lawrence tötete, noch jemand anderen ermordet hätte. Er sagte, es sei eine junge Frau gewesen, jemand, den ich gekannt hätte.«

Sie hörte auf zu essen und starrte ihn an. »Ich weiß«, sagte er ruhig. »Genauso habe ich ebenfalls empfunden. Der Schock hat mich aufgeweckt. Danach bin ich wachgeblieben, bis es hell wurde, und habe nachgedacht. Ich glaube nicht, daß es jemals geschehen könnte. Ich kann mir nicht vorstellen, daß ich das zuließe.« Seine Stimme wurde tiefer. »Aber in dem Traum hatte ich es getan, daher kann ich die Möglichkeit nicht ausschließen, daß ich mich irren könnte. Außerdem erinnere ich mich an das, was ich vor fünf Jahren in Hopewell tun sollte. Wenn ich einmal bereit war, es zu tun …«

Er brach ab, seine Hände verkrampften sich, und seine Augen wirkten unstet. »Ich weiß nicht, ob es dort draußen einen Dämon gibt. Ich weiß nicht, ob die Leere eine Falle für mich aufbaut. Ich weiß nicht, was vor sich geht. Aber

was es auch sein mag, ich will nicht, daß du darin verwickelt wirst. Zumindest nicht noch mehr, als es ohnehin schon der Fall ist. Ich möchte, daß du sofort ein Flugzeug nimmst und hier verschwindest. Geh weg, so weit weg, daß du unmöglich von dem betroffen sein kannst, was hier als nächstes passieren wird.«

Sie nickte langsam. »Und was geschieht mit dir?«

Er schüttelte den Kopf. »Ich weiß es noch nicht. Das muß ich herausfinden. Aber ich kann dir eines sagen: Ich bin mir nicht mehr sicher, daß ich nicht in Gefahr bin.«

Sie aß den letzten Rest ihres Sandwichs auf und wischte sich sorgfältig den Mund ab, wobei sie zusammenzuckte, als sie über die tiefen Schrammen an ihrem Kinn strich. »Gut für dich«, sagte sie. Ihr Blick war fest. »Aber du weißt noch nicht einmal die Hälfte über diese Sache. Laß mich dir den Rest erzählen.«

Die Enthüllungen aus seinem Traum hatten sie aus der Fassung gebracht, und sie war mehr als ein wenig verängstigt und verärgert, daß sie erneut sein Opfer werden könnte, aber sie verbarg dies alles vor ihm. Sie konnte es sich nicht leisten, daß ihre Gefühle dem Auftrag in die Quere kamen, der sie hierhergeführt hatte. Sie konnte später darüber nachgrübeln, was es zu bedeuten hatte, daß er einen solchen Traum hatte, aber jetzt mußte sie sich darauf konzentrieren, ihn davon überzeugen, daß er etwas tun mußte, um sich zu schützen.

»Ich habe in der letzten Nacht gesehen, wie drei Waldkreaturen gestorben sind«, begann sie. »Eine von ihnen war Ariel, eine war ein Waldschrat namens Boot und die dritte war eine Eule namens Audrey. Ein Dämon hat sie getötet, ein Dämon, der versucht, deine Seele zu erbeuten, John.

Ariel, Audrey und Boot sind bei dem Versuch gestorben, das zu verhindern. Hör daher bitte gut zu, was ich dir zu sagen habe.«

Sie erzählte ihm alles, was geschehen war. Sie begann damit, daß Ariel auf dem Markt aufgetaucht war, um sie nach West Seattle und in den Lincoln Park zu bringen, wo Boot und Audrey lebten. Boot hatte den Dämon gesehen und eine Geschichte zu erzählen. Sie hatte John angerufen, um ihm Bescheid zu sagen, was sie vorhatte, und vielleicht auch, um ihn zu überreden mitzukommen. Aber sie hatte ihn nicht erreichen können und daher bei Stef eine Nachricht für ihn hinterlassen, von der sie angenommen hatte, daß nur er sie verstehen könnte. Sie hatte ein Taxi zum Park genommen und war hineingegangen. Am Rand der Klippen, oberhalb von Pudget Sound, waren der Waldschrat und die Eule aufgetaucht.

Sie gab Boots Geschichte wieder und berichtete so genau sie sich erinnern konnte von dem Gespräch, das zwischen den beiden Dämonen stattgefunden hatte. Dann erzählte sie, wie der erste Dämon den zweiten getötet hatte, um seinen Anspruch auf Ross zu verteidigen. Boot hatte ihr gerade mehr berichten wollen, als der Angriff passierte, der Boot und Audrey das Leben kostete und zu der Verfolgungsjagd über die Klippe führte, der auch Ariel zum Opfer gefallen war.

»Ich fiel versehentlich die Klippe hinab, sonst wäre ich ebenfalls tot«, endete sie. »Ich bin ganz hinunter bis zum Ufer gefallen, aber ich habe mir nichts gebrochen. Ich sprang auf und rannte aus dem Park, der Dämon noch immer hinter mir. Da waren Häuser, bei denen ich hoffte, Hilfe zu finden. Zweimal gelang es mir hineinzukommen, und beide Male brach der Dämon Türen und Fenster auf, um mich zu schnappen. Ich hatte Glück, John. Ein paarmal

hätte er mich fast erwischt. Am Ende gelang es mir, ihm in einem Bus zu entkommen. Und selbst dann noch rammte er so heftig die Bustüren, daß das Glas zersplitterte und das Metall eingebeult wurde. Seine Raserei war so groß, daß er nicht zu wissen schien, was er tat. Ich glaube, wenn die Polizei nicht aufgetaucht wäre, hätte er nicht von mir abgelassen. Er muß sich wirklich Sorgen wegen mir machen, wenn er so weit geht. Vielleicht glaubt er, ich wüßte etwas. Möglicherweise tue ich das, aber die Wahrheit ist, daß ich noch nicht darauf gekommen bin, was das sein könnte.«

Sie beobachtete, wie sich die Haut auf seinem Gesicht spannte und seine Augen blicklos wurden, als sähe er durch sie hindurch auf etwas anderes. »Ich wollte dir folgen, und dann geschah etwas, und ich konnte nicht«, sagte er leise.

Sie wartete. Seine Augen sahen sie jetzt wieder an. »Der Dämon muß jemand sein, den ich kenne, nicht wahr?«

Sie nickte. »Ich denke schon. Jemand, den du gut kennst, sogar. Jemand von Fresh Start, wenn du noch eine weitere Vermutung hören willst. Als Ariel nach unserem Mittagessen bei mir auftauchte, sagte sie, ich solle dir fernbleiben, daß du verloren wärst und daß Dämonengestank an dir haften würde. Sie sagte, dieser Gestank sei auch überall bei Fresh Start. Ich war vorher ja dort, und mir wurde körperlich übel, während ich mich in diesem Gebäude befand. Es könnte der Dämonengestank gewesen sein oder auch der Dämon selbst. Dies ist alles neu für mich. Aber es sind keine müßigen Spekulationen mehr. Es ist die Wirklichkeit. Jemand ist hinter dir her.«

Er sagte eine Weile lang nichts, während er darüber nachdachte. »Wer war gestern morgen bei Fresh Start, als du dorthin kamst?«

Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß nicht genau. Stef, Simon Lawrence, Ray Hapgood, Carole Soundso, Della

Jenkins und noch ein paar andere. Es waren eine Menge Leute da. Ich glaube nicht, daß wir es auf diese Weise eingrenzen können.«

»Du hast recht, das ist zu schwierig. Wie ist es mit dem Park? Wie konnte der Dämon dich dort aufspüren? Er muß dir gefolgt sein …«

»Oder er hat meine Nachricht abgefangen«, beendete sie den Satz. »Daran habe ich bereits gedacht. Wer könnte außer dir und Stef gewußt haben, wo ich hinwollte?«

Er zögerte. »Ich weiß es nicht. Stef hat die Nachricht bei Fresh Start entgegengenommen und mir gebracht. Ich glaube nicht, daß sie es jemand anderem erzählt hätte, aber es ist möglich.«

Nest holte tief Luft – sie mochte nicht, was sie sagen mußte. »Also könnte Stef der Dämon sein.«

Der Blick, mit dem John Ross sie ansah, war nicht zu deuten. »Das ist nicht möglich«, sagte er ruhig.

Sie schwieg.

Ross sah sich um und musterte die anderen Gäste. »Laß uns das hier woanders fortsetzen.«

Sie ließ das Essen auf ihre Zimmerrechnung setzen, und gemeinsam gingen sie in die Lobby. Auf der anderen Seite befand sich eine kleine Bar mit Bibliothek; sie war leer. Sie gingen hinein und nahmen einen Tisch an der Rückseite der oberen Ebene. Der Barmann, der die einzige Bedienung war, kam herauf, nahm ihre Bestellung für zwei Cappuccinos auf und ging wieder. Umgeben von Regalen voller Bücher und einer Wolke aus Mißtrauen und Zweifel saßen sie sich wieder gegenüber.

»Sie hat gestern nacht all diese Leute gerettet«, betonte Ross. »Sie hat ihr Leben riskiert, Nest. Ein Dämon würde das nicht tun.«

»Ein Dämon würde alles tun, was seinem Vorhaben nützt.«

»Es ist nicht möglich«, sagte er noch einmal.

»Der Dämon ist ein Gestaltwandler. Ein sehr geschickter Gestaltwandler.«

Ross schüttelte den Kopf. »Ich würde es wissen. Man könnte mich zum Narren halten, aber nicht so vollständig.«

Sie würde seine Meinung nicht ändern können. Außerdem wollte sie ihm glauben. »Also hat der Dämon auf andere Weise herausgefunden, wo ich hinging und was ich dort wollte. Welche Weise könnte das sein?«

Ross rieb sich das schmale Kinn mit der Hand und schüttelte langsam den Kopf. »Ich weiß es nicht, Nest. Das ergibt alles keinen rechten Sinn. Irgendetwas stimmt an der ganzen Sache nicht. Wenn die Leere vorhat, mich umzudrehen, warum tut sie es dann nicht auf direktem Weg? Nehmen wir nur einmal einen Moment lang an, der Traum tritt ein, und ich töte Simon Lawrence. Das wäre eine schreckliche Sache, aber es würde mich nicht davon überzeugen, jetzt in den Dienst der Leere zu treten. Es würde vermutlich genau das Gegenteil bewirken.«

Nest schaute ihn zweifelnd an. »Aber die Lady hat gesagt, es begänne mit einem einzigen Fehltritt. Man verwandelt sich nicht auf einmal. Man verändert sich schrittweise.«

Sie starrten einander eine Zeitlang an, ohne etwas zu sagen. Nest dachte plötzlich an Two Bears und an den Grund, warum er in Seattle war. Vielleicht sollte sie Ross davon erzählen. Aber was würde das bewirken? Wie konnte ihm das an diesem Punkt weiterhelfen?

Seine grünen Augen glühten. »Erinnerst du dich, daß ich vorhin sagte, ich wollte dir folgen, aber dann passierte

etwas, und ich konnte nicht? Irgendetwas war mit mir nicht in Ordnung, nachdem ich dich verlassen hatte. Ich bin zurück in die Wohnung gegangen und praktisch ohnmächtig geworden. Stef hat kurz vorbeigeschaut, um mir deine Nachricht auszurichten. Dann glaube ich, mich daran zu entsinnen, daß Simon ebenfalls da war. Das ist das letzte, woran ich mich erinnern kann, bevor ich um Mitternacht aufwachte. Das läßt mir keine Ruhe. Ich kann mich nicht einmal daran erinnern, ins Bett gegangen zu sein. Ich weiß nur noch, daß ich im Wohnzimmer saß und es seltsam fand, daß Simon da war; dann wachte ich in meinem Bett auf, als Stef mich schüttelte.«

Er zögerte. »Ich war ziemlich hinüber. Möglicherweise war noch jemand dort. Vielleicht habe ich etwas von deiner Nachricht erwähnt und kann mich bloß nicht daran erinnern.«

Er blickte sie hilfesuchend an, aber sie konnte ihm keine geben. Er wartete einen Moment und beugte sich dann vor. »Für wann ist dein Rückflug nach Chicago gebucht?«

»Heute, um halb fünf.«

Er nickte. »Gut. Nimm die Maschine und verschwinde hier. Wir müssen etwas unternehmen, um den Lauf der Ereignisse zu stören, etwas, um diesen Traum zu umgehen. Dich hier wegzubringen, ist der erste Schritt. Ich werde ein wenig herumschnüffeln und sehen, was ich erfahren kann. Vielleicht kann ich etwas aufdecken. Wenn ich das nicht kann, werde ich auch fortgehen. Ich habe ein paar Tage Urlaub übrig. Die werde ich einfach nehmen. Wenn keiner von uns hier ist, werden die Ereignisse aus dem Traum nicht eintreten.«

Sie sah ihn forschend an. »Du wirst abreisen, bevor es dunkel wird, vor der Feierlichkeit?«

Seine Lippen preßten sich fest zusammen. »Ich werde nicht in die Nähe des Seattle Art Museum kommen. Ich werde weit davon entfernt sein.«

Sie dachte an das Versprechen, das sie sich selbst gegeben hatte, diese Sache bis zum Ende durchzustehen. Aber wenn sie darauf beharrte hierzubleiben, würde er ebenfalls bleiben. Das konnte sie nicht zulassen. Und wenn sie beide fortgingen, wäre die Sache vorbei – zumindest für den Augenblick. Wenn Ross akzeptierte, daß er in Gefahr war, daß ein Dämon daran arbeitete, ihn zu korrumpieren, dann würde er auf der Hut sein. Das sollte ausreichen. Sie hatte die Nachricht der Lady überbracht, und das war alles, was von ihr erwartet wurde.

»In Ordnung«, sagte sie. »Ich werde gehen.«

»Jetzt?«

»Sobald ich meine Sachen gepackt habe und auschecken kann. Ich werde ein Taxi zum Flughafen nehmen. Du brauchst dir meinetwegen keine Sorgen mehr zu machen.«

Er atmete langsam aus. »Das ist gut.«

»Versprich mir nur, daß du nicht vergißt, dir um dich selbst Sorgen zu machen. Diese Sache ist nicht zu Ende, bevor du nicht herausgefunden hast, wer der Dämon ist.«

»Ich weiß«, sagte er.

Und auch dann würde es nicht enden, und das wußten sie beide. Es würde nicht enden, denn selbst wenn es ihm gelang, diesen Dämon zu enttarnen, würde es einen neuen geben und noch einen und noch einen, bis es einem von ihnen gelang, Ross zu vernichten. Es würde nicht zu Ende sein, bis er entweder einen Weg fand, den Stab zurückzugeben, oder bereit war, sein Leben als Ritter des Wortes wieder aufzunehmen. Es war keine Entscheidung, die leicht getroffen werden konnte.

»Wirst du mich in Hopewell anrufen und mir zumindest eine Nachricht hinterlassen?« fragte sie in die anhaltende Stille.

»Ja.«

Sie seufzte. »Ich hasse es, diese Sache unerledigt zurückzulassen.« Sie sah die plötzliche Besorgnis in seinen Augen. »Aber ich werde meinen Teil des Handels einhalten, John. Mach dir keine Sorgen.«

»Das ist ja gerade das Problem. Ich mache mir welche.«

Sie stand auf. »Ich gehe jetzt besser. Auf Wiedersehen, John. Paß auf dich auf.«

Er erhob sich ebenfalls, und sie kam um den Tisch herum, um ihn zu umarmen und auf die Wange zu küssen. Die Geste war steif, linkisch und unbeholfen.

»Auf Wiedersehen, Nest«, sagte er.

Sie trat zurück. »Weißt du was«, sagte sie. »Das Abschiednehmen fühlt sich dieses Mal auch nicht besser an als damals. Ich bin mir deiner noch immer nicht sicher.«

Sein Lächeln war bitter und traurig, und plötzlich sah er älter aus, als er war. »Ich weiß, Nest. Das tut mir leid. Danke, daß du gekommen bist. Es bedeutet mir sehr viel, daß du das getan hast.«

Sie drehte sich um, verließ die Bar und durchquerte die Lobby zu den Fahrstühlen, ohne zurückzuschauen.

Kapitel 20

Andrew Wren erwachte an diesem Morgen sehr zeitig, obwohl er noch lange auf gewesen war, um die Geldtransfers nachzuvollziehen, die von den Geschäftskonten von Fresh Start und Pass/Go auf die Privatkonten von Simon Lawrence und John Ross stattgefunden hatten. Es war bereits weit nach Mitternacht gewesen, als er seine Arbeit beendet und sich überzeugt hatte, daß er jetzt genau wußte, wie alle Abbuchungen und Überweisungen vor sich gegangen waren und auf welchen Wegen das Geld bewegt worden war. Er war vollkommen erschöpft gewesen, doch ein wenig Schlaf wirkte bei ihm Wunder, wenn er auf einer heißen Spur war, und er fühlte sich bereits beim ersten Dämmerlicht wieder energiegeladen und bereit weiterzumachen.

Trotzdem ließ er sich Zeit. Er mußte ein paar Anrufe tätigen und Faxe schicken. Er wollte die Kontostände und Unterschriften überprüfen. Bevor er zu schreiben begann, wollte er völlig sichergehen. Also duschte und rasierte er sich gemächlich, während er die ganze Angelegenheit noch einmal in Gedanken durchging.

Erst als er zum Frühstück hinuntergegangen war und die *New York Times* durchblätterte, hörte er eine Unterhaltung an einem benachbarten Tisch und erfuhr, daß Fresh Start während der Nacht abgebrannt war.

Er konnte zunächst kaum glauben, was er da hörte, und er unterbrach seine Lektüre, um genauer zu lauschen, als in dem Gespräch die Einzelheiten ausgebreitet wurden. Das Gebäude war völlig ruiniert. Es gab nur ein Todesopfer, einen Angestellten. Man nahm nicht an, daß es sich um Brandstiftung gehandelt hatte. Simon Lawrence würde am

Nachmittag um zwei Uhr eine Pressekonferenz zur Zukunft seines Projektes geben.

Andrew Wren beendete sein Frühstück und kaufte eine Ausgabe der *Post-Intelligencer,* der Morgenzeitung von Seattle. Auf der ersten Seite waren Bilder und ein kurzer Text über das Feuer, aber es war zu spät gewesen, um noch einen ausführlichen Artikel zu bringen.

Wren ging mit der Zeitung zurück in sein Zimmer und setzte sich an den Schreibtisch, auf dem sein gelber Notizblock und die Papiere über die illegalen Geldtransfers lagen. Er versuchte herauszufinden, ob das Feuer irgendetwas mit dem zu tun haben könnte, was er untersuchte, aber es war noch zu früh, um eine solche Verbindung herzustellen. Wenn es keine Brandstiftung war, hatte es für seine Nachforschungen keine Bedeutung. War das Feuer jedoch vorsätzlich gelegt worden, konnte es sogar sehr wichtig sein. Er starrte aus dem Fenster und überlegte, was er als nächstes tun sollte. Es war erst Viertel nach neun.

Er kam schnell zu einer Entscheidung, wie er es immer tat, wenn er kurz vor dem Ziel stand. Er schickte seine Faxe an die Redaktion und an mehrere Spezialisten, mit denen er von Zeit zu Zeit zusammenarbeitete, und bat sie um die Informationen, die er benötigte. Anschließend begann er, alle Banken anzurufen, bei denen Privatkonten auf die Namen von Simon Lawrence und John Ross eröffnet worden waren, um die Gelder von Fresh Start und Pass/Go aufzunehmen. Er benutzte eine altbewährte Methode, indem er behauptete, in der Buchhaltung von einer der beiden gemeinnützigen Organisationen zu arbeiten, gab die Kontonummer und den jeweiligen Kontostand durch, den er vor sich liegen hatte, und bat darum, die Summe zu bestätigen. Nachdem er auf diese Weise das Vertrauen seines Gesprächspartners erworben hatte, sammelte er durch vorsich-

tige Fragen weitere Informationen, um seine Untersuchung weiterzuführen. Dies war ihm praktisch bereits zur zweiten Natur geworden. Er wußte genau, wie er an die Bankangestellten herankam und alle Informationen aus ihnen herauslockte.

Kurz nach halb elf war er fertig. Er rief bei Pass/Go an und fragte nach Stefanie Winslow. Als sie an den Apparat kam, teilte er ihr mit, daß er herüberkäme, um den Wiz zu sehen. Sie erklärte ihm, daß Simon frühestens am Nachmittag zur Verfügung stehe, wenn überhaupt. Er versicherte ihr, daß er das verstände, er hätte von dem Feuer gehört und wüßte, was Simon durchmachte, aber er brauchte nur ein paar Minuten, und es sei äußerst wichtig, ihn sofort zu treffen. Er fügte hinzu, daß es sich um die Sache handelte, die sie am gestrigen Tag diskutiert hätten, und daß er sicher sei, Simon würde ihn sehen wollen.

Sie legte ihn auf die Warteschleife. Als sie zurückkam, sagte sie, daß er gleich herüberkommen sollte.

Andrew Wren legte auf, zog seine zerknautschte Jacke mit den Flicken auf den Ellbogen an, schnappte sich seine Aktentasche und verließ, leise vor sich hin summend, sein Zimmer.

Zehn Minuten später stieg er vor Pass/Go aus einem Taxi. Die Schule befand sich direkt rechts neben Fresh Start, war aber durch eine schmale Gasse von dem Gebäude getrennt. Vor letzter Nacht hatten beide Häuser im wesentlichen gleich ausgesehen – 40er Jahre Backsteingebäude, die auf die Second Avenue blickten, lange Glasfenster und von der Straße zurückversetzte Eingänge besaßen, die aus hölzernen Doppeltüren bestanden, an denen sich keine Namensschilder befanden. Doch Pass/Go hatte das Feuer überlebt, dem Fresh Start zum Opfer gefallen war. Fresh Start war nur noch eine ausgebrannte, geschwärzte Hülle,

umgeben von Absperrungen und gelben Signalbändern. Das Dach und die Stockwerke waren eingesackt oder zusammengebrochen, die Fenster in der Hitze zersprungen, und das Inventar und die Möbel waren völlig vernichtet.

Als er dort stand und die noch immer rauchende Ruine betrachtete, kam Stefanie Winslow aus der Tür von Pass/Go.

»Guten Morgen, Mr. Wren«, sagte sie freundlich mit einem bezaubernden Lächeln und streckte ihm die Hand entgegen.

Als er ihr seine eigene reichen wollte, bemerkte er entsetzt die Wunden auf ihren Armen und Händen. »Gütiger Himmel, Miss Winslow! Was ist denn mit Ihnen passiert?«

Sie zuckte mit den Achseln. »Ich war daran beteiligt, die Leute in der letzten Nacht herauszuholen, und dabei habe ich mir ein paar Schrammen und Beulen geholt. Nichts, was nicht wieder heilen wird. Wie geht es Ihnen?«

»Gut.« Ihr Verhalten verdutzte ihn ein wenig. »Sie wirken erstaunlich fröhlich, wenn man die Umstände bedenkt, wenn Sie mir die Bemerkung verzeihen wollen.«

Sie lachte. »Nun, das ist mein Job, Mr. Wren. Man erwartet von mir, daß ich zu allem eine gute Miene mache, wie immer mir auch zumute sein mag. Wir haben das Haus verloren, aber alle Bewohner sind herausgekommen. Das hilft nicht viel, wenn ich an Ray denke, aber es ist das Beste, was ich tun kann.«

Sie teilte ihm die Einzelheiten über Ray Hapgoods Tod und die Bemühungen der Feuerwehr mit, das Gebäude zu retten. Ross war dabeigewesen, als dies geschehen war, aber vorher hatte er geschlafen, und sie hatte ihn wecken müssen, damit er helfen konnte. Es sah also nicht so aus, als hätte er etwas mit dem Feuer zu tun. Wren hörte ihr zu,

ohne sonderlich daran interessiert zu wirken, während er sich für später sorgfältig geistige Notizen machte.

»Das Gebäude war vollständig versichert«, endete sie, »so daß wir in der Lage sein werden, es wieder aufzubauen; Für die Zwischenzeit hat man uns die Benutzung eines Lagerhauses erlaubt, das ein paar Blocks entfernt ist und ziemlich schnell für unsere Bedürfnisse hergerichtet werden kann, so daß es während des Wiederaufbaus als Notunterkunft dienen kann. Wir haben bereits eine Anzahl von Spenden bekommen, um uns über Wasser zu halten, und es sollten noch mehr hereinkommen. Die Dinge könnten viel schlimmer stehen.«

Wren lächelte. »Nun, es freut mich, das zu hören, Miss Winslow.«

»Stefanie, bitte.« Sie berührte seinen Arm. »Miss Winslow klingt irgendwie autoritär.«

Wren nickte zustimmend. »Meinen Sie, ich könnte jetzt Mr. Lawrence für die paar Minuten sehen, die Sie mir versprochen haben? Bevor er zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt ist? Ich weiß, daß er für zwei Uhr eine Pressekonferenz angesetzt hat.«

»Jetzt würde es gut passen, Mr. Wren.« Sie nahm seinen Arm, wie den eines alten Freundes. »Kommen Sie mit mir. Wir haben ihn ganz hinten versteckt.«

Sie gingen durch eine Vorhalle hinein, die mit leuchtend bunten Postern und Kinderzeichnungen dekoriert war, vorbei an einem Empfangsschalter und einen Gang entlang, von dem Türen zu Klassenzimmern und Büros abgingen. Durch hohe Fenster konnte Wren auf eine grasbewachsene Spielwiese voller Spielzeug hinaussehen, die zwischen die umgebenden Gebäude gequetscht worden war.

»Die Kinderkrippe, Küchenräume, Eßsäle, Nachhilfe-

zimmer und weitere Klassenzimmer befinden sich oben«, informierte ihn Stefanie und winkte einem der Lehrer zu, als sie an einer offenen Tür vorbeikamen. »Das Leben geht weiter.«

Simon Lawrence hatte sich in einem winzigen Büro ganz im hinteren Teil des Gebäudes eingerichtet. Er saß an einem alten Holzschreibtisch, umgeben von Kartons voller Büromaterial und Formulare, und seine kantige Gestalt war über einen Berg von Papieren, Akten, Notizblöcken und Stiften gebeugt. Er telefonierte, winkte Wren aber durch die offene Tür herein und zu einem Klappstuhl, der dem glich, auf dem er selbst saß. Stefanie winkte zum Abschied, verließ den Raum und schloß leise die Tür hinter sich.

Der Wiz beendete sein Gespräch und legte auf. »Ich hoffe, Sie kommen nicht mit schlechten Nachrichten, Andrew«, sagte er und lächelte müde. »Ich habe gerade alle schlechten Nachrichten bekommen, die ich im Augenblick verdauen kann.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Wren ließ den Blick über die Kisten und nackten Wände schweifen. »Ziemlicher Abstieg im Vergleich zu Ihrer letzten Bleibe.«

Simon schnaubte verächtlich. »Das ist völlig bedeutungslos. Wir haben Fresh Start verloren. Es wird mindestens drei Wochen dauern, das Lagerhaus umzubauen und das Projekt wieder zum Laufen zu bringen. Ich frage mich, wie viele Frauen und Kinder wir in dieser Zeit verlieren werden.«

»Sie werden alles tun, was Sie können. Manchmal muß das einfach genug sein.«

Simon lehnte sich zurück. Sein gutaussehendes Gesicht sah abgespannt und hager aus, aber seine Augen waren hell und scharf, als sie sich auf den Reporter richteten. »Okay,

Andrew, worum geht es? Legen Sie Ihre Karten auf den Tisch, und lassen Sie uns die Angelegenheit hinter uns bringen.«

Andrew Wren nickte, griff in seine Aktentasche, holte die Kopien heraus, die er von den Dokumenten gemacht hatte, die ihm zugespielt worden waren, und legte sie vor dem Wiz auf den Schreibtisch. Simon nahm sie an sich und überflog sie, zuerst schnell, dann langsamer. Sein Gesicht verlor etwas Farbe, und sein Kinn schob sich hart vor. Als er zur Hälfte mit den Papieren durch war, blickte er auf.

»Sind die echt?« fragte er vorsichtig. »Haben Sie überprüft, ob sie existieren?«

Wren nickte. »Jedes einzelne.«

Der Wiz kehrte zu seiner Lektüre zurück und beendete sie rasch. »Ich weiß, was ich sehe, aber ich kann es nicht glauben.« Seine Augen fixierten Wren. »Ich weiß nichts von alledem. Weder von den Konten noch von irgendeiner der Überweisungen. Ich würde Ihnen eine Erklärung geben, aber das kann ich nicht. Ich bin fassungslos.«

Andrew Wren saß wartend da und sagte nichts.

Der Wiz lehnte sich wieder auf seinem Klappstuhl zurück und legte die Papiere auf den Tisch. »Ich habe keinen Cent von einem der Projekte genommen, der nicht vorher genehmigt war. Nicht einen einzigen. Diese Konten, die auf meinen Namen lauten, gehören mir nicht. Ich weiß nicht, wer sie eröffnet oder die Überweisungen getätigt hat, aber sie gehören nicht mir. Ich kann mir auch nicht vorstellen, daß John Ross so etwas tun würde. Er hat mir niemals einen Grund gegeben, der zu einer solchen Vermutung Anlaß gegeben hätte.«

Wren nickte und schwieg weiter.

»Wenn ich der Gesellschaft Geld stehlen wollte, würde

ich entweder sehr viel mehr nehmen oder es geschickter anfangen. Diese Art von Kleindiebstählen ist lächerlich, Andrew. Haben Sie die Unterschriften überprüft, ob sie mit meiner oder der von John übereinstimmen?«

Wren kratzte sich gedankenvoll am Kinn. »Ich lasse es von Profis untersuchen. Später am Nachmittag sollte ich mehr wissen.«

»Wer hat Ihnen das alles gegeben?« Der Wiz deutete mit einer wegwerfenden Handbewegung auf die belastenden Papiere.

Wren zuckte mit den Achseln. »Sie wissen, daß ich Ihnen das nicht sagen kann.«

Simon Lawrence schüttelte bestürzt den Kopf. »Nun, man sagt, diese Sachen kämen immer zu dritt. Letzte Nacht habe ich einen guten Freund verloren und dazu die Hälfte von fünf Jahren Arbeit. Heute muß ich feststellen, daß ich dabei bin, meinen Ruf zu verlieren. Ich frage mich, was als nächstes kommt.«

Er stand von seinem Schreibtisch auf, lief zwischen ihm und der Tür hin und her und wandte sich dann wieder Wren zu. »Ich wette, wenn Sie die Unterschriften überprüfen, werden Sie keine Übereinstimmung finden.«

»Durchaus möglich. Aber das würde nicht heißen, daß Sie nichts damit zu tun haben, Simon. Sie hätten es von jemand anderem tun lassen können.«

»John Ross?«

»Ross, oder sogar eine dritte Person.«

»Warum hätte ich das tun sollen?«

»Ich weiß es nicht. Vielleicht waren Sie verzweifelt. Verzweifelte Menschen tun verzweifelte Dinge. Ich habe es aufgegeben, nach den Gründen zu suchen, warum Leute die Dinge tun, die sie tun. Ich habe schon alle Hände voll damit

zu tun herauszufinden, was sie überhaupt tun.«

Der Wiz setzte sich wieder; seine Augen glühten. »Ich habe fünf Jahre damit verbracht, dieses Projekt aufzubauen, Andrew. Ich habe alles gegeben, was ich hatte, um es zum Laufen zu bringen. Wenn Sie das hier öffentlich machen, geht alles den Bach runter.«

»Das weiß ich«, bestätigte Andrew leise.

»Selbst wenn es nichts gibt, was mich direkt damit in Verbindung bringt, selbst wenn mich eine öffentliche Anhörung von jedem Fehlverhalten freisprechen sollte, wird das Projekt nie wieder dasselbe sein. Ich werde zurücktreten, um jeden noch schwelenden Verdacht über Unregelmäßigkeiten auszuräumen, oder ich werde bleiben und kämpfen und mit dem Verdacht leben, daß noch immer etwas vorgeht. Doch was ich auch tue, man wird sich an Fresh Start und Pass/Go immer wegen dieses Skandals erinnern und nicht wegen des Guten, das sie bewirkt haben.«

Andrew Wren seufzte. »Ich finde, Sie bewerten Ihren Fall ein wenig über, Simon.«

Der Wiz schüttelte den Kopf. »Nein, das tue ich nicht. Und wissen Sie auch, warum nicht? Weil diese ganze Sache von einem Seidenfaden zusammengehalten wird. Den Obdachlosen zu helfen ist kein Projekt, das von sich aus Unterstützung anzieht. Es ist kein Projekt, dem die Leute in Scharen zulaufen, weil es ihnen ein Bedürfnis ist, den Obdachlosen zu helfen. Was mit den Obdachlosen passiert, spielt im Leben der meisten Menschen nur eine sehr geringe Rolle. Es ist keine prestigeträchtige Sache. Es ist keine mitreißende Aufgabe. Es balanciert gerade noch auf dem Rand des Bewußtseins der Menschen, und ein kleiner Stoß würde genügen, um es aus ihrem Gesichtsfeld fallen zu lassen. Es hat mich Jahre gekostet, die Leute darauf auf-

merksam zu machen und es zu einer Sache aufzubauen, die sie vor allen anderen unterstützen. Aber das Projekt kann genau diese Unterstützung im Bruchteil einer Sekunde wieder verlieren.«

Er seufzte. »Ich weiß, daß Sie nur Ihren Job machen, Andrew«, sagte er nach einem kurzen Moment. »Ich würde auch nicht verlangen, daß Sie weniger tun. Aber seien Sie bitte gründlich. Seien Sie absolut sicher, bevor Sie handeln. Es hängt schrecklich viel davon ab, wie Sie sich entscheiden.«

Andrew Wren faltete die Hände in seinem Schoß und schaute auf sie hinab. »Ich weiß besser, als Sie glauben, was auf dem Spiel steht, Simon. Aus diesem Grund bin ich gekommen, um zuerst mit Ihnen zu sprechen. Ich wollte hören, was Sie zu sagen haben. Was das Fällen von Entscheidungen angeht, so habe ich vorher noch eine ganze Menge Arbeit zu erledigen. Ich werde nichts überstürzen.«

Er stand auf und streckte die Hand aus. »Diese Sache tut mir leid. Wie ich Ihnen gesagt habe, ich bewundere die Arbeit, die Sie hier geleistet haben. Ich würde den Gedanken hassen, daß sie aus irgendeinem Grund beeinträchtigt wird.«

Simon Lawrence ergriff seine Hand und schüttelte sie fest. »Vielen Dank, daß Sie wegen dieser Sache zu mir gekommen sind. Ich werde tun, was ich kann, um sie von meiner Seite aus aufzuklären. Was immer ich auch finden werde, Sie werden es erfahren.«

Andrew Wren öffnete die Tür und ging den Gang zurück in den Empfangsbereich. Es war nichts von Stefanie Winslow zu sehen, die wahrscheinlich unterwegs war, um die Pressekonferenz vorzubereiten. Als er sich der Eingangstür näherte, blieb er stehen und drehte sich um.

Die junge Frau, die am Empfangsschalter arbeitete, blickte lächelnd auf, als er zu ihr kam. »Kann ich Ihnen helfen?«

»Ich frage mich«, sagte er und lächelte dabei zurück, »ob Sie wissen, wo ich John Ross finden könnte.«

Kapitel 21

Es war schon fast zwei Uhr, als Nest ihre Sachen gepackt, aus dem Alexis ausgecheckt und ein Taxi zum Flughafen genommen hatte. Sie fuhr die I-5 entlang nach Süden, auf der einen Seite am Boeing Field vorbei und auf der anderen an einer stockenden Autoschlange, die sich nach Norden schob. Sie schaute aus dem Fenster, beobachtete, wie die Stadt in der Ferne zurückblieb, und kämpfte mit dem Gefühl, daß ihre Verbindung zu John Ross gemeinsam mit ihr verblaßte.

Sie wurde von Zweifeln und einem Gefühl des Unbehagens geplagt, das sie nicht erklären konnte.

Sie hatte alles getan, weswegen sie hergekommen war, und noch ein wenig mehr. Sie hatte John Ross gefunden, sie hatte ihm die Warnung der Lady überbracht, ihn davon überzeugt, daß er sich in Gefahr befand, und ihm das Versprechen abgenommen, daß er alles, was nötig war, unternehmen würde, um sich zu schützen. Sie sagte sich immer wieder, daß es wirklich nichts mehr gab, was sie noch tun konnte – nichts, was sie irgendwie rechtfertigen konnte –, aber dieser ganze Monolog schien nicht im mindesten zu helfen.

Vielleicht hatte es etwas mit dem Umstand zu tun, daß Ariel, Audrey und Boot noch immer tot waren und ein Teil

der Schuld daran bei ihr lag. Möglicherweise hatte es mit ihrem Unbehagen darüber zu tun, daß sie so wenig getan hatte, um ihnen zu helfen. Sie wußte, daß es ihr nicht recht war abzureisen, solange der Dämon, der sie ermordet hatte, noch frei in Seattle herumlief. Aber was sollte sie tun? Ihn aufspüren und Rache nehmen? Wie sollte sie das anstellen, und welchen Unterschied würde es jetzt noch machen? Es würde die Waldkreaturen nicht wieder lebendig werden lassen. Es würde die Dinge nicht auf irgendeine Weise, die von Bedeutung war, wieder ins Lot bringen. Vielleicht würde es ihr ein gewisses Maß an Befriedigung verschaffen, aber selbst dessen war sie sich nicht sicher.

Sie kam zu dem Schluß, daß es sie am meisten störte, so viele lose Enden zurückzulassen. Sie war eine Läuferin, eine Wettkämpferin, und sie war es gewohnt, die Dinge bis zum Ziel durchzustehen und nicht auf halber Strecke aufzugeben. Und genauso fühlte sich ihre Abreise an.

Eine Zeitlang gelang es ihr, dies beiseite zu drängen und über das nachzudenken, was sie am anderen Ende ihres Fluges erwartete. Northwestern University mit Unterrichtskursen gleich am Morgen, drei Tage Hausarbeiten nachzuholen und dazu ihre versäumten Trainingseinheiten. Das Haus ihrer Großeltern, das jetzt das ihre war, und die Verkaufspapiere, die auf dem Küchentisch lagen. Pick mit seinen unaufhörlichen Fragen über ihre Verpflichtung dem Sinnissippi Park gegenüber. Robert, der geduldig auf einen Telefonanruf oder Brief wartete, in dem sie ihm mitteilte, daß alles in Ordnung war.

So wie sie auf einen Anruf oder Brief von John Ross warten würde, der ihr das gleiche mitteilte.

Oder würde sie nie wieder etwas von ihm hören?

Das Taxi bog auf die Ausfahrt zum Flughafen ein, schlängelte sich die verschiedenen Zugänge entlang und

fuhr zur Abfertigungshalle. Sie schaute zu den großen Flugzeugen hinüber, die überall geparkt waren, und sinnierte über die Idee, nach Hause zu fliegen. Es kam ihr nicht real vor. Es fühlte sich nicht so an wie etwas, daß geschehen würde.

Sie stieg am United Terminal aus, bezahlte den Fahrer und ging hinein. Sie checkte am Fahrkartenschalter ein und erhielt ihren Bordpaß und die Zuweisung ihres Abflugtores. Sie beschloß, ihre Tasche bei sich zu behalten, weil sie nicht sehr groß war und sie sich die Mühe ersparen wollte, sie bei der Gepäckausgabe im O'Hare-Flughafen wieder abholen zu müssen. Sie ging auf die Geschäfte und Zugangsrampen zu und erinnerte sich plötzlich, völlig unzusammenhängend, daß sie ihre Windjacke noch nicht ersetzt hatte. Sie hatte ihr Sweatshirt übergezogen, aber das würde nicht warm genug sein, wenn sie in Chicago ins Freie kam.

Sie schaute sich um und ging dann in einen Northwest Passage Outdoor Shop, ein Bekleidungsgeschäft, das hauptsächlich Kleidung mit Logos verkaufte. Nachdem sie ein wenig gestöbert hatte, fand sie eine leichte Damenjacke, mit der sie leben konnte, brachte sie zur Kasse und zahlte mit ihrer Kreditkarte.

Als sie mit ihrer Neuerwerbung unter dem Arm das Geschäft verließ, fragte sie sich, ob die Erinnerungen der toten Kinder, aus denen Ariel bestanden hatte, dazu benutzt werden würden, ein neues Tatterdemalion zu erschaffen, oder ob sie für immer im Winde verweht waren. Was geschah mit Tatterdemalions, wenn ihr Leben endete? Fügten sie, die von Anfang an aus nicht viel mehr als Fetzen von Magie und Erinnerungen bestanden, sich jemals wieder zu einem neuen Leben zusammen? Pick hatte es ihr nie gesagt.

Sie ging zu einer Wartezone in der Nähe einer Sicherheitsschleuse und setzte sich. Sie war wieder dazu zurück-

gekehrt, über John Ross nachzudenken. Irgendetwas war überhaupt nicht in Ordnung. Sie wußte nicht, was es war, aber sie wußte, daß es existierte. Sie hatte versucht vorzugeben, daß alles in Ordnung war, aber das war es nicht. Vielleicht an der Oberfläche, aber nicht tief im Innern, unter der bequemen Illusion, der sie sich hinzugeben versuchte. Sie schaute sich ihre Besorgnis genau an, und sie funkelte trotzig zurück.

Was war es, das ihr entgangen war?

Was war es, das sie tun mußte, um ihr Unbehagen los zu werden?

Sie begann noch einmal, die ganze John-Ross-Angelegenheit zu überprüfen. Sie ging alle Aspekte durch und stoppte abrupt, als sie zu seinem Traum kam. Die Lady hatte Nest wegen des Traumes gewarnt. Sie hatte gesagt, daß er in wenigen Tagen eintreten würde und daß John Ross, je mehr er an den Ereignissen beteiligt war, die er prophezeite, um so mehr riskierte, in die Fänge der Leere zu geraten. Der Traum sagte voraus, daß Ross Simon Lawrence, den Zauberer von Oz, töten würde.

Er sagte ebenfalls voraus, daß er sie töten würde. Aber das hatte er bis letzte Nacht nicht prophezeit.

Möglicherweise, weil sie vor diesen letzten paar Tagen kein Teil seines gegenwärtigen Lebens gewesen war?

Sie starrte das beleuchtete Fenster des gegenüberliegenden Zeitungskiosks an und dachte nach. John Ross hatte ihr vor fünf Jahren von seinen Träumen erzählt. Seine Träume von der Zukunft waren fließend, weil die Zukunft fließend war und von dem verändert werden konnte, was in der Gegenwart geschah. Das zu bewirken, wurde von ihm als Ritter des Wortes erwartet. Es war seine Mission. Verändere die Ereignisse, die einen Verfall der Zivilisation und der

Menschheit beschleunigen. Verändere ein paar Ereignisse, nur ein paar, und das Gleichgewicht der Magie kann aufrechterhalten und die Leere in Schach gehalten werden.

Was war, wenn die Lady in diesem Fall genau dasselbe Spiel spielte? Was war, wenn die Lady sie nur deshalb zu John Ross geschickt hatte, um ein neues Element in die Ereignisse seines Traumes einzufügen? Ross würde Nest zuhören, hatte die Lady ihr durch Ariel mitgeteilt. Ihre Worte würden Gewicht für ihn haben. Aber es hatte nicht funktioniert, nicht wahr? Nicht das, was sie zu Ross gesagt hatte, hatte den Unterschied gemacht. Es war das gewesen, was ihr im Park widerfahren war. Es war die Art gewesen, in der ihre Gegenwart den Dämon beeinflußt hatte, der dadurch wiederum Ross beeinflußt hatte. Wie eine Reihe aus Dominosteinen, die einmal angestoßen wurde. Konnte das der eigentliche Grund gewesen sein, warum die Lady sie zu Ross gesandt hatte?

Nest holte langsam und tief Atem und stieß die Luft wieder aus. Es war nicht so abwegig, sich vorzustellen, daß mit Menschenleben Spiele gespielt wurden. Es war schon früher passiert und es war auch ihr schon passiert. Pick hatte sie gewarnt, daß das Wort niemals alles offenbarte, und daß das, was wahr zu sein schien, es oft genug nicht war. Er hatte sie gewarnt, vorsichtig zu sein.

Dies löste einen unangenehmen Gedanken aus. Vielleicht wußte die Lady, daß Nests Gegenwart den Traum von John Ross beeinflussen würde, daß es ihn so verändern würde, daß sie ein Teil davon wurde und John dadurch aus der trügerischen Sicherheit gerissen wurde, er sei nicht in Gefahr.

Wenn dem so war, dann benutzte das Wort sie als Köder.

Nachdem John Ross Nest verließ, ging er nicht zu Pass/Go oder seiner Wohnung zurück. Stattdessen wanderte er die First Avenue entlang zu einem Starbucks-Café und bestellte sich einen großen Milchkaffee, den er mit nach draußen in den Occidental Park nahm, wo er sich hinsetzte. Der Tag war noch sonnig und hell, die kühle Schärfe des Herbstes bislang nur ein Wispern auf dem Rücken der Brisen, die vom Sund herüberstrichen. Ross nippte gedankenverloren an seinem Kaffee, wärmte seine Hände an dem Pappbecher und beobachtete die Leute, die vorbeigingen.

Er glaubte noch immer, er würde eine Eingebung haben, was die Identität des Dämons betraf. Er war sicher, daß er es herausbekommen würde, wenn er nur intensiv genug über das Rätsel nachdachte und es aus dem richtigen Blickwinkel betrachtete. Schließlich gab es nur eine Handvoll Möglichkeiten. Es arbeiteten eine Menge Leute bei Fresh Start und Pass/Go, doch nur ein paar von ihnen standen ihm nahe. Und wenn man Ray Hapgood, Stefanie und sicher auch Simon ausschloß, blieben nicht mehr viele Kandidaten übrig.

Doch jedesmal, wenn er einen möglichen Verdächtigen ins Visier nahm, tauchte eine Ungereimtheit oder ein gegensätzlicher Beweis auf, der ihm zeigte, daß er auf der falschen Spur war. Es blieb der Umstand bestehen, daß niemand der richtige zu sein schien. Seine Verwirrung wurde noch dadurch verstärkt, daß er sich überhaupt nicht vorstellen konnte, was sein Traum über die Ermordung von Simon Lawrence mit alledem zu tun hatte. Die Vorgehensweise des Dämonen war so labyrinthartig, daß er ihr nicht zu folgen vermochte.

Er trank seinen Milchkaffee aus und zerknüllte den leeren Becher. Ihm gingen die Ideen und die Möglichkeiten aus. Er würde das Versprechen einlösen müssen, das er

Nest gegeben hatte, und sich aus der Gleichung entfernen.

Er warf den Kaffeebecher in einen Mülleimer und begab sich auf den Weg zu seiner Wohnung. Er würde sich nicht einmal die Mühe machen, zur Arbeit zu gehen. Er würde einfach nur eine Reisetasche packen, Stef anrufen, damit sie sich treffen konnten, und zum Fährhafen hinuntergehen. Vielleicht gingen sie für ein paar Tage nach Victoria hinauf. Sie könnten im Empress wohnen. Tee trinken. Die Buchart Gardens besuchen. Vorgeben, sie wären normale Menschen.

Er hatte fast den Eingang zu seinem Mietshaus erreicht, als er hörte, wie sein Name gerufen wurde. Er drehte sich um und erblickte einen korpulenten Mann, der den Bürgersteig entlangkam, um ihn zu begrüßen.

»Mr. Ross?« fragte der Mann, als wolle er sichergehen.

Ross nickte und versuchte, das Gesicht des anderen einzuordnen, während er sich auf seinen Stock lehnte.

»Wir sind uns noch nicht begegnet«, sagte der Neuankömmling und streckte die Hand aus. »Ich bin Andrew Wren, von der *New York Times.«*

Der Enthüllungsreporter, dachte Ross wachsam. Er ergriff die angebotene Hand und schüttelte sie. »Guten Tag, Mr. Wren.«

Das professionelle Gesicht strahlte hinter einer randlosen Brille. »Die Leute bei Pass/Go dachten, ich würde Sie sicher hier finden. Ich war schon früher hier, aber Sie waren nicht zu Hause. Könnte ich Sie wohl einen Augenblick sprechen?«

Ross zögerte. Das hier hatte wahrscheinlich mit Simon zu tun. Er wollte nicht mit Wren reden, insbesondere nicht jetzt, aber er fürchtete, daß es kein gutes Licht auf den Wiz werfen würde, wenn er sich weigerte.

»Es wird nicht lange dauern«, versicherte ihm Wren. »Wir können uns an einen dieser Tische in dem kleinen Park gleich um die Ecke setzen, wenn Sie mögen.«

Sie gingen zurück zum Eingang des Waterfall Park und setzten sich an einen Tisch auf der oberen Ebene, wo das Geräusch des Wasserfalls nicht ganz so ohrenbetäubend war. Ross warf einen Blick über die Straße zu den Büros von Pass/Go und fragte sich, ob ihn wohl jemand gesehen hatte. Nein, berichtigte er sich wortlos, nicht, ob ihn jemand gesehen hatte. Ob ihn der Dämon gesehen hatte.

Er verzog über seine eigene Paranoia das Gesicht. »Was kann ich für Sie tun, Mr. Wren?«

Andrew Wren hantierte an seiner Aktentasche herum. »Ich schreibe einen Artikel über Simon Lawrence, Mr. Ross. Gestern abend hat jemand ein paar Dokumente in mein Hotelzimmer geworfen.« Er zog ein Bündel Papiere aus der Tasche und reichte sie ihm über den Tisch hinweg. »Wenn Sie einmal einen Blick darauf werfen würden.«

Ross nahm das Päckchen, legte es vor sich hin und begann, die Seiten durchzublättern. Bankauszüge, erkannte er. Geldtransfers, Abbuchungen und Überweisungen. Er runzelte die Stirn. Die Abbuchungen waren von Fresh Start und Pass/Go. Die Überweisungen lauteten auf den Namen von Simon Lawrence. Und auf seinen.

Er schaute Andrew Wren überrascht an. Wrens weiches Gesicht war ausdruckslos. Ross wandte sich wieder den Dokumenten zu. Er arbeitete sich durch und blickte dann wieder auf. »Ist das hier eine Art Witz?«

Wren schüttelte ernsthaft den Kopf. »Ich fürchte nicht, Mr. Ross. Zumindest nicht von der Sorte, über die jemand lachen könnte. Vor allem nicht Simon Lawrence.«

»Sie haben Simon das hier gezeigt?«

»Das habe ich.«

»Was hat er gesagt?«

»Er sagt, er hätte diese Papiere noch nie gesehen.«

Ross schob das Bündel über den Tisch zu Wren zurück. »Nun, das habe ich auch nicht. Das einzige, was ich über die Konten weiß, ist, daß sie nicht mir gehören. Was geht hier vor?«

Andrew Wren zuckte mit den Achseln. »Es sieht so aus, als hätten Sie und Simon Lawrence Gelder von den gemeinnützigen Organisationen abgezweigt, für die Sie arbeiten. Haben Sie das?«

John Ross war so wütend, daß er sich kaum beherrschen konnte. »Nein, Mr. Wren, das habe ich nicht. Und ich bin vollkommen sicher, daß auch Simon Lawrence das nicht getan hat. Diese Unterschriften sind Fälschungen, jede einzelne von ihnen. Meine sieht ziemlich echt aus, aber ich weiß, daß ich keine dieser Überweisungen unterschrieben habe. Jemand spielt hier ein böses Spiel, Mr. Wren …«

In der Sekunde, da er es sagte, wußte er es. Die Antwort blinkte in drei Meter großen Neonbuchstaben vor seinem inneren Auge auf.

»Haben Sie eine Vermutung, wer dieser jemand sein könnte, Mr. Ross?« fragte Andrew Wren ruhig und faltete seine Hände über den Dokumenten, während ihn seine hellen Augen gespannt beobachteten.

Ross starrte ihn an, und sein Verstand raste. Natürlich wußte er es. Es war der Dämon. Der Dämon war verantwortlich. Aber warum?

Er schüttelte den Kopf. »Aus dem Stegreif würde ich sagen, derjenige, der Ihnen diese Information zugespielt hat, Mr. Wren.«

Der andere Mann nickte nachdenklich. »An diese Mög-

lichkeit habe ich bereits gedacht.«

»Jemand, der Simon Lawrence nicht mag.«

»Oder Sie.«

Ross nickte. »Vielleicht. Aber ich würde meinen, daß Simon das wahrscheinlichere Ziel ist.« Er hielt kurz inne. »Aber das haben Sie bereits alles bedacht, nicht wahr? Das ist es doch, was ein investigativer Journalist tut. Sie sind bereits alle Möglichkeiten durchgegangen. Vielleicht haben Sie sogar schon Ihre Schlüsse gezogen.«

Wren verzog das Gesicht. »Nein, Mr. Ross, das habe ich nicht. Es ist noch zu früh, um bereits zu einem Schluß über diesen Schlamassel zu kommen. Ich habe versucht, die Möglichkeit abzuwägen. Eine dieser Möglichkeiten beruht auf Ihrer Analyse, daß der Wiz das hauptsächliche Ziel ist. Aber wenn das der Wahrheit entspricht, muß es auch jemanden geben, der ihn ans Messer liefern will. Das wiederum verlangt nach einem Motiv. Sie scheinen ein recht gutes zu haben. Wenn Sie nach einem Weg suchten, sich selbst für den Fall zu schützen, daß Ihr Diebstahl entdeckt würde, könnte es sich als sehr nützlich erweisen, ein oder zwei Konten auf Simon Lawrences Namen zu eröffnen.«

Ross dachte darüber nach. »Oh, ich verstehe. Ich stehle ein bißchen für mich und ein bißchen für ihn und behaupte dann, es sei alles seine Idee gewesen, falls ich erwischt werde. Das bringt mir eine Strafmilderung oder vielleicht sogar eine Kronzeugen-Immunität ein.«

»Das ist alles schon vorgekommen.«

»Wissen Sie was, Mr. Wren?« Ross schaute einen Moment den Wasserfall an und wandte ihm dann wieder das Gesicht zu. Seine Augen waren hart und mit einem Zorn erfüllt, den er nicht länger verbergen konnte. »Ich bin gerade so wütend, wie ich es noch nie in meinem Leben war.

Ich liebe meine Arbeit bei Fresh Start. Ich würde nie etwas tun, um das zu gefährden. Genausowenig, wie ich etwas tun würde, um ein Projekt zu gefährden, an das ich fest glaube und das ich mit aller Kraft unterstütze. Ich habe noch nie in meinem Leben einen Penny gestohlen. Geld bedeutet mir nicht besonders viel. Ich hatte nie welches, und ich habe es nie vermißt. Es ist nichts geschehen, was dies verändert hätte.«

Er erhob sich steifbeinig und innerlich kochend. »Also gehen Sie und tun Sie, was Sie tun müssen. Aber lassen Sie mich Ihnen etwas sagen. Wenn Sie nicht herausfinden, wer hinter dieser Sache steckt, werde ich es tun. Das ist ein Versprechen, Mr. Wren. Ich werde es tun.«

»Mr. Ross?« Andrew Wren stand ebenfalls auf. »Würden Sie mir noch eine Minute geben? Mr. Ross?«

Aber John Ross ging bereits davon.

Köder.

Nest Freemark dachte so ruhig sie konnte darüber nach, was dieses Wort bedeutete – was ihr nicht leichtfiel. Der Gedanke, daß sie nicht in der Hoffnung nach Seattle geschickt worden war, ihn durch wohldurchdachte Argumente zu beeinflussen, sondern einzig aus dem Grund, um seine Träume zu verändern und ihn dazu zu zwingen, seine Lage zu überdenken, während zugleich ihr Leben aufs Spiel gesetzt wurde, war fast mehr, als sie ertragen konnte.

Sie schäumte eine Weile vor sich hin und fragte sich dann, wie die Lady gewußt haben konnte, auf welche Weise ihre Gegenwart die Dinge beeinflussen würde. Konnte sie gewußt haben, daß sein Traum auf eine Weise verändert werden würde, die Ross noch einmal über alles nachdenken lassen würde? Wenn die Lady den Inhalt des Traumes

kannte, dann war es nicht allzu abwegig anzunehmen, daß sie auch wußte, wie man ihn verändern konnte. Nest verbarg das Gesicht in den Händen und schloß die Augen. Sie kämpfte mit Schatten. Sie spielte nur Ratespielchen.

Sie wandte sich von dem Traum und ihren Vermutungen ab und kehrte zu dem zurück, was sie wußte. Es gab einen Dämon. Der Dämon war in Seattle. Der Dämon war hinter Ross her. Es war jemand, den er kannte, wahrscheinlich sogar gut. Der Dämon war entschlossen, ihn für sich zu beanspruchen – so entschlossen, daß er bereit gewesen war, einen anderen Dämon anzugreifen und zu töten, der seinen Anspruch auf Johns Seele in Frage gestellt hatte.

So weit, so gut. Nest nickte in ihre Hände hinein. Was noch?

Der Dämon hatte Nest erkannt und war zu dem Schluß gekommen, daß sie eine Bedrohung darstellte. Aber eine Bedrohung, die nicht groß genug gewesen war, um etwas gegen sie zu unternehmen, bis sie in den Lincoln Park gegangen war, um mit Boot zu reden. Boot wollte ihr etwas erzählen, als der Dämon angegriffen hatte, etwas darüber, daß der Dämon sich wieder verwandelt hatte, nur nicht so wie zuvor.

Sie brach ihre Grübelei ab, da sie wußte, daß sie von diesem Ansatz aus nur spekulieren konnte und sie die Antworten, die sie brauchte, nur aus einer anderen Richtung finden konnte.

Sie schaute auf die Uhr. Drei Uhr dreißig. Ab etwa vier würden die Passagiere an Bord der Maschine gehen können. Sie blickte auf ihre Tasche hinab, schaute zu der Sicherheitsschleuse und den Leuten hinüber, die sich in einer Schlange aufgestellt hatten, um durch den Metalldetektor zu gehen, und kehrte zu ihren Überlegungen zurück.

Der Dämon war anwesend gewesen, als sie zu Fresh Start gekommen war, um nach John Ross zu fragen. Ihre Magie, auf welche Weise sie sich auch entwickelt haben mochte, hatte auf den Dämon reagiert, und Nest war schlecht geworden. Die Kreatur hatte sie im Lincoln Park aufgespürt, war ihr gefolgt oder hatte ihre Nachricht abgefangen. Welche dieser Möglichkeiten war die richtige? Der Dämon hatte Boot, Audrey und Ariel getötet und versucht, sie ebenfalls zu ermorden. Und dann war er in die Stadt zurückgekehrt und hatte Fresh Start angezündet. Warum?

Ihr Kopf tat ihr weh. Nichts paßte zusammen. Sie ging mit ihrer Tasche durch die Abfertigungshalle zu einem Imbißstand und bestellte sich einen entkoffeinierten Cappuccino. Dann suchte sie sich einen neuen Sitzplatz und dachte erneut über den Dämon nach.

Was war ihr entgangen?

Bleib weg von ihm, hatte Ariel sie vor John Ross gewarnt. Er hat den Dämonengestank an sich. Er ist bereits verloren.

Das kam ihr richtig vor, wenn man seine Weigerung bedachte, die Möglichkeit zu akzeptieren, daß er sich in Gefahr befinden könnte, daß er sich selbst täuschte, wenn er sich für unverwundbar hielt. Aber John Ross schien wirklich zu glauben, daß er ein neuer Mensch war, nicht länger ein Ritter des Wortes, kein Hüter der Magie mehr. San Sobel hatte ihn zerbrochen, und jetzt war er in Stefanie Winslow verliebt, engagierte sich für die Arbeit von Simon Lawrence, und sein Leben war völlig neu.

So wie ihr eigenes neu war, dachte sie plötzlich. Auch sie hatte die Vergangenheit hinter sich gelassen, mit dem Sinnissippi Park und mit dem Tod von Granny und Old Bob und mit dem Ende ihrer Kindheit.

Sie dachte plötzlich an ihre Mutter. Es gab keinen Grund dafür, aber plötzlich mußte sie daran denken, wie sehr sie es vermißte, daß sie sie nicht bei sich gehabt hatte, als sie aufgewachsen war. Granny und Old Bob hatten ihr Bestes gegeben, aber die Lücke in ihrem Leben, die der Tod ihrer Mutter zurückgelassen hatte, war etwas, das niemand anderer füllen konnte. Sie fragte sich, ob John Ross sich so gefühlt hatte, bevor Stef in sein Leben getreten war. Er war mehr als zehn Jahre im Dienst für das Wort umhergewandert, hatte mit seinen schrecklichen Träumen von der Zukunft gelebt und mit der Verantwortung, die sie ihm in der Gegenwart aufgebürdet hatten. Es war so schwer, ohne jemanden zu leben, der einen liebte. Das Fehlen von Liebe berührte jeden. Selbst ihren Vater, der ein Dämon war …

Die Worte erstarrten mitten im Satz, kristallisierten in ihrem Verstand und hingen dort wie Eissplitter. Sie hatte sich vorhin an etwas zu erinnern versucht, etwas, das mit dem Benehmen des Dämons Ross gegenüber zu tun hatte, etwas aus ihrer Vergangenheit. Jetzt wußte sie, was es war. Es war das Benehmen, das ihr Vater vor Jahren Granny gegenüber gezeigt hatte.

Es war das gleiche. Es war genau das gleiche.

Im Bruchteil einer Sekunde fügte sich alles zusammen, alle losen Enden, all die Antworten, die sie bisher nicht hatte aufspüren können, all die fehlenden Hinweise. Sie spürte, wie ihr der Atem im Hals stockte, als sie das Ganze in Gedanken durchging, es abklopfte und überprüfte, ob alles paßte.

Sie wußte, wer der Dämon war.

Sie wußte, warum John Ross ihm nicht entkommen konnte.

Eine Hitzewelle rollte über sie hinweg. Vielleicht hatte

sie die Lady doch falsch eingeschätzt. Vielleicht hatte die Lady gewußt, daß Nest das erkennen würde, was Ross nicht sehen konnte.

Aber war noch genug Zeit, um ihn zu retten?

Sie war auf den Beinen, die Tasche über die Schulter geworfen, und rannte zum Ausgang und zum Taxistand.

Kapitel 22

John Ross ging zu seiner Wohnung hinauf, stellte sich ans Fenster und blickte auf die rauchenden Überreste von Fresh Start hinab. Ein Team aus dem Büro des Branddirektors bahnte sich sorgfältig seinen Weg durch die Trümmer und forschte nach Spuren. Er suchte die geschäftigen Straßen nach Andrew Wren ab, aber der Reporter war nirgends zu sehen.

Warum war der Dämon so heftig darum bemüht, seinen Ruf zu vernichten? Was hoffte er, damit zu erreichen?

Was den Wiz betraf, so war die Antwort offensichtlich. Der Dämon hoffte, daß er den Fortschritt seines Projektes blockierte, indem er Simon in Verruf brachte. Wenn genug Zweifel und Mißtrauen an der Lauterkeit der Arbeit gesät wurden, die bei Fresh Start und Pass/Go geleistet wurde, würden die Spender sich zurückziehen, politische und prominente Sponsoren würden verschwinden, und die Unterstützung durch die Öffentlichkeit würde sich einer anderen Sache zuwenden. Schlimmer noch, es würde auf alle Projekte im ganzen Land abstrahlen, die sich um die Obdachlosen kümmerten. Es war eine typische Dämonen-Intrige, das Säen von Verdrossenheit, die, gab man ihr genug Zeit und Raum, Anarchie ernten würde.

Die schwierigere Frage war, warum der Dämon sich entschlossen hatte, ihn da mit hineinzuziehen. Was wollte er damit bewirken? Sollte dieser getürkte Diebstahl ihn so ins Schwanken bringen, daß er sich im Endeffekt mit der Leere verbündete? Wenn man berücksichtigte, daß das eigentliche Vorhaben des Dämons darin bestand, ihn zu seiner Seite zu verführen und seine Magie in Besitz zu bringen, dann erschien ihm diese ganze Manipulation von Bankkonten und Überweisungen als ein seltsamer Weg, um sein Ziel zu erreichen.

Er kaute nachdenklich auf seiner Unterlippe. Es würde jedoch möglicherweise das Feuer erklären. Fresh Start zu derselben Zeit niederzubrennen, in der Simon Lawrence in Verruf gebracht wurde, würde nur zur allgemeinen Verwirrung beitragen. Wenn der Plan darin bestand, Simon zu Fall zu bringen und seine Projekte zu vernichten, dann ergab es Sinn, an mehr als einer Front anzugreifen.

Er schob wütend die Hände in die Jeanstaschen. Er wollte am liebsten hinüber zu Pass/Go marschieren und sich den Verdächtigungen stellen. Aber er wußte, daß es eigentlich nichts gab, was er tun konnte. Andrew Wren war noch immer mitten in seiner Untersuchung. Er überprüfte Unterschriften und befragte Bankangestellte. Möglicherweise würden die Unterschriften nicht übereinstimmen. Und sicher würden sich die Angestellten nicht erinnern, ihn oder Simon gesehen zu haben.

Außer, erinnerte er sich plötzlich, daß der Dämon ein Gestaltwandler war und sich als jeder von ihnen beiden ausgegeben haben könnte.

Er wandte sich vom Fenster ab und starrte frustriert das Innere seiner Wohnung an. Das Beste, was er tun konnte, war, sein Versprechen an Nest zu halten und die Stadt zu verlassen. Tu das, bring ein wenig Abstand zwischen dich

und alle Komplotte, die der Dämon ausgebrütet hat, und schau dir die ganze Sache in ein paar Tagen mit neuen Augen an.

Geh kein Risiko mit den Ereignissen aus dem Traum ein.

Er schaute auf seine Uhr. Es war bereits kurz vor vier, und die Feierlichkeiten im Seattle Art Museum sollten um Punkt sechs beginnen.

Er ließ sich in seinen Lieblingssessel fallen, rief Pass/Go an und fragte nach Stef. Als man ihm sagte, daß sie sich in einer Konferenz befände, hinterließ er ihr eine Nachricht, ihn bitte zurückzurufen.

Er ging ins Schlafzimmer, holte seinen Seesack aus dem Schrank und begann zu packen. Er brauchte nicht lange. Es gab nicht viel für eine solche Reise zu packen, und er hatte sowieso nicht viel Auswahl. Er war erstaunt, als er bemerkte, wie wenig er besaß. Er lebte wirklich noch immer so, als wäre er nur auf der Durchreise und würde bereits morgen in den nächsten Bus springen, der ihn woanders hinbringen würde.

Er las in einer Zeitschrift, als die Tür aufsprang, Stefanie ins Zimmer marschierte und ihm einen Stapel Papiere in den Schoß warf.

»Erklär mir das, John«, verlangte sie mit kalter Stimme und stand steif vor Wut vor ihm.

Er schaute die Papiere an und wußte bereits, worum es sich dabei handelte. Photokopien der Banküberweisungen, die ihm Andrew Wren gezeigt hatte. Er schaute wieder hoch. »Ich weiß nichts von diesen Konten. Sie gehören mir nicht.«

»Deine Unterschrift ist aber drauf!«

Er schaute ihr in die Augen. »Stef, ich habe keinen Penny gestohlen. Das ist nicht meine Unterschrift. Das sind

nicht meine Konten. Genau dasselbe habe ich auch Andrew Wren gesagt, als er mich vor einer Stunde danach gefragt hat. So etwas würde ich nie tun.«

Sie starrte ihn schweigend an und musterte sein Gesicht.

»Stef, ich würde es nicht tun.«

All ihre Wut verebbte, und sie beugte sich vor, um ihn zu küssen. »Ich weiß. Das habe ich auch Simon gesagt. Ich wollte nur hören, daß du es sagst.«

Sie legte ihm die Hände auf die Schultern und ließ sie seine Arme hinabgleiten, während ihr das zerzauste schwarze Haar über das verschrammte Gesicht fiel. Dann kniete sie sich vor ihn hin und schaute ihm in die Augen. »Es tut mir leid. Das war kein guter Tag.«

Und du weißt nicht einmal die Hälfte davon, dachte er. »Ich habe mir überlegt, daß wir für ein paar Tage weggehen sollten, bis die Dinge sich geklärt haben.«

Sie lächelte ihn traurig an. »Ein paar Tage, ein paar Wochen, ein paar Monate, wir können uns soviel Zeit nehmen, wie wir wollen. Wir haben keinen Job mehr.«

Seine Kehle schnürte sich zusammen. »Was?«

»Simon hat dich gefeuert. Als ich Einspruch erhob und er seine Meinung nicht ändern wollte, habe ich gekündigt.« Sie zuckte mit den Schultern.

Er schüttelte ungläubig den Kopf. »Warum sollte Simon mich feuern, ohne mir die Chance zu einer Stellungnahme zu geben?«

»Er betreibt Schadensbegrenzung, John. Das ist das klügste, was er tun kann.« Ihre dunklen Augen beobachteten ihn. »Er hat Angst. Er ist wütend. Es passieren eine Menge schlimme Dinge gleichzeitig, und er muß etwas tun, um den Schaden einzudämmen. Wenn etwas von dieser Sache zum Bürgermeister oder zur örtlichen Presse durch-

sickert, ist für Simon alles vorbei.«

»Also besteht seine Lösung darin, mich zu feuern?«

»Das habe ich ihn auch gefragt.« Sie strich sich das Haar beiseite, und ihr Mund war hart und wütend. Dann stand sie auf, ging durch den Raum, warf sich auf die Couch und starrte zur Decke empor. »Es gibt noch keine Nachricht wegen der Unterschriften auf den Überweisungen, und niemand, mit dem er bei den Banken gesprochen hat, erinnert sich, wer die Konten eröffnet hat. Aber als Wren die Möglichkeit erwähnte, daß du versuchen könntest, den Verdacht auf ihn zu lenken, war Simon verstört. Simon glaubt, daß du dafür verantwortlich bist, und er will sich von dir distanzieren, bevor du zu einer Belastung für ihn wirst, die er der Öffentlichkeit nicht erklären kann.«

Sie schaute zu ihm hinüber. »Da ist noch mehr. Er behauptet, er sei gestern abend hierhergekommen, nachdem ich gegangen war. Er behauptet, er hätte dich betrunken und wirr vorgefunden, und du hättest ihn bedroht. Ich sagte ihm, das sei nicht möglich, weil du nicht trinken würdest. Ich habe ihm erzählt, daß du krank und halb im Schlaf warst, als ich dich verlassen habe, und daß er deshalb vielleicht falsch verstanden hat, was du sagtest. Er hat sich geweigert, mir zuzuhören.« Sie stieß scharf den Atem aus, und ihre Bitterkeit war unverkennbar. »Er hat dich einfach so gefeuert. So habe ich eben auch gekündigt.«

Ross starrte blicklos und benommen in die Leere zwischen ihnen. Erst die Sache mit dem Dämon, der hinter ihm her war, dann Andrew Wrens Anschuldigungen und jetzt dies. Er fühlte sich, als wäre er in einer Art teuflischem Mahlstrom gefangen, der ihn in die Tiefe zog, wo er nicht atmen konnte.

»Das hier sieht Simon nicht ähnlich, John«, sagte Stef. »Es sieht ihm ganz und gar nicht ähnlich. Er ist in letzter

Zeit nicht er selbst gewesen. Ich weiß nicht, was er für ein Problem hat, aber es wirkt fast so, als wäre er jemand völlig anderer.«

Ross dachte das gleiche. Ein schrecklicher Verdacht war heiß und feurig in ihm aufgetaucht. Es konnte nicht sein, dachte er. Nicht Simon. Nicht der Wiz.

Stef schlug die langen Beine übereinander und starrte an ihrem Körper entlang zu ihren Füßen. »Ich verstehe seine Gedanken nicht mehr.«

Ross schaute sie an. »Wie ist sein Fernseh-Interview gestern abend gelaufen?« fragte er beiläufig.

Sie verzog den Mund. »Gar nicht. Er hat es abgesagt. Ich habe es sogar erst erfahren, als ich dort ankam und niemand da war. Das war direkt, bevor ich zurückkam und dich bewußtlos auf der Couch fand. Ich habe dich ins Bett gebracht und im Wohnzimmer gelesen, bis ich gegen Mitternacht das Feuer sah und dich geweckt habe.«

Sein Verdacht brannte in ihm wie ein rasendes Feuer. »Erinnerst du dich an die Nachricht, die du am Telefon von Nest Freemark bekommen hast? In der sie mich bat, sie in West Seattle zu treffen? Hast du das irgendjemandem gegenüber erwähnt? Oder hätte jemand das Gespräch mithören können?«

Stefanie setzte sich langsam und verwirrt auf. »Ich weiß nicht. Warum?«

»Denk bitte einfach darüber nach. Es könnte wichtig sein.«

Sie schwieg einen Moment. »Na ja, Simon wußte es, denke ich. Er sprach gerade mit mir, als ich Nests Anruf entgegennahm. Er hat mich hinterher gefragt, wer das war, und ich habe ihm erzählt, daß es Nest war, die dich im Lincoln Park treffen wollte. Er lachte und meinte, das sei

ein seltsamer Ort, um sich mit jemandem zu treffen. Ich sagte, es hätte mit dem Freund von jemandem namens Pick zu tun.«

Ross spürte, wie alles Blut aus seinem Gesicht wich.

Stef richtete sich langsam auf, und ihre Stirn legte sich besorgt in Falten. »John, was ist los?«

Er schüttelte den Kopf. Simon Lawrence hatte von dem Treffen mit Nest gewußt. Falls er der Dämon war, hatte er Zeit und Gelegenheit gehabt, dorthin zu gelangen, ihr Treffen mit den Waldkreaturen zu unterbrechen und immer noch rechtzeitig zurückzukommen, um Fresh Start anzuzünden.

Er lachte beinahe laut auf. Nein, das war lächerlich!

Aber die Idee hatte Fuß gefaßt. Wer war in einer besseren Position als Simon Lawrence, um die Arbeit von Fresh Start und Pass/Go zu sabotieren? Simon war das Projekt. Wenn er in Verdacht geriet, wenn er gezwungen war zurückzutreten, wenn er – nur einmal angenommen – an einem kritischen Punkt während der Untersuchung verschwand, würde alles den Bach runtergehen. Es würde nationales Aufsehen erregen. Jedes Hilfsprogramm für Obdachlose im ganzen Land würde davon negativ beeinflußt werden.

»John?« Stef war auf den Beinen. Sie sah verängstigt aus.

Er lächelte. »Alles in Ordnung, ich habe nur nachgedacht. Würdest du mir bitte ein Root Beer aus dem Kühlschrank holen?«

Sie nickte und erwiderte sein Lächeln unsicher. Er wartete, bis sie das Zimmer verlassen hatte, und setzte dann seinen Gedankengang fort. Simon Lawrence als der Dämon – es ergab einen gewissen Sinn. Simon könnte seine eige-

nen Projekte ruinieren. Er könnte die Hilfsprogramme für Obdachlose im ganzen Land sabotieren, indem er seine eigenen in Verruf brachte. Und er war zudem in einer hervorragenden Position, um auch Ross' Leben zu ruinieren. Er konnte ihm den Diebstahl von Firmengeldern in die Schuhe schieben, seinen Job kündigen und ihn vielleicht sogar ins Gefängnis schicken. Wenn der Dämon vorhatte, ihn auf die Seite der Leere zu ziehen, so wäre das der richtige Ort, um damit zu beginnen.

Es konnte ihn sogar seine Beziehung zu Stef kosten.

Sein Kopf pochte wie wild. Ein einziger Fehltritt genügt, hatte ihn die Lady gewarnt. Ein Fehltritt, der zum nächsten führte. Er erwog die Möglichkeit, daß der Dämon diesen Schritt für ihn tat. Es war nicht allzu schwer, sich das vorzustellen.

Aber Simon Lawrence? Er konnte sich noch immer nicht dazu durchringen zu akzeptieren, daß der Wiz ein Dämon war.

Stefanie kam ins Zimmer zurück. Er stand auf und ging ihr entgegen. »Stef, ich kann nicht einfach so fortgehen. Vorher muß ich noch etwas erledigen. Ich muß mit Simon sprechen.«

Sie seufzte. »John, nein.«

Er ergriff ihre Arme. »Ich kann ihn jetzt gleich anrufen, oder ich kann einfach rübergehen. Es dauert nur einen Moment.«

Mit wütenden Augen schüttelte sie den Kopf. »Das wird dir nichts nützen, John. Er hat seine Entscheidung gefällt. Ich habe bereits mit ihm über dich diskutiert, aber es hat nichts geändert.«

Er musterte ihr Gesicht und dachte, daß sie recht hatte – daß es sinnlos war. »Ich muß es versuchen«, beharrte er

dennoch. »Ich muß selbst den Versuch machen. Ich bin gleich wieder da.«

Sie packte seinen Arm, als er sich abwenden wollte. »John, er ist nicht einmal da. Er ist bereits zum Art Museum gefahren, um dabei zu helfen, alles für die Benefiz-Veranstaltung heute abend vorzubereiten. Er gibt Interviews und … Schau, vergiß es einfach. Laß es sein. Gib mir fünf Minuten, um eine Tasche zu packen, und wir sind hier weg. Wir kümmern uns darum, wenn wir zurückkommen, okay?«

Aber sein Entschluß stand bereits fest. Er konnte nicht einfach fortgehen, nicht einmal für drei oder vier Tage. Er mußte die Wahrheit über Simon wissen. Er hatte keine Ahnung, wie er sie herausfinden sollte, aber er konnte zumindest von Angesicht zu Angesicht mit ihm sprechen und beobachten, wie er reagierte.

Dann kam ihm ein seltsamer Gedanke. Was war, wenn der Traum über die Ermordung des Zauberers von Oz gar keine Warnung war? Was war, wenn es eine Ermahnung war? Vielleicht hatte er den Grund für den Traum mißverstanden, und er hatte ihn nicht, weil er dem Wiz aus dem Weg gehen sollte, sondern weil er ihn bekämpfen sollte. Seine Träume von der Zukunft waren Fenster zu den Fehlern, die in der Gegenwart gemacht worden waren und noch immer korrigiert werden konnten. Er hatte angenommen, das sei hier der Fall. Aber er war kein Ritter des Wortes mehr, und es war möglich, daß der Traum, der einzige Traum, den er noch hatte und der so oft wiedergekehrt war, auf eine andere Weise funktionierte.

Vielleicht wurde von ihm erwartet, daß er Simon Lawrence tötete, weil Simon ein Dämon war.

Es war eine gewagte These, und er konnte nicht wissen, ob sie stimmte. Aber wenn Simon ein Dämon war, so wür-

de dies seinem Traum eine völlig neue Bedeutung geben. Es würde ihm einen Grund und eine Daseinsberechtigung verleihen, die ihm zuvor entgangen war.

Stefanie hatte noch das Root Beer in der Hand. Er sah die Dose an und schüttelte den Kopf. »Ich habe es mir anders überlegt. Ich will es nicht mehr.«

Sie legte ihm ihre freie Hand auf den Arm. »John …«

»Stef, ich werde zum Art Museum fahren und Simon suchen. Es wird nicht lange dauern. Ich will ihn nur fragen, warum er nicht noch ein wenig abgewartet hat. Ich möchte nur, daß er mir sagt, warum er nicht zu mir gehalten hat, solange es keinen Beweis für meine Schuld gibt.«

Sie stellte die Dose auf den Tisch. »John, tu das nicht.«

»Wem kann es denn schaden?«

»Deinem Stolz, zum Beispiel.« Sie brodelte. Ihre feingezeichneten Züge waren ruhig und beherrscht, aber ihre Augen blitzend wütend. »Du mußt Simon Lawrence nichts beweisen, auf jeden Fall nicht mehr, als er dir zu beweisen hätte. Auf diesen Überweisungen stehen seine Unterschriften genauso wie deine. Warum ist es nicht genauso wahrscheinlich, daß er der Schuldige ist?«

Ross legte den Finger auf ihre Lippen. »Weil er der Wiz ist und ich nicht.«

Sie schüttelte heftig den Kopf, und ihr Zorn näherte sich immer mehr einem Ausbruch. »Es ist mir egal, wer er ist. Du mußt überhaupt nichts beweisen.«

»Ich will einfach nur mit ihm reden.«

Sie sagte eine Weile gar nichts und musterte ihn nur mit einer Mischung aus Resignation und Ratlosigkeit, als hätte sie erkannt, daß plötzlich alle Argumente der Welt vergebens geworden waren. »Ich werde deine Meinung hierüber nicht ändern können, nicht wahr?«

Er lächelte und versuchte, dem Moment die Schärfe zu nehmen. »Nein, aber ich liebe dich dafür, daß du es versuchst. Geh und pack deine Tasche. Warte auf mich. Ich werde in weniger als einer Stunde zurück sein, und dann fahren wir ab.«

Er küßte sie auf den Mund und ging dann zum Schrank, um seinen Mantel zu holen. Sie stand noch immer da und schaute ihm nach, als er aus der Tür ging.

Nest Freemark fuhr in ungeduldigem Schweigen vom Flughafen zurück in die City und starrte die Sonne an, die langsam im Westen zu den Olympics hinabsank. Es wurde bereits dunkel, die Tage hatten sich auf ungefähr acht Stunden verkürzt, und die Nächte wurden mit dem Näherrücken der Wintersonnenwende entsprechend länger. Schatten breiteten sich aus, legten sich über die bewaldeten Hügel der Stadt und verschluckten das letzte Licht.

Sie hatte daran gedacht anzurufen, Ross über das Telefon zu erreichen, aber das, was sie ihm zu sagen hatte, sollte sie ihm besser von Angesicht zu Angesicht mitteilen. Dann würde er ihr möglicherweise glauben. Vielleicht hatte sie eine Chance, ihn zu überzeugen.

Sie stieß erschöpft den Atem aus und spähte in die hereinbrechende Dunkelheit hinaus. Dies würde eine viel schwerere Aufgabe werden als die, die sie von der Lady erhalten hatte.

Das Taxi nahm die Abfahrt bei Seneca und fuhr nach Pioneer Square. Die Jahrhundertwende-Lampen des Stadtteils brannten bereits, und die Schatten der höheren Gebäude der Stadt streckten dunkle Finger aus, um die schwindenden Splitter des Tageslichts einzufangen. Das Taxi fuhr neben der ausgebrannten Hülle von Fresh Start an den Bordstein,

sie bezahlte den Fahrer und sprang mit der Tasche in der Hand hinaus. Das Taxi fuhr davon, und sie stand da und ordnete ihre Gedanken. Als ein frischer Nordwest-Wind die Second Avenue entlangpeitschte, bemerkte sie, wie kalt es geworden war, und schlüpfte eilig in ihre neue Jacke.

Sie drehte sich um und blickte über die Kreuzung hinweg zum Waterfall Park und zu dem Apartmentgebäude, in dem John Ross mit Stefanie Winslow wohnte. Der Wind zerrte an ihrer schmächtigen Gestalt, während sie dastand und zu entscheiden versuchte, was sie jetzt tun sollte.

Schließlich ergriff sie ihre Tasche und bog um die Ecke auf die Main Street, um zu Pass/Go zu gehen. Sie betrat den Empfangsraum und sah sich um. Mit Ausnahme der Dame, die am Aufnahmeschalter arbeitete, war das Zimmer leer.

Sie ging zum Schalter hinüber, holte ein paarmal tief Luft, um ihr pochendes Herz zu beruhigen, und verbarg ihr Beben und ihre Ungeduld hinter einem Lächeln. »Ist John Ross hier?« fragte sie.

Die Frau an dem Schreibtisch schüttelte den Kopf, ohne aufzublicken. Sie schien unwillig zu sein, sich von ihrer Arbeit zu lösen. »Er ist heute nicht gekommen. Kann ich Ihnen helfen?«

»Mein Name ist Nest Freemark. Ich bin eine Freundin. Ich muß so schnell wie möglich mit ihm sprechen. Es ist ziemlich dringend. Könnten Sie ihn in seiner Wohnung anrufen? Oder würden Sie mir wenigstens seine Nummer geben?«

Die Frau lächelte auf eine Weise, die Nest sofort erkennen ließ, daß sie keines von beidem tun würde. »Es tut mir leid, aber wir geben die Nummern …«

»Na, schau mal an, wer wieder da ist!« Della Jenkins schlenderte in den Raum und lächelte, als wäre dies das

Beste, was an diesem ganzen Tag geschehen wäre. »Ich dachte, Sie wären schon wieder auf dem Heimflug, Nest Freemark. Was tun Sie denn wieder in meiner kleinen Höhle?«

Sie sah Nests Gesicht, und ihr Lächeln verebbte. »Gütiger Himmel, sehen Sie sich bloß an! Wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich sagen, Sie haben einen Kampf mit Stefanie Winslow hinter sich! Sie sieht genauso zugerichtet aus.«

Nest zuckte zusammen, als wäre sie geschlagen worden. »Es tut mir leid, so hereinzuplatzen, aber es ist etwas vorgefallen, und ich muß dringend John finden.«

»Also wirklich, wenn das nicht der Tag ist, an dem alle nach John suchen! Man könnte glauben, er hätte in der Lotterie gewonnen oder so etwas. Das hat er doch nicht, oder? Wenn er das nämlich hat, möchte ich sicherstellen, daß ich meinen Anteil bekomme. Marilyn, Liebes, laß mich doch mal dein Telefon benutzen.«

Della drängte die Frau am Empfangsschalter mit einer beiläufigen Autorität beiseite, die keinen Zweifel daran ließ, wer hier der Boß war. Sie nahm den Hörer ab, wählte eine Nummer und wartete. Nach einiger Zeit legte sie wieder auf.

»So weit ich weiß, war John den ganzen Tag zu Hause. Er ist nicht hier aufgetaucht, und ich erwarte auch nicht, daß er es noch tut. Stefanie ist ebenfalls fort. Sie ist vor einer Weile gegangen. In ihrer Wohnung geht niemand an den Apparat, also sind sie vielleicht zusammen ausgegangen.«

Nest nickte, während ihr Verstand hastig alle Möglichkeiten durchging. Hatten sie die Stadt verlassen? Hatte John Ross getan, was er versprochen hatte? Sie nahm es

nicht an. Sie hätte keinen Pfifferling darauf verwettet, daß es so war. Er war sicher noch in der Stadt…

»Ist Mr. Lawrence hier?« fragte sie rasch.

»Oh, nein, er ist ebenfalls fort«, antwortete Della und überließ ihren Stuhl wieder Marilyn. Sie kam um den Schreibtisch herum und legte überlegend den Finger an ihre Wange. »Wissen Sie, Nest – oh, ich liebe diesen Namen! Nest! Wie auch immer, Nest, John könnte im Art Museum sein, um dabei zu helfen, alles für heute abend vorzubereiten. Dort ist Simon hingegangen, also könnte John ebenfalls dort sein.«

Nest war bereits mit geschulterter Tasche auf dem Weg zur Tür. »Danke, Della. Vielleicht haben Sie recht.«

»Möchten Sie, daß ich anrufe und frage?«

»Nein, ist schon okay. Ich fahre einfach hin. Falls John hier auftaucht, sagen Sie ihm bitte, daß ich ihn suche und daß es sehr wichtig ist.«

»Okay« Della verzog das Gesicht. »Aber warten Sie, wo wollen Sie denn mit der Tasche hin? Sie wollen sie doch nicht durch die ganze Stadt schleppen! Lassen Sie sie bei mir. Ich passe darauf auf.«

Nest kam zurück und gab ihre Tasche der großen Frau. »Noch mal danke. Bis nachher.«

Sie rannte durch den Vorraum und dachte dabei: *Ich werde zu spät kommen, ich bin nicht rechtzeitig da!*

»Machen Sie langsam, um Himmels willen, das ist kein Fünfzig-Meter-Sprint!« rief Della hinter ihr her, aber sie war bereits aus der Tür.

Andrew Wren verbrachte den Rest des Nachmittags damit, bei seiner Nachforschung Hinweisen zu folgen, die sich schließlich alle als Sackgassen erwiesen. Das entmutigte

ihn jedoch nicht. Investigativer Journalismus erforderte Geduld und die Beharrlichkeit einer Bulldogge, und über beides verfügte er reichlich. Wenn die Untersuchung bis Weihnachten dauern sollte, so war das für ihn völlig in Ordnung.

Nicht in Ordnung war hingegen, wie seine Instinkte sich benahmen. Er vertraute seinen Instinkten, und bis zu diesem Morgen hatten sie hervorragend funktioniert. Sie hatten ihm gesagt, daß es sich lohnen würde, den anonymen Berichten über Mißstände bei Fresh Start nachzugehen. Sie hatten ihm gesagt, daß die Bankauszüge, die man unter seiner Tür hindurchgeschoben hatte, echt waren.

Doch was sie ihm jetzt, kaum achtzehn Stunden später, sagten, war, daß irgendetwas an dieser ganzen Geschichte faul war.

Da war zum einen, daß er zwar Beweise für die Geldüberweisungen von den Geschäftskonten von Fresh Start und Pass/Go auf die Privatkonten von Simon Lawrence und John Ross besaß, er andererseits darin aber kein Muster erkennen konnte, das einen Sinn ergab. Die Abbuchungen und Überweisungen fanden regelmäßig statt, waren aber zu niedrig, wenn man bedachte, welche Summen hätten transferiert werden können. Sicher, man würde nicht zu viel abzweigen, um keine Aufmerksamkeit zu erregen. Aber man nahm auch nicht zu wenig, und in mehreren Fällen schien es, daß der Wiz und Mr. Ross genau das getan hatten.

Dann war da noch die Sache mit der Identifizierung der Diebe. Niemand bei den verschiedenen Banken konnte sich daran erinnern, jemals gesehen zu haben, wie Mr. Lawrence oder Mr. Ross eine Überweisung gemacht hatten. Doch einige dieser Überweisungen waren nicht per Post, sondern persönlich gemacht worden. Andrew Wren hatte seine

Nachfragen verdeckt durchgeführt und sie unter einem Mantel aus Vorwänden versteckt, die von dem eigentlichen Grund seines Interesses ablenken sollten. Aber kein Kassierer oder Angestellter, der mit den persönlichen Transaktionen befaßt war, konnte sich erinnern, einen der beiden Männer je gesehen zu haben.

Doch genau da, wo es um den persönlichen Kontakt mit den beiden Männern ging, gegen die er ermittelte, schrillten seine Instinkte besonders heftig und sagten ihm, daß die beiden es nicht getan hatten. Wenn jemand sich irgendeiner Sache schuldig gemacht hatte, spürte Wren es fast immer. Seine Instinkte leuchteten auf wie die Anzeigetafel nach einem Home Run, und er wußte es einfach. Aber selbst nachdem er sowohl Simon als auch John Ross mit der Angelegenheit konfrontiert hatte, weigerten sich seine Instinkte, seinen Erfolg zu feiern. Vielleicht erkannten sie die Wahrheit dieses Mal einfach nicht, aber es gefiel ihm überhaupt nicht, daß sie nicht wenigstens ein bißchen aufflackerten.

Nun, morgen war ein neuer Tag, und heute abend fand die Gala im Seattle Art Museum statt, und er war neugierig, ob er dort vielleicht etwas erfahren würde. Es war eine unrealistische Erwartung, wenn man die Umstände betrachtete. Er würde einen neuen Vorstoß bei dem Wiz und Ross machen, da beide dort erwartet wurden. Er würde wahrscheinlich die Möglichkeit haben, mit ihren Freunden zu sprechen und vielleicht sogar mit einigen ihrer Feinde. Man sollte die Hoffnung nie aufgeben.

Er erreichte das Westin kurz nach fünf und fuhr in einem ansonsten leeren Fahrstuhl zu seinem Zimmer hinauf. Er schloß die Tür auf, schlüpfte aus seinem zerknautschten Jackett und ging ins Badezimmer, um sich Gesicht und Hände zu waschen und die Zähne zu putzen. Als er wieder

herauskam, kramte er seine Einladung hervor, legte sie auf seine Jacke und goß sich ein kleines Glas Scotch ein, der von der gestrigen Flasche noch übrig war.

Dann setzte er sich neben das Telefon und rief Marty in dem Labor in New York an. Er ließ es lange klingeln. Es war dort drei Stunden später, aber Marty arbeitete oft noch spät am Abend, wenn niemand mehr da war, um ihn zu stören. Außerdem wußte er, daß Wren auf einen schnellen Bericht wartete.

Nach dem siebten Klingeln hob Marty ab. »Lab Works.«

»Hallo, Marty? Hier ist Andrew. Wie kommst du voran?«

»Ich bin fertig.«

Wren richtete sich auf. Er hatte Marty am späten Morgen die Überweisungsformulare zum Unterschriftenvergleich gefaxt und in dicken Buchstaben als »Dringend« markiert, aber er hatte nicht wirklich erwartet, daß er vor dem morgigen Tag ein Resultat erhalten würde.

»Andrew? Bist du noch dran?« Marty klang ungeduldig.

»Ich bin hier. Was hast du herausgefunden?«

»Sie stimmen nicht überein. Gute Fälschungen, sehr dicht am Original, aber nachgemacht: In einigen Fällen sind die Unterschriften nur durchgepaust. Gut genug, um auf den ersten Blick überzeugend zu wirken, aber nichts, was vor Gericht standhalten würde. Man hat die Jungs gelinkt.«

Andrew Wren starrte ins Nichts. »Verdammt«, murmelte er.

Marty lachte leise. »Ich dachte mir, daß es dir gefallen würde. Aber warte noch einen Moment, da ist noch mehr. Ich habe die Fälschungen mit den anderen Unterschriften verglichen, die du mir geschickt hast – Freunde, Bekannte, Arbeitskollegen und so weiter.«

Er machte eine bedeutungsvolle Pause. »Ja, und?« drängte Wren.

»Zwar gibt es auch hier keine echten Übereinstimmungen, aber zumindest ein eindeutiges Charakteristikum im Schreibstil einer anderen Person, das dir einen neuen Verdächtigen liefern könnte. Auch hier ist es nicht genug, um vor Gericht Bestand zu haben, aber ausreichend, um mich aufmerksam werden zu lassen. Es taucht nur auf den Unterschriften auf, die mit freier Hand kopiert wurden, nicht auf den durchgepausten Exemplaren, was gut ist, denn uns interessiert nur das, was frei geschrieben ist.«

Wren nahm einen tiefen Schluck von seinem Scotch. »Genug drumherum geredet, Marty. Wessen Unterschrift ist es?«

Kapitel 23

John Ross kam aus dem Bustunnel auf die Third Avenue, ging zur University Street hinüber und begann, den steilen Hügel hinabzusteigen. Die Abendluft war spröde und klar. Ein Hauch von Frost hing darin, und er zog den Mantelkragen fest um den Hals. Er ging langsam den Bürgersteig entlang, den Blick auf den Boden gesenkt, auf dem er ein helles Glitzern bemerkte, das den Zement bedeckte, und stützte sich auf seinen Stock.

Noch immer an meine Vergangenheit gebunden, dachte er düster. *Von ihr verkrüppelt. Nicht in der Lage, dem zu entkommen, was ich war.*

Er versuchte, seine Gedanken zu ordnen, als er dicht an dem imposanten, gläsernen Saal der Konzerthalle vorbeikam, von der aus sich helles Licht über den Fußweg und die

Bepflanzungen bis dorthin ergoß, wo er entlangwanderte. Aber sein Verstand wollte nicht zur Ruhe kommen. Die Möglichkeiten dessen, was er entdecken mochte, wenn er Simon Lawrence zur Rede stellte, erlaubten keine simplen Lösungen. Er wollte sich wegen Simon irren. Aber ein düsteres Wispern in seinem Hinterkopf sagte ihm, daß er das nicht tat, und warnte ihn, daß er vorsichtig sein mußte.

An der nächsten Kreuzung blieb er stehen, und während er darauf wartete, daß es grün wurde, sah er sich zum ersten Mal sein Ziel genauer an. Die hohen, gewölbten Wände des Seattle Art Museum ragten vor ihm auf und nahmen das gesamte Südende des Blocks zwischen der Second und der First ein. Das von Robert Venturi entworfene Gebäude hatte aus diesem Blickwinkel etwas von einer Festung. Alle Fenster, die zur First hinausgingen, waren von hier aus verborgen, die massiven Flächen aus nacktem Kalkstein starrten ihm kantig, rauh und abweisend entgegen. Im düsteren Straßenlicht waren die Konturen und Reliefs unsichtbar, die die Fassade weicher machten, und es blieb nur ein Gefühl von Gewicht und Masse übrig.

Bei Grün überquerte er die Kreuzung und begann seinen Abstieg über eine Reihe miteinander verbundener Absätze und Treppen, die der Neigung des Hügels folgten, bis sie am Haupteingang des Museums endeten. Er humpelte beklommen und vorsichtig hinunter und sah überall geisterhafte Bewegungen und Schatten. Er spähte in das hellbeleuchtete Innere, wo Service-Leute umhereilten, um alles für die Veranstaltung vorzubereiten. Er sah mehrere Tische auf der breiten Terrasse vor dem kleinen Cafe im Zwischengeschoß und noch mehr im Erdgeschoß des Foyers. Stapel von Tabletts und Tellern standen neben Wein- und Sektflaschen, Eiskübeln, Servietten, Besteck und Gläsern. Die Kellner und Kellnerinnen trugen Skelett-Anzüge, und

ihre aufgemalten Knochen schimmerten mit einem silbrigen Funkeln. Ein oder zwei hatten schon ihre Schädelmasken aufgesetzt. Es gab dem Ganzen ein gruseliges Flair: Es waren noch keine Gäste angekommen, aber die Toten machten sich bereit.

Vor ihm erhob sich *Der hämmernde Mann* fünfzehn Meter hoch in die Nacht und ragte starr und kantig vor der Silhouette von Elliott Bay und den Bergen auf. Die massive, schwarz bemalte flache Stahlskulptur war die Schöpfung von Jonathan Borofsky, der mit ihr das arbeitsame Wesen der Stadt symbolisieren wollte. Ein Hammer in der linken Hand der Figur hob und senkte sich in einer rhythmischen Bewegung, die den Anschein erweckte, die Gestalt würde auf eine Stange, die sie fest in der rechten Hand hielt, schlagen und sie formen. Der Kopf war gesenkt, um aufmerksam die Arbeit zu überwachen, und der über sein endloses Werk gebeugte Körper war muskulös und kräftig.

Ross blieb am Fundament der Skulptur stehen und schaute zu ihr hinauf. Sein Blick wurde von einer Vision des Traumes, der ihn die letzten sechs Monate verfolgt hatte, verschleiert: der alte Mann, der ihn erneut beschuldigte, den Zauberer von Oz im Glaspalast der Smaragdstadt getötet zu haben, über den der Zinnmann wacht. Er hatte die Beschreibung sofort verstanden und erkannt, daß damit das Museum und *Der hämmernde Mann* gemeint waren. Er hatte geschworen, sich von hier fernzuhalten, alles zu tun, um zu verhindern, daß der Traum in Erfüllung ging. Und doch war er jetzt hier, mißachtete auf perverse Weise alles, was er sich selbst versprochen hatte, weil er jetzt überzeugt war, daß der Traum in Erfüllung gehen mußte.

Er stand wie angewurzelt da und dachte verzweifelt nach. Wenn er das Museum betrat, akzeptierte er damit, daß es nicht seine Aufgabe war, den Traum zu vereiteln, son-

dern ihn Wirklichkeit werden zu lassen. Diese Logik widersprach allem, was er als Ritter des Wortes gelernt hatte, doch er wußte, daß die Vergangenheit nicht immer als Maßstab für die Gegenwart gelten konnte und daß das, auf was er sich einmal verlassen konnte, jetzt möglicherweise nicht mehr stimmte. Wenn er sich jetzt umdrehte und davonging, würde er das nicht herausfinden müssen. Aber es blieben auch die Fragen über den Dämon offen, der versuchte ihn zu zerstören, und ebenso jene über Simon Lawrence. Und er würde keine Ruhe finden.

Er hielt sich den Stab vor Augen und starrte seine runenbedeckte Oberfläche an. Er packte ihn frustriert so heftig, als wolle er ihn entzweibrechen, und gab damit einem inneren Kern aus Zorn und Hitze freien Lauf, der versuchte, die widerspenstige Magie aus ihrem Versteck zu zerren. Aber es tauchte keine Magie auf, und er war gezwungen, sich erneut mit der Möglichkeit auseinanderzusetzen, daß sie für immer verschwunden war. Wie er es sich oft gewünscht hatte, erinnerte er sich selbst bitter. Um was er oft gebetet hatte.

Auf den Straßen bewegten sich Autos in einer stetigen Schlange aus Scheinwerfern an ihm vorbei, Stoßverkehr, Leute auf dem Weg nach Hause. Hupen ertönten mehr als Fanfaren als aus Ärger. Es war Halloween, und alle fühlten sich gut. Einige Passanten trugen Masken und Kostüme, wedelten grölend mit den Armen und streckten Plastikwaffen und irgendwelche Abzeichen in die Abendluft. Ross betrachtete sie kurz und wandte sich dann wieder dem Museum zu. Die Magie des Stabes war eine Krücke, die er nicht brauchte. Er würde nicht mehr tun müssen, als Simon nach dem Warum zu fragen. Es brauchte keine Konfrontation, keinen Kampf und keinen Tod zu geben. Der Traum mußte sich nicht erfüllen. Es war die Wahrheit, die er such-

te, und er glaubte, daß sie sich schnell offenbaren würde, wenn er Simon Lawrence erst einmal vor sich hatte.

Aber er zögerte noch immer; er war zwischen zwei Entschlüssen gefangen, die sein Leben unwiderruflich verändern würden.

Dann holte er tief Luft, packte den Stock fester, stieß das untere Ende fest auf den Boden und betrat das Museum.

Es war laut und höhlenartig im Foyer, wo die Bediensteten eilig die letzten Vorbereitungen erledigten. Er stand in der Türöffnung und suchte nach einem Indiz, wo er sich hinwenden sollte. Links und vor ihm befanden sich ein Empfangsschalter, der Museumskiosk und Türen, die zu einem Vortragssaal führten, in dem die offizielle Übergabe des städtischen Grundbesitzes an Fresh Start stattfinden würde. Rechts von ihm führte die Haupttreppe an Statuen aus der Ming-Dynastie entlang – Widder, Kamele und Wächter – und stieg am Zwischengeschoß vorbei zu den oberen Stockwerken empor. Die freiliegenden, deutlich sichtbaren Deckenbögen waren in regelmäßigen Abständen nebeneinander plaziert, so daß Ross sich vorstellen konnte, wie das Innere des Wals für Jonas ausgesehen haben mußte. Während das rauhe Äußere aus Kalk- und Sandstein und Terrakotta war, bestand das sanftere Innere aus polierten, in Zement eingelassenen Mosaikböden und Wänden aus roter Eiche. Ross hatte das Museum in der ganzen Zeit, die er schon in Seattle wohnte, nur einmal besucht. Er bewunderte die architektonischen Leistungen, zog aber noch immer die grünen, offenen Flächen des Parks vor.

Einer der Sicherheitsbeamten kam auf ihn zu und fragte ihn nach seiner Einladung. Ross blieb ruhig, obwohl ihm ganz anders zumute war, und sagte, daß er sie vergessen hätte, aber bei Fresh Start angestellt sei und auf der Gästeliste stehen müßte. Der Wachmann fragte nach einem Aus-

weis, den Ross vorweisen konnte. Das schien dem Sicherheitsbeamten zu genügen. Ross fragte ihn, ob er Simon Lawrence gesehen hätte, aber der Mann erwiderte, daß er hier an der Tür Dienst hätte und nicht wisse, wer auf einem anderen Weg hereingekommen sein könnte.

Ross dankte ihm und ging an ihm vorbei, während seine Augen erst das Foyer und dann die oberen Ebenen absuchten. Es war nichts von Simon zu sehen. Er fühlte sich unbehaglich und dachte, daß Stef recht gehabt hatte: Er hätte nicht herkommen sollen, er hätte es bleiben lassen sollen.

Eine der Serviererinnen kam mit einer Maske auf ihn zu. »Jeder bekommt eine auf dieser Party«, teilte sie ihm enthusiastisch mit und reichte ihm seine. »Möchten Sie, daß ich Ihren Mantel nehme?«

Ross lehnte ihr Angebot ab, da er nicht erwartete, nach dem Gespräch mit Simon noch länger hierzubleiben, und setzte dann, weil sie es zu erwarten schien, die Maske auf. Es war eine schwarze Larve aus Nylon, die die obere Hälfte seines Gesichts bedeckte. Er kam sich damit inmitten der Skelettanzüge und Halloween-Dekorationen irgendwie bedrohlich vor.

Er sah sich weiterhin ohne Erfolg nach Simon um und wollte gerade zum Empfangsschalter gehen, als ein Wachmann die Treppe vom Zwischengeschoß herabstieg und ihm zuwinkte.

»Mr. Ross?« fragte er. Als John nickte, sagte der Beamte: »Mr. Lawrence erwartet Sie im ersten Stock in der Sonderausstellung. Er bittet Sie, zu ihm hinaufzukommen.«

Ross ertappte sich, wie er den Wachmann überrascht anstarrte, dankte ihm dann aber schnell und entfernte sich. Simon wartete auf ihn? Ohne auch nur an den Fahrstuhl zu denken, begann er, die Haupttreppe hinaufzusteigen, die

ihn aus der Helligkeit der Vorhalle und der Balustrade zu den dunkleren Räumen der Ausstellungssäle führte. Er stieg in stetigem Tempo an den Widdern und Kamelen vorbei und zwischen den zivilen und militärischen Wächtern mit ihren leeren, starrenden Augen hindurch, Skulpturen, die Kunstgegenstände und Schätze der Toten bewachten. Kellner eilten herbei; die Skelettkostüme flatterten und die Masken waren jetzt alle aufgesetzt. Er schaute auf die Uhr. Die Veranstaltung sollte in weniger als dreißig Minuten beginnen.

Am oberen Ende der Treppe blieb er stehen und sah sich um. Unter ihm schwang sich die Haupttreppe in einer eleganten Flucht aus Stufen, Wölbungen und Glasfenstern zu dem Büffet mit Appetithäppchen, Getränken und Kellnern hinab. Vor ihm machte der Gang einen halbkreisförmigen Bogen und führte eine weitere kurze Treppe zu den Ausstellungsräumen hinauf. Simon Lawrence war nirgends zu sehen.

Ein erwartungsvoller Schauder lief ihm den Rücken hinab. Was tat Simon hier oben?

Er stieg die kurze Treppe hinauf und folgte dem Gang zu den Ausstellungsräumen. Die Lichter waren gedämpft, die Wände aus Roteiche von Schatten bedeckt. Eine Präsentation von Chihuly-Glas glänzte unter dem Licht von Strahlern in leuchtenden Farbblitzen. Schimmer aus Feuerrot, sonnenhellem Gelb, Meeresblau und tiefem Purpur verliehen dem Halbdunkel etwas Feierliches. Ross ging suchend weiter und passierte andere Ausstellungen an anderen Stellen. Der Klang seiner Schritte hallte gespenstisch nach.

Dann trat abrupt Simon Lawrence hinter einer Ausstellungsvitrine gleich links von ihm hervor und sagte: »Warum bist du hier, John?«

Ross zuckte unwillkürlich zusammen, bevor er schnell

Atem holte, um das heftige Pochen seines Herzens zu beruhigen, und trat ihm entschlossen entgegen. »Ich bin gekommen, um dich zu fragen, ob es stimmt, was mir Stef erzählt hat.«

Simon lächelte. Er trug einen einfachen schwarzen Smoking, in dem er größer und breiter aussah, als Ross ihn kannte, und der ihm den Anschein entspannten Selbstvertrauens verlieh. »Welcher Teil davon, John? Daß ich dich gefeuert habe, weil du Geld von dem Projekt gestohlen hast? Daß ich das getan habe, ohne vorher mit dir zu sprechen? Daß ich es tat, um mich von dir zu distanzieren?« Er machte eine Kunstpause. »Die Antwort auf all das lautet ja.«

John starrte ihn ungläubig an. Irgendwie hatte er nicht erwartet, daß Simon ihm dies so leichthin ins Gesicht sagen konnte. »Warum?« brachte er heraus und schüttelte langsam den Kopf. »Ich habe nichts getan, Simon. Ich habe dieses Geld nicht gestohlen.«

Simon Lawrence trat aus den Schatten hervor und auf Ross zu. Er hielt so dicht vor ihm an, daß Ross das silbrige Glitzern in seinen Augen sehen konnte. »Das weiß ich«, sagte Simon sanft. »Ich habe es getan.«

Ross blinzelte. »Simon, warum …«

Der andere Mann unterbrach ihn und wischte die Frage mit einer abfälligen Handbewegung beiseite. »Du weißt, warum, John.«

John Ross spürte, wie der Boden unter ihm nachgab, als hätte der Stein sich in Treibsand verwandelt und wollte ihn verschlucken. In diesem Moment der Verwirrung und des Entsetzens entriß Simon Lawrence ihm den Stab und trat dann schnell außer Reichweite, während Ross auf seinem schlimmen Bein ins Wanken kam.

»Ich habe auch das Feuer bei Fresh Start gelegt, John«, fuhr Simon freundlich fort, während er den Stab unter seinen Arm schob. »Ich habe Ray Hapgood getötet. Alles, was du vermutest, daß ich es getan habe, habe ich wahrscheinlich getan. Ich habe es getan, um das Projekt zu vernichten, um die Legende von Simon Lawrence zu zerstören, die Mystik des Wiz, die ich ja sogar erst erschaffen habe. Ich tat es, um die Ziele zu fördern, denen ich wirklich diene, und nicht jene, die ich als Teil meiner Verkleidung propagiert habe. Aber das hast du selbst bereits alles vermutet, sonst wärst du nicht hier.«

Ross kämpfte darum, sich nicht auf Simon – oder das Ding, das sich als Simon ausgab – zu stürzen. Ein Angriff würde nur dazu führen, daß Ross zu Boden fiel. Er mußte darauf hoffen, daß der andere nahe genug an ihn herankam, um ihn zu packen, daß er aus Selbstüberschätzung einen Fehler beging.

»Du hast uns alle genarrt«, sagte er leise. »Aber vor allem mich. Ich habe nie vermutet, was du wirklich warst.«

Der Dämon lachte. »Ich habe dich überhaupt nur eingestellt, weil ich wußte, wer *du* warst, und ich war überzeugt, daß ich dich gut gebrauchen konnte. Ein Ritter des Wortes, der in Ungnade gefallen ist, der freiwillig ins Exil gegangen ist, aber noch immer über wertvolle Magie verfügte. Die Gelegenheit war zu günstig, um sie nicht zu nutzen. Außerdem war es an der Zeit, diese Maskerade zu beenden und ein Ende mit Simon Lawrence und seinen guten Werken zu machen. Es war an der Zeit weiterzuziehen und etwas Neues anzufangen. Alles, was ich noch tun mußte, war, die Figur zu vernichten, die ich geschaffen hatte, indem ich sie in Mißkredit brachte. Du warst der perfekte Sündenbock. Du hast förmlich darum gebettelt, verführt zu werden, John. Also habe ich dich benutzt, und jetzt wirst du

die Schuld bekommen, ich werde in Ungnade fallen und zurücktreten, und die Projekte werden scheitern. Wenn es so läuft, wie ich es geplant habe, wird sich das wellenartig auf Obdachlosenprojekte im ganzen Land auswirken. Vertrauensverlust ist ein mächtiger Anreiz, um Brieftaschen zu schließen und Spenden einzustellen.«

Der Dämon lächelte. »War es das, was du hören wolltest, John? Ich habe dich doch nicht enttäuscht, oder?«

Er zog den Stab unter seinem Arm vor und warf ihn hinter sich, wo er über den Boden schlitterte und gegen die Wand knallte. Dann streckte er die Arme aus, packte Ross an seinem Hemd und zog ihn nach vorne. Ross kämpfte darum freizukommen, aber der Dämon war zu stark für ihn und schlug ihm mit dem Handrücken ins Gesicht. Der Hieb schleuderte Johns Kopf nach hinten, und ein greller Blitz aus Schmerz blendete und betäubte ihn. Der Dämon hob Ross hoch und ließ ihn in der Luft baumeln. Ross zwinkerte, um seine Sehkraft wiederzuerlangen, und sah dann, wie der Dämon seine freie Hand hob. Die Hand begann sich zu verwandeln, veränderte sich von etwas Menschlichem in etwas, das eindeutig nicht menschlich war. Krallen und borstiges Haar erschienen. Der Dämon betrachtete sein Werk gedankenvoll und fuhr dann mit der Klaue über Johns Bauch. Sie zerfetzte den Mantel und das Hemd und riß das Fleisch darunter auf, so daß sich blutige Striemen bildeten.

Der Dämon schleuderte John Ross zu Boden. »Du bist wirklich erbärmlich, John«, bemerkte er im Konversationston und schritt dorthin, wo Ross keuchend und blutend lag. »Schau dich nur an. Du kannst dich nicht einmal selbst verteidigen. Ich war bereit, dir einen Platz im Dienst der Leere anzubieten, aber was sollte das bringen? Ohne deinen Stab bist du ein Nichts. Ich bezweifle sogar, daß du mit ihm etwas ausrichten könntest. Du hast deine Magie verloren,

nicht wahr? Sie ist versiegt und dahin. Es ist nichts mehr von ihr übrig.«

Der Dämon langte hinunter, zog Ross hoch und schlug ein zweites Mal mit der Klaue zu; dieses Mal traf es die Schulter. Er schlug Ross erneut ins Gesicht und ließ ihn fallen, als wäre er ihm so widerlich, daß er ihn nicht mehr ertragen konnte. Ross brach zusammen und kämpfte darum, bei Bewußtsein zu bleiben.

»Du bist es nicht wert, daß ich noch mehr meiner Zeit mit dir verschwende, John«, schnaubte er leise, als er erneut über ihm aufragte. »Ich könnte dich töten, aber lebend bist du mir nützlicher. Ich kann dich noch immer dafür gebrauchen, Simon Lawrence und seine guten Taten zu vernichten. Ich habe noch Pläne mit dir.«

Er beugte sich dicht zu ihm herab und flüsterte: »Aber falls ich dich heute abend noch einmal sehe, werde ich dich trotzdem töten. Fordere mich nicht dazu heraus, John. Verschwinde hier, und komm nicht zurück.«

Dann richtete er sich wieder auf, preßte ihn mit dem Fuß auf den Boden, während er ihn musterte, und wandte sich schließlich ab und ging davon.

Ross blieb eine lange Zeit dort liegen, wo ihn der Dämon zurückgelassen hatte, und eine schwarze Welle aus Übelkeit und Schmerz brandete bei jedem Atemzug in ihm hoch. Er lag auf dem Rücken und starrte zur Decke empor, die in tiefe Schatten gehüllt war. Er hätte sich möglicherweise der Verzweiflung und Schande ergeben, die ihn durchfluteten, wenn er irgendein anderer Mann gewesen wäre, wenn er nicht einst ein Ritter des Wortes gewesen wäre. Aber die Wurzeln seiner Existenz lagen tiefer, als er selbst es für möglich gehalten hätte, und in die düsteren Gefühle war ein

eisernes Band der Entschlossenheit eingewoben, das verlangte, daß er eher stürbe, als dies zuzulassen.

Nach einer Weile war er stark genug, sich auf die Seite zu rollen und sich aufzurichten. Ein Schwindelgefühl drohte, ihn erneut niederzustrecken, aber er senkte den Kopf zwischen die Beine, stützte sich mit den Händen ab und wartete, bis die Benommenheit verebbte. Dann begann er mühsam vorwärts zu kriechen. Blutschlieren markierten sein langsames Vorwärtskommen, und die tiefen Furchen, die die Krallen des Dämons in seinen Körper gerissen hatten, schmerzten wie feurige Splitter. Der Gang und die Ausstellungsräume waren still und menschenleer, und nur das Geräusch seines Atmens war zu vernehmen, als er sich seinen einsamen Weg entlangarbeitete.

Er war ein Narr gewesen, sagte er sich wieder und wieder. Er hatte sich verrechnet und in dem überschätzt, was er ausrichten konnte. Er hätte auf Stef hören sollen. Er hätte seinen Instinkten vertrauen sollen. Er hätte sich an das erinnern sollen, was er während seiner Zeit im Dienst des Wortes gelernt hatte.

Zweimal rutschte er in Pfützen seiner eigenen Körperflüssigkeiten aus. Seine Arme und Hände waren feucht vor Blut und Schweiß, und bei jeder Bewegung, die er in dem Versuch machte, den Museumsboden zu überqueren, zuckten heftige Schmerzen durch seinen Körper.

Sei verdammt, Simon, fluchte er wortlos und beharrlich vor sich hin. *Zur Hölle mit dir.*

Als er den Stab erreichte, richtete er sich auf den Knien auf und wischte sich die blutverschmierten Hände an der Hose ab. Dann ergriff er den Stab fest mit beiden Händen und zog sich hoch.

Er stand einen Moment da und schwankte unsicher. Als

das Schwindelgefühl verebbte, ging er zu einer leeren Bank in der Mitte des Ganges, setzte sich, zog den Mantel und das zerrissene Hemd aus und verband sich die Rippen und die Brust. Es gelang ihm, die Blutungen zum größten Teil zu stoppen. Danach saß er da, starrte ins Leere und versuchte, zu Kräften zu kommen. Er glaubte nicht, daß irgendetwas gebrochen war, aber er hatte eine Menge Blut verloren. Ohne Hilfe konnte er nicht weitermachen, und die einzige Hilfe, auf die er jetzt hoffen konnte, würde aus ihm selbst kommen müssen.

Mit harten Augen und aschfahlem Gesicht saß er nach vorne gebeugt auf der Bank, der blutverschmierte Oberkörper fast nackt und nur mit seinem zerrissenen Hemd bandagiert. Er richtete sich mühevoll gerade auf und packte seinen Stab fester; seine Wahlmöglichkeiten umschwirrten ihn wie Geister, und die Entscheidung darüber, was er tun mußte, erfüllte ihn vollends. Er scherte sich nicht mehr um Konsequenzen oder Träume. Er konnte sich kaum dazu bringen, über die Zukunft jenseits dieser Nacht nachzudenken. Er wußte nur, daß er von etwas auf die Knie gezwungen worden war, das so abstoßend und böse war, daß er keinen einzigen Tag seines Lebens mehr ertragen konnte, wenn er es nicht vernichtete.

Und so beschwor er die Magie des Stabes herauf, rief sie mit einer Sicherheit, die ihn selbst überraschte, rief sie in dem vollen Bewußtsein, was es bedeutete, dies zu tun. Er entsagte sich selbst und dem, was er geworden war. Er entsagte seinem Leben des vergangenen Jahres und nahm erneut das Banner auf, das er von sich gewiesen hatte. Er erklärte sich zu einem Ritter des Wortes, bat darum, wieder ein solcher zu werden, und sei es nur für diese eine Nacht, für diese eine Aufgabe. Er wappnete sich mit seinem Schwur, zu dem zu werden, was er so verzweifelt hatte

abstreifen wollen, und akzeptierte die Zurechtweisungen von Owain Glyndwr und O'olish Amaneh als berechtigt. Er verbeugte sich in Anerkennung der Warnungen der Lady, die ihm von Nest Freemark und ihren Freunden überbracht worden waren, und erneuerte die Versprechen, die er vor fünfzehn Jahren abgegeben hatte, als er in den Dienst des Wortes getreten war.

Selbst jetzt kam die Magie nicht sofort zu ihm, denn sie lag tief im Inneren seines Stabes, wo sie darauf wartete, daß der Ruf berechtigt und das Gebet ehrlich gemeint war. Er konnte sie spüren, sie war bereit und aufmerksam, aber widerspenstig. Er strengte sich an, sie zu erreichen, ihr zu zeigen, wie sehr er sie brauchte, sie zu sich zu locken, wie er es mit einem trotzigen Kind getan hätte. Seine Augen waren geschlossen, die Stirn vor Konzentration in tiefe Falten gelegt, und der Schmerz, der seinen Körper durchzog, wurde zu einem weißglühenden Lodern im Zentrum seines Herzens.

Plötzlich und abrupt war die Lady vor ihm, schwebte weißgewandet und durchscheinend in der Dunkelheit seines Geistes und streckte die Hände nach ihm aus. Oh, mein tapferer Ritter, willst du wahrhaftig zu mir zurückkommen? Willst du mir dienen, wie du es einst tatest, ohne Vorbehalt und Schuld, ohne Zweifel oder Furcht? Willst du mein werden, wie du es einst warst? Ihre Worte drangen zu ihm, wie ein sanfter, sich kräuselnder Waldbach sich langsam zwischen Felsen und Sandbänken entlangschlängelt. Er weinte beim Klang ihrer Stimme, und die Tränen füllten seine Lider und liefen sein blutiges Gesicht hinab. Ich will. Ich werde. Immer. Auf ewig.

Dann war sie fort, und die Magie des Stabes regte sich, sammelte sich und kam in einem raschen, stetigen Strom zu ihm. Sie stieg aus dem polierten schwarzen Walnußholz in

seine Arme und seinen Körper und erfüllte ihn mit ihrer heilenden Kraft.

Silbernes Licht umhüllte den Ritter des Wortes mit einem strahlenden Leuchten, und er war wieder am Leben.

John Ross hob dankbar den Kopf und spürte, wie die Macht der Magie, die eifrig aus dem Stab floß, ihn durchdrang. Er ließ sich von ihr stärken, wie es nichts anderes vermochte, ohne sich darum zu kümmern, was ihn dies kosten würde. Denn jene Kosten würde nicht er bemessen. Sie würden in seinen Träumen bemessen werden, wenn diese zurückkehrten. Sie würden sich in der Zeit auswirken, die er ungeschützt in der Zukunft verbringen mußte, die zu beschützen er geschworen hatte und in die er als Ritter des Wortes wieder zurückkehren mußte.

Doch bevor dies geschah, schwor er sich und stand auf, nachdem seine Wunden von der Magie geheilt worden waren, würde er Simon Lawrence finden, den Dämon der Leere.

Und er würde ihn vernichten.

Nest Freemark kam gerade gemeinsam mit dem ersten Schub der geladenen Gäste beim Museum an, und sie brauchte eine Weile, um auch nur durch die Tür zu gelangen. Als man sie nach ihrer Einladung fragte und sie keine vorweisen konnte, teilte man ihr in nicht mißzuverstehenden Worten mit, daß sie nicht hineindurfte, falls ihr Name nicht auf der Gästeliste stand. Sie versuchte zu erklären, wie wichtig es war, daß sie John Ross oder Simon Lawrence finden mußte, aber das kümmerte die Sicherheitsbeamten nicht. Die Leute hinter ihr wurden wegen der Verzögerung ungeduldig, und man hätte sie wahrscheinlich vollends abgewiesen, wenn sie nicht Carole Price entdeckt und her-

beigerufen hätte. Carole begrüßte sie überschwenglich und wies die Sicherheitsbeamten an, sie durchzulassen.

»Nest, was tun Sie denn hier?« fragte Carole und steuerte sie zu einem freien Fleck inmitten der Trauben maskierter Gäste und verkleideter Kellner. »Ich dachte, Sie wären zurück nach Illinois geflogen.«

»Ich habe meinen Flug verschoben«, erwiderte Nest und hielt ihre Erklärung absichtlich vage. »Ist John hier?«

»John Ross?« Ein Ober kam mit einem Tablett voller Sektgläser auf sie zu und Carole winkte ihn fort. »Nein, ich habe ihn bisher noch nicht gesehen.«

»Und wie steht es mit Mr. Lawrence?«

»Oh, ja. Simon ist hier irgendwo. Ich habe ihn vor kurzem noch gesehen.« Sie runzelte ein wenig die Stirn. »Sie haben von dem Feuer gehört, nicht wahr, Nest?«

Nest nickte. »Es tut mir leid wegen Mr. Hapgood.« Es trat eine verlegene Pause ein, während sie überlegte, was sie sonst sagen konnte. »Ich weiß, daß John sehr betroffen darüber war.«

Carole Price nickte. »Das waren wir alle. Schauen Sie, warum machen Sie sich nicht auf die Suche nach ihm? Ich habe ihn hier unten nirgends gesehen, aber vielleicht ist er oben auf der Balustrade. Und ich werde Simon sagen, daß Sie hier sind. Er wird Sie sicher begrüßen wollen.«

»Danke.« Nest sah sich zweifelnd um. Das Foyer füllte sich rasch mit Gästen, und jeder trug eine Maske. Das machte es schwer, jemanden zu erkennen. »Wenn Sie John sehen«, sagte sie, »dann erzählen Sie ihm bitte, daß ich hier bin. Sagen Sie ihm, daß es sehr wichtig ist, daß ich so schnell wie möglich mit ihm spreche.«

Carole nickte mit einem Hauch von Verwirrung in den Augen, und Nest ging davon, bevor sie Fragen stellen

konnte.

Ein vorbeikommender Kellner reichte ihr eine der schwarzen Nylonmasken, und sie setzte sie auf. Überall um sie herum tranken die Leute Sekt. Ihre Unterhaltungen und ihr Lachen waren in dem höhlenartigen Raum ohrenbetäubend. Während ihre Augen die Menge absuchten, bewegte sie sich auf die breite Treppe zu, deren Absätze von den massiven Steinfiguren bewacht wurden, und stieg hinauf. Als sie dies tat, fiel ihr etwas Beunruhigendes ein. Sie hatte den Traum vergessen, der Ross seit Monaten plagte und in dem der alte Mann ihn beschuldigte, den Zauberer von Oz – und vielleicht auch sie – getötet zu haben. Sie hatte so intensiv über Ross und den Dämon nachgedacht, daß es ihr einfach entfallen war. Es sollte angeblich hier passieren, im Seattle Art Museum, in dieser Nacht. Eigentlich hatte Ross vorgehabt, daß er selbst und sie weit entfernt von diesem Ort waren. Als sie vermutete, daß Ereignisse und Dämonenintrigen am Werk waren, um seine Wünsche zu hintertreiben. Simon Lawrence war bereits hier. Sie war hier. Falls John Ross es noch nicht war, würde es jedenfalls bald so sein.

Sie erreichte die Balustrade und sah sich erneut um. Sie konnte Ross nirgendwo ausmachen. Ihr Unvermögen, ihn zu finden, ließ sie immer verzweifelter werden. Je länger er in Unkenntnis dessen blieb, was sie vermutete, desto größer wurde das Risiko, daß sein Traum Wirklichkeit wurde. Aber sie konnte nichts anderes tun, als weiter zu suchen. Sie ging zu einem Sicherheitsbeamten und fragte ihn, ob er John Ross gesehen hätte. Er erwiderte, daß er nicht einmal wüßte, wer Ross war. Frustriert über seine Antwort fragte sie, ob er Simon Lawrence gesehen hätte. Die Wache verneinte, bat sie aber zu warten und ging, um mit einem zweiten Posten zu reden. Einen Augenblick später kam er zu-

rück und berichtete ihr, daß sein Kollege vor nicht langer Zeit einen Mann nach oben geschickt hatte, um mit Mr. Lawrence zu sprechen – einen Mann, der humpelte und einen Gehstock benutzte.

Benommen von ihrem Glückstreffer dankte sie ihm und eilte zur Treppe. Sie hatte nicht einmal daran gedacht zu fragen, ob ein humpelnder Mann mit Gehstock hereingekommen war. Einfach idiotisch! Sie riß sich die Nylonmaske herunter, lief eilig die Stufen hinauf und fragte sich, was Simon und Ross dort oben taten und ob sie vielleicht bereits zu spät kam. Es gab immer noch zuviel, was sie nicht wußte; zuviel von den Begleitumständen der Ereignisse aus Johns Traum waren ihr verborgen. Da war ein ganzes Gewirr von Fäden in dieser Angelegenheit, die sorgfältig sortiert werden mußten, bevor sie alle darin vollkommen eingesponnen wurden.

Sie erreichte den Treppenabsatz im ersten Stock und wandte sich nach links, wo ein Dutzend Stufen zu einem schwach beleuchteten Gang und den dahinterliegenden Ausstellungsräumen führten. Sie hatte diese zweite Treppe bereits halb erklommen, als sie abrupt stoppte.

John Ross trat als strahlende, erschreckende Erscheinung aus den Schatten. Seine Kleider waren zerrissen und blutig, und sein zerfetzter Mantel wallte um einen halbnackten, blutigen Körper wie ein Cape. Der schwarze, runenbedeckte Stab schimmerte silbern, und die Helligkeit, die er ausstrahlte, umgab Ross wie ein elektrisches Feld. Sein starkes, scharfkantiges Gesicht war wie aus Stein gemeißelt, und seine Augen funkelten vor Zorn und düsterer Entschlossenheit.

Als er sie erblickte, sackte er ein wenig in sich zusammen, und mit dem Erkennen trat ein Hauch von Angst und Schock in sein Gesicht. »Nest!« zischte er.

Der Atem stockte ihr in der Kehle. »John, was ist geschehen?« Als er den Kopf schüttelte und nicht bereit war zu antworten, verschwendete sie keine weitere Zeit mit dieser Sache. »John, ich mußte zurückkommen«, sagte sie schnell. »Ich habe mir gedacht, daß du hier bist. Ich muß mit dir reden.«

Er schüttelte, von Entsetzen gepackt, den Kopf, als er etwas erkannte, das ihr verborgen blieb, eine Wahrheit, die zu schrecklich war, um sie zu akzeptieren. »Geh fort von hier, Nest! Ich habe dir gesagt, du sollst fortgehen! Ich habe dich vor dem Traum gewarnt!«

»Aber das ist der Grund, warum ich hier bin.« Sie versuchte sich ihm zu nähern, aber er hob die Hand, als wolle er sie abwehren. »John, du mußt den Traum vergessen. Er war eine Lüge.«

»Es war die Wahrheit!« schrie er zurück. »Der Traum war die Wahrheit! Er muß eintreten! Aber ein Teil von ihm kann noch geändert werden, genug, daß du nicht zu Schaden kommst! Aber du mußt hier fortgehen! Du mußt jetzt sofort gehen!«

Sie strich sich das krause Haar zurück und versuchte zu verstehen, was er sagte. »Nein, der Traum muß nicht eintreten. Erinnerst du dich nicht? Es ist deine Aufgabe, den Traum zu verhindern!«

Er kam mit wildblitzenden Augen einen Schritt auf sie zu, und die Magie, die ihn in silbernem Licht erstrahlen ließ, fuhr wie ein lebendes Wesen über seinen Körper.»Du verstehst nicht!« zischte er sie wütend an. »Es ist meine Aufgabe, ihn *eintreten* zu lassen!«

Schritte und Stimmen erklangen von der Haupttreppe, und Nest drehte sich überrascht zu ihnen um. Sie hörte Simon Lawrence sprechen und eilte zu einem Punkt, von

wo aus sie sehen konnte, wie er von der hell erleuchteten Balustrade zu den Schatten des ersten Stocks hinaufstieg.

Sie wirbelte herum und sah, daß John Ross auf sie zukam. »Geh aus dem Weg, Nest.«

Bestürzt über das, was sie in seinen Augen sah und in seiner Stimme hörte, starrte sie ihn an. »Nein, John, warte.«

Die Schritte stoppten kurz, während die Stimmen noch zu vernehmen waren. Nest hörte deutlich Simon Lawrence, der jemanden rief, der weiter unten war. Eine Frau. Carole Price? Nest drehte sich wieder zu Ross um und hob bittend die Hände. »John, er ist es nicht.«

Sein Lachen war spröde. »Ich habe ihn gesehen, Nest! Er hat mir das hier vor ein paar Augenblicken angetan, da oben!« Er deutete in die Richtung, aus der er gekommen war. »Er hat mir alles erzählt und es zugegeben! Dann hat er mich angegriffen! Er ist der Dämon, Nest! Er ist es, der dich im Park verfolgt hat und der Ariel, Audrey und Boot getötet hat! Er ist es, der Fresh Start angezündet hat! Er war es, der Ray Hapgood getötet hat!«

Er stieß das untere Ende seines schwarzen Stabes auf den Steinboden, und weißes Feuer fuhr wie bei einer Rakete über das Holz und versengte die Dunkelheit. »Dieser Traum ist nicht wie die anderen, Nest! Er ist eine Prophezeiung!«

Seine Stimme war rauh und schwankte erstickt vor Zorn. »Er ist eine Offenbarung, die dazu bestimmt ist, die Dinge in Ordnung zu bringen. Er ist ein Fenster zu einer Wahrheit, die ich törichterweise zu ignorieren versuchte! Ich muß nach seinen Vorgaben handeln! Ich muß dafür sorgen, daß er eintritt!«

Sie hob die Hände, um sein Näherkommen zu verlangsamen. »Nein, John, hör mir zu!«

Die Schritte kamen wieder näher, und die Stimmen wurden lauter. Sie hörte, wie Simon mit jemandem scherzte, vernahm gedämpfte Erwiderungen, plötzliches Lachen und das Klirren von Gläsern. Ross starrte an ihr vorbei; die Magie des Stabes sammelte sich um seine geballten Hände und wurde immer heller, während er darauf wartete, daß Simon in Sicht kam, so daß er sie ihm entgegenschleudern konnte.

»Tritt beiseite, Nest«, sagte er sanft.

Verzweifelt trat sie von ihm zurück, aber langsam und mit kleinen Schritten, so daß er nicht gleich nachsetzte, sondern stehenblieb, um abzuwarten, was sie vorhatte. Sie wich zurück, bis die große Treppe in Sicht kam, und drehte sich dann zu der Menschentraube um, die sich näherte. Simon Lawrence war an der Spitze. Lächelnd und entspannt tauschte er Bemerkungen mit Carole Price und drei verwitterten, abgearbeitet aussehenden Männern aus, die schwere Zeiten und nur wenige Ruhepausen hinter sich zu haben schienen. Sie hatten Nest noch nicht gesehen, und sie wollte auch nicht, daß sie es taten. Sie handelte instinktiv und aus der Not heraus. Sie rief ihre eigene Magie herbei, die Magie, mit der sie geboren worden war, der sie aber seit dem Tod von Granny abgeschworen hatte. Sie rief sie, nicht wissend, ob sie kommen würde, sondern nur, daß sie es mußte. Sie zog Simon Lawrences Blick auf sich, nur einen winzigen Moment lang, nicht mehr, nur genug, um sie beide für eine Sekunde miteinander zu verbinden, und dann benutzte sie ihre Magie, um seine Beine nachgeben zu lassen, so daß er schlaff auf die Stufen fiel.

Sie trat schnell außer Sicht, als sich seine Begleiter um ihn scharten und sich hinknieten, um zu sehen, was mit ihm passiert war. Es überraschte sie, wie schnell sie in der Lage war, eine Fähigkeit wieder anzuwenden, die sie so lange

nicht benutzt hatte. Aber die Beschwörung ihrer Magie hatte einen unerwarteten Nebeneffekt. Sie hatte etwas anderes in ihr geweckt, etwas viel Größeres und Gefährlicheres. Sie spürte, wie es sich regte und aufrichtete, wie es wuchs und immer wilder wurde, und einen erschreckenden Moment lang glaubte sie, es würde sich vollständig von ihr lösen.

Dann fand sie wieder zu sich zurück, alles in einem einzigen Augenblick, und drehte sich wieder zu Ross um. Er hatte sich nicht bewegt. Er stand mit einem verwirrten Ausdruck im Gesicht dort, wo sie ihn zuletzt gesehen hatte. Er hatte etwas gesehen, das ihr entgangen war, und was immer dies gewesen war, es hatte ihn durcheinandergebracht und kurzfristig abgelenkt.

Sie wartete nicht darauf, daß er wieder zu sich kam. Sie ging sofort zu ihm, trat dicht an ihn heran, wie er dort stand, umgeben von seiner wirbelnden Magie, umhüllt von der Macht des Stabes. Sie sah, wie der Zorn und die wilde Entschlossenheit wieder in seine Augen traten, als er sich erneut auf sein Vorhaben besann.

»Nein, John«, sagte sie schnell noch einmal und mit bestimmter Stimme. Sie ergriff seine Arme und ignorierte das Gefühl der Magie, die jetzt über ihre Haut strich. Sie hatte keine Angst. Es gab keinen Raum für Furcht bei dem, was sie tun mußte. Ihre Augen senkten sich in seine und hielten sie fest. »Du bist getäuscht worden, John. Wir alle sind getäuscht worden.«

»Nest«, flüsterte er, aber es lag keine Kraft dahinter, wie er ihren Namen sagte, nur ein vages Bitten.

»Ich weiß«, erwiderte sie sanft. Er mußte spüren, daß sie die Wahrheit sprach. »Aber er ist es nicht, John. Es ist nicht Simon. Er ist nicht der Dämon.«

Und dann sagte sie ihm, wer er war.

Kapitel 24

So begann Ross jetzt, während die Erinnerung an den Traum, mit dem alles begonnen hatte, wie Herbstfarben verblaßte, das schattenverhangene Kopfsteinpflaster des Occidental Park in Pioneer Square zu durchqueren. Den Mantel hatte er fest um seinen geschundenen, blutigen Körper geschlungen, als er wie ein Gespenst aus dem Fegefeuer unterwegs war, um den Dämon zu finden, der ihn zur Hölle verurteilt hatte. Die Nachtluft war kalt und beißend und trug den Geruch des nahenden Winters mit sich, und er atmete diesen eisigen Duft ein. Hölzerne Totempfähle ragten über ihm auf, als er unter ihren wachsamen, wilden Blicken vorbeilief, und die Obdachlosen, die sich beeilten, ihm aus dem Weg zu gehen, warfen beunruhigte Blicke über die Schulter und fürchteten den silbernen Schein, der von dem langen, schwarzen Stock ausging, auf den er sich stützte. Auf der harten Oberfläche des Kopfsteinpflasters zeigte das leise Klacken des Stockes an, wie er vorankam, und eine plötzliche Böe blies raschelnd Abfall und Laub aus seinem Weg. Die Fresser, die sich bei seiner Rückkehr versammelt hatten, folgten ihm schweigend mit wachsamen Augen und schnellen, verstohlenen Bewegungen. Er spürte ihre Erwartung und ihren Hunger auf das, was vor ihm lag. Er war wieder ein Ritter des Wortes, jetzt und für immer, und gebunden durch das Versprechen, das er abgegeben hatte, um die Magie dazu zu bringen, zu ihm zurückzukehren. Er war erneut zu dem geworden, was er so verzweifelt hatte abstreifen wollen, und in seiner Erkenntnis und Ak-

zeptanz der Vergeblichkeit seiner Bemühungen hatte er eine Art von Trost gefunden. Es war das Heim, nach dem er gesucht und das er in seinem anderen Leben nicht gefunden hatte. Es war die Wirklichkeit seiner Existenz, die er zu leugnen versucht hatte. In seiner Zurückweisung des Wortes hatte er seinen Weg verloren, war getäuscht worden und hätte sich beinahe selbst einem Schicksal ausgeliefert, das ihm eine Gänsehaut bereitete, wenn er auch nur kurz darüber nachdachte.

Aber das alles war Vergangenheit. Alles von dem, wer er in diesen letzten zwölf Monaten gewesen war und was er zu sein versucht hatte, war Vergangenheit. Sein Leben, das einzige Leben, das er jetzt jemals haben würde, war ihm zurückgegeben worden, und er mußte einen Weg finden, dafür zu sühnen, daß er es so leichtfertig fortgeworfen hatte.

Selbst wenn dies bedeutete, daß er es wieder aufgeben mußte, um die Dinge ins Lot zu bringen.

Straßenlaternen brannten hell inmitten der Halloween-Dunkelheit. Alle Masken waren abgenommen, alle Geheimnisse offenbart, die Täuschungen vorüber. Bei Tagesanbruch würde es eine Abrechnung und eine Sühne geben und vielleicht sogar seinen eigenen Tod. Das würde davon abhängen, wieviel von sich selbst er gerettet hatte, wieviel von dem Krieger, der er gewesen war, er wieder heraufbeschwören konnte.

Er blickte nach vorne zu den Lichtern seines Apartments und daran vorbei zu den rauchenden Ruinen von Fresh Start und dem zum größten Teil verdunkelten Umriß von Pass/Go. Die Gebäude säumten die Main Street und boten den Geheimnissen der Menschen, die darin lebten, Unterschlupf. Ross verspürte ein Gefühl der Sinnlosigkeit, als er an die Verkleidungen dachte, hinter denen die Wahrheit der

menschlichen Existenz verborgen wurde. Es war so einfach, sich in der selbstgefälligen Gewißheit zu verlieren, daß das, was anderen widerfuhr, nur sehr wenig mit einem selbst zu tun hatte. Es war so einfach, die Bande zu ignorieren, die die Menschheit auf ihrer gemeinsamen Suche nach Erlösung zusammenhielten.

Ein einsames Auto fuhr den breiten Korridor der Second Avenue entlang und verschwand wieder. In der Ferne wurden Stimmen und Musik laut, Gelächter und Rufe, die Geräusche einer Halloween-Feier. Zumindest für jene Leute war die dunkle Seite von Hexerei und Dämonen nur ein Mythos.

Er kam am Waterfall Park vorbei. Das Rauschen des Wasserfalls war ein gedämpftes Plätschern im dunklen Inneren jenseits der Parkmauern, der Innenhof ein vage erkennbares Spinnennetz aus schmiedeeisernen Tischen, Stühlen und Hecken inmitten der klobigeren Umrisse der Steinbrunnen und Skulpturen. Er drehte sich in die Richtung um, aus der er gekommen war, als er seinen Namen hörte. Nest Freemark rannte auf ihn zu, ihr offener Parka flatterte hinter ihr her, ihr lockiges Haar wallte um ihr rundes, gerötetes Gesicht. Bei ihrem Näherkommen verschmolzen die Fresser mit der Dunkelheit, mit den Felsen des Parks und der Ansammlung von Tischen und Stühlen, aber Nest schien sie nicht zu beachten. Sie eilte zu Ross und stand heftig keuchend vor ihm, während ihre Augen schnell nach seinen suchten.

»Ich bin gekommen, um zu helfen«, sagte sie.

Er lächelte über ihren ernsten Gesichtsausdruck und die Entschlossenheit, die er in ihrer jungen Stimme hörte. »Nein, Nest«, sagte er ruhig.

»Aber ich will es. Ich muß.«

Er hatte sie im Museum zurückgelassen, als er es verließ. Sie war die Treppe hinuntergegangen, um Simon Lawrence und seine Begleiter abzufangen und lange genug abzulenken, daß Ross unbemerkt aus einer Seitentür schlüpfen konnte. Selbst so hatte er dadurch, daß er einen anderen Weg als den Haupteingang benutzt hatte, einen Alarm ausgelöst, der Sicherheitsleute aus dem Erdgeschoß heraufeilen ließ. Als er die Straße in Richtung einer dunklen Gasse überquert hatte, hatte er gesehen, wie sie beim Erklimmen der Haupttreppe unerklärlicherweise ins Stolpern gerieten, während Nest, die neben dem sich erholenden Simon stand, sie intensiv beobachtete.

»Für Ariel«, sagte sie mit fester Stimme. »Für Boot und Audrey.«

Er spürte eine heiße Welle aus Scham und Zorn; die Enthüllung, die sie gemacht hatte, durchzuckte ihn in einer neuen Woge aus Schock und Unglauben. Aber die Wahrheit vermochte es, sich selbst dem Skeptischsten mitzuteilen, und er hatte sich die Scheuklappen heruntergerissen, die ihn getäuscht hatten, und war von seinem neuen Wissen und der Entschlossenheit erfüllt, die sie in ihm erzeugt hatte.

»Für mich selbst, John«, fügte sie hinzu.

Aber sie hatte sich nicht so gesehen, wie er sie im Museum gesehen hatte, in den schattigen Hallen der Ausstellungsräume, als sie sich in einer Konfrontation gegenübergestanden hatten, die leicht zu der schrecklichen Erfüllung seines Traumes hätte führen können. Er erkannte noch nicht, was sie ihm offenbart hatte. Sie wußte selbst noch nichts davon, zu was sich ihre Magie entwickelt hatte, welches Geheimnis sie jetzt in sich barg. Machtvolle Kräfte waren in Nest Freemark am Werk, die ihr Leben erneut verändern würden. Er sollte es ihr natürlich erzählen. Aber

er konnte sich nicht dazu durchringen, dies jetzt zu tun, da die Geheimnisse seines eigenen Lebens so schwer auf seinem Geist lasteten und nach ihrer eigenen Lösung verlangten.

Er trat auf sie zu und legte ihr die Hände auf die Schultern. »Ich bin ein Ritter des Wortes, Nest. Ich bin das, was immer meine Bestimmung war, und dafür schulde ich dir viel. Aber ich kann nicht das Recht beanspruchen zu dienen, wenn ich nicht vorher den Grund beseitige, warum ich meinen Weg verloren habe. Ich muß dies tun. Und ich muß es allein tun. Dies ist eine persönliche Sache für mich, die mir so nahegeht, daß sie mich als bloße Hülle zurücklassen würde, wenn ich sie auf eine andere Weise beendete. Verstehst du mich?«

Sie musterte lange Zeit sein Gesicht. »Aber du bist verletzt. Du hast viel Blut verloren.«

Er nahm die Hände von ihren Schultern und legte sie auf das polierte Holz seines Stocks. »Die Magie wird mir die Stärke geben, die ich hierfür brauche.«

Sie schüttelte den Kopf. »Mir gefällt das nicht. Es ist zu gefährlich.«

Er schaute sie an und fand es seltsam, daß jemand, der so jung war, ihm sagte, daß etwas zu gefährlich war. Aber schließlich waren die Gefahren in ihrem eigenen Leben nicht geringer gewesen als die seinen.

»Warte hier auf mich, Nest«, bat er sie. »Halte Wache. Falls ich nicht wieder herauskomme, wird wenigstens eine andere Person die Wahrheit kennen.«

Er wartete nicht auf ihre Antwort, sondern drehte sich rasch um und folgte dem Bürgersteig bis zur Ecke, wo er nach links auf die Second Avenue abbog und auf den Eingang seines Apartmenthauses zuging. Ganze Scharen von

Fressern tauchten auf, krochen über die Mauern des Waterfall Park, kamen aus den Gullys und den Gassen zwischen den Gebäuden hervor. Sie erschienen in solchen Massen, daß ihn ein unerwartetes Frösteln überlief. Ihre gelben Augen fixierten ihn und waren leer, bis auf den Hunger, der in ihnen leuchtete. So viele, dachte er. Durch die Art, wie sie nach vorn drängten, um in seine Nähe zu kommen, spürte er ihre Erwartungen, und er wußte, daß sie aus animalischem Instinkt heraus begriffen, was auf dem Spiel stand.

Er betrat das Foyer, ging zum Fahrstuhl hinüber und fuhr damit in den fünften Stock. Die Fresser folgten ihm nicht. Er stellte sich vor, wie sie die Außenwand erklimmen mochten und sich stetig und unaufhaltsam seinen Fenstern näherten. Er hatte eine gigantische Sturzflut vor Augen, die über eine schläfrige Stadt hereinbricht.

Er verließ den Fahrstuhl, ging zu seiner Wohnungstür, benutzte seinen Schlüssel und trat ein.

Das Apartment war düster und still, nur eine einzelne Lampe brannte an einem Ende der alten Couch. Stef saß lesend in ihrem Lichtschein und erhob ihr feingezeichnetes Gesicht, um ihn zu begrüßen. Ihre seltsamen, rauchigen Augen füllten sich mit Schrecken, als er die Tür schloß und ins Licht trat.

»John, was ist passiert?« flüsterte sie und erhob sich rasch.

Er streckte die Hand in einer abwehrenden Geste aus und schüttelte den Kopf. »Steh nicht auf, Stef. Bleib bitte, wo du bist.« Er stützte sich schwer auf seinen Stock, studierte ihr verblüfftes Gesicht und beobachtete kühl, reserviert und wachsam, wie sie ihr dunkles Haar zurückstrich. »Simon Lawrence ist nicht tot«, sagte er ruhig.

Er sah das Flackern von etwas Dunklem in ihren Augen, aber ihr Gesicht veränderte sich nicht. »Was meinst du damit? Warum *sollte* er tot sein? Wovon sprichst du, John?«

Er zuckte mit den Achseln. »Es ist einfach. Ich bin zum Museum gegangen, um mit ihm zu reden. Er gab alles zu – daß er mich gefeuert hat, ohne mir eine Aussprache gewährt zu haben, daß er das Geld selbst gestohlen hat, daß er daran arbeitete, Fresh Start zu vernichten, einfach alles. Dann griff er mich an. Er überwältigte mich, streckte mich nieder und ging dann fort. Als er mich zurückließ, folgte ich ihm. Ich wollte ihn töten. Ich hätte es auch getan, wenn Nest Freemark nicht gewesen wäre. Sie kam vom Flughafen zurück, um mich zu warnen. Es sei überhaupt nicht Simon Lawrence, nach dem ich suchte, sagte sie.« Er machte eine Pause und beobachtete sie wachsam. »Du seist es.«

Sie schüttelte langsam den Kopf, und ein leises Lächeln spielte um ihre Lippen. »Ich habe keine Ahnung, wovon du sprichst.«

Er nickte nachsichtig. Sie war so schön, doch alles an ihr war eine Lüge. »Tatsache ist, ich war bereit, alles zu glauben, was du mich glauben lassen wolltest. Das Simon Lawrence der Dämon war. Das er für all die schlimmen Dinge verantwortlich war, die geschehen sind. Das er vorhatte, mein Leben zu ruinieren, mich zu benutzen und mich zu zerbrechen. Ich hatte mich selbst dazu gebracht, das zu glauben. Dann, als du mich im Museum nach oben gelockt und in der Gestalt von Simon angegriffen hast, als du mich gedemütigt, verhöhnt und fortgeschleudert hast, als wäre ich wertlos, da war ich vollends bereit, ihn in dem Augenblick zu töten, in dem ich ihm erneut begegnete. Und das hätte ich auch getan, wenn Nest nicht gewesen wäre.«

»John …«

»Sie hat mir erzählt, daß du es warst, Stef, und nachdem ich den ersten Schock überwunden hatte, daß so etwas überhaupt *möglich* sein konnte, daß ich so *vollständig* zum Narren gehalten worden sein konnte, daß ich so *dumm* gewesen sein konnte, da begann ich zu erkennen, was geschehen war. Du warst so schlau, Stef. Du hast mich von Anfang an benutzt. Du ließt dich von mir in Boston ansprechen, hattest mich wie einen Fisch an der Angel und hast mich dann eingeholt. Ich war am Haken. Ich liebte dich. Du hast dich selbst so begehrenswert und zugänglich gemacht, daß ich gar nicht anders konnte. Ich wollte glauben, daß du der Beginn, das Fundament eines neuen Lebens warst. Ich war fertig damit, ein Ritter des Wortes zu sein; ich wollte etwas anderes. Du verstandst besser als ich selbst, was dieses andere war, und du gabst es mir. Du gabst mir das Versprechen eines Lebens mit dir.

Aber weißt du, was wirklich dafür sorgte, daß es funktionierte, daß ich mir einfach nicht vorstellen konnte, daß es nicht real war – warum sollte es das nicht sein? Warum solltest du nicht genau die sein, die du zu sein vorgabst? Als Nest das erste Mal vermutete, daß du der Dämon sein könntest, verwarf ich die Idee sofort. Es ergab keinen Sinn. Wenn du der Dämon warst, warum hattest du mich dann nicht kurzerhand getötet? Von welchem Nutzen konnte ich dir denn lebend sein? Ein früherer Ritter des Wortes, ein Ausgestoßener, ein Wanderer – ich war nur ein weiterer Beweis dafür, daß du vor langer Zeit die richtige Wahl getroffen hattest, als du dich für die Leere entschieden hast.«

Sie sagte nichts. Sie saß nur da, hörte aufmerksam zu und wartete ab, ob er wirklich alles herausbekommen hatte. Er sah es ihr an, erkannte es daran, wie sie ihn studierte. Es machte ihn wütend, und es ließ ihn sich dafür schämen, wie

sehr er sich von ihr hatte benutzen lassen.

»Nest fand es jedoch heraus«, fuhr er fort. »Sie hat es mir erklärt. Sie sagte, du würdest mich ebenso sehen, wie ihr Vater ihre Großmutter gesehen hatte, als diese ein junges Mädchen war. Ihr Vater wurde von der Magie ihrer Großmutter angezogen, und du wurdest von meiner angezogen. Doch Dämonen müssen Menschen besitzen, müssen sie kontrollieren, um deren Magie zu der ihren zu machen, und manchmal halten sie diese Besitzgier fälschlicherweise für Liebe. Ihr Verlangen nach der Magie verwirrt sie. Ich glaube, daß dir das möglicherweise passiert ist.«

»John …«

»Nein. Sag kein Wort. Hör nur zu.« Seine Finger klammerten sich heftiger um den Stab. »Es bleibt der Umstand, daß ich dir tot nichts nützte. Denn wenn ich tot war, konntest du die Magie nicht benutzen, die in dem Stab verborgen war. Und diese Magie wolltest du unbedingt, nicht wahr? Aber um an sie heranzukommen, mußtest du zwei Dinge tun. Du mußtest mich dazu bringen, sie von dem dunklen Ort zurückzuholen, an den ich sie verbannt hatte, und sie dann auf eine Weise zu verwenden, durch die ich von dir abhängig wurde. Wenn man mich dazu verführen konnte, Simon Lawrence zu töten, wenn man mich dazu bringen konnte, die Magie auf eine so schrecklich falsche Weise zu verwenden, dann hätte ich etwas mit dir gemeinsam, nicht? Ich hätte dann den ersten Schritt auf dem Weg getan, den du für mich vorgesehen hast. Ich war schon halbwegs dort, oder? Ich war bereits ganz knapp davor, das zu sein, zu dem du mich machen wolltest. Es blieb nur noch diese letzte Sache zu tun.«

Er schüttelte staunend den Kopf. »Du hast diesen Dämon im Lincoln Park getötet, um deine Investition zu schützen. Weil er mich tot sehen wollte, um einen Sieg über einen

Ritter des Wortes beanspruchen zu können. Aber du wolltest mich lebend, für etwas viel Größeres. Du wolltest mich wegen der Magie, die ich dir zur Verfügung stellen konnte.«

Sie blickte ihn an, ihre perfekten Züge waren ruhig und bewegten sich noch immer nicht. »Ich liebe dich, John. Nichts, was du gesagt hast, ändert das.«

»Du liebst mich, Stef? Genug, daß du mir beibringen würdest, mich von heimatlosen Kindern zu ernähren, so wie du es tust?« Er spie die Worte aus, als wären sie vergiftet. »Genug, daß du mich helfen lassen würdest, sie in den Tunneln unter der Stadt zu jagen und zu töten?«

Ihr Temperament flammte auf. »Die Obdachlosen sind ohne Nutzen. Es kümmert niemanden, was mit ihnen geschieht. Sie dienen keinem echten Zweck. Das weißt du.«

»Tue ich das?« Er kämpfte seine Abscheu nieder. »Ist das der Grund, warum du Ariel, Boot und Audrey getötet hast? Weil sie ebenfalls keinem echten Zweck dienten? Hast du deswegen versucht, Nest zu töten? Das hat nicht so gut geklappt, nicht wahr? Aber du warst schnell dabei, es zu überspielen, das muß ich dir lassen. Es war eine hübsche Idee, Fresh Start anzuzünden. Zuerst dachte ich, du hättest es nur getan, um das Projekt zu vernichten. Aber du tatest es, um das zu verbergen, was im Lincoln Park geschehen war. Du hast dich bei der Verfolgung von Nest selbst ganz schön zugerichtet, indem du Türen eingeschlagen und durch geschlossene Fenster gesprungen bist. Diese Art von Wunden konntest du nicht verbergen. Also hast du zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen. Du hattest mich vorher bereits betäubt, damit ich mich nicht mit Nest treffen konnte. Als du mich wecktest, nachdem du Fresh Start in Brand gesteckt hattest, hast du das im Dunkeln getan, so daß ich dein Gesicht nicht sehen konnte, und während ich

noch kaum klar denken konnte, ranntest du unter dem Vorwand voraus, die Frauen und Kinder zu wecken, die in den oberen Stockwerken des Gebäudes schliefen, und hast dir auf diese Weise eine perfekte Entschuldigung für die Schnitte in deinem Gesicht und an den Händen geliefert.«

Sein Lachen war spröde. »Es ist merkwürdig, aber auch darauf ist Nest gekommen. Als sie herkam, um nach mir zu suchen, ging sie zu Pass/Go, und Della sagte ihr, sie würde genauso aussehen wie du. Nest erkannte die Verbindung sofort. Sie wußte, was das bedeutete.«

Sie beugte sich vor. »John, hörst du mir …«

Aber er hatte genug vom Zuhören und fuhr unerbittlich fort. »Und so hast du mich dann mit der Geschichte hochgeputscht, daß Simon mich gefeuert hätte und du gekündigt hättest und wie seltsam er sich benähme und daß er nie da sei, wenn etwas Schlimmes passiere, und ich war geladen wie eine Pistole, die gleich losgeht. Ich nahm den Bus zum Museum, was du wußtest, und es dauerte eine Weile, weil ich mit meinem schlimmen Bein nicht sehr gut laufen kann, und du hast dir derweil ein Taxi geschnappt und wartetest schon auf mich, als Simon verkleidet und bereit, mich in die richtige Richtung zu stupsen.«

Er war jetzt so wütend, daß er sich kaum noch beherrschen konnte, aber seine Stimme blieb kühl und unbeteiligt. »Ich hasse dich wirklich, Stef. Ich hasse dich so sehr, daß ich nicht einmal die Worte finde, um es auszudrücken.«

Sie sah ihn einen Moment lang forschend an, die perfekten Gesichtszüge nachdenklich verzogen, und schüttelte dann den Kopf. »Du haßt mich nicht, John. Du liebst mich. Das wirst du immer.«

Sein Schock, als er sie dies sagen hörte, machte ihn kurzfristig sprachlos. Er hatte nicht erwartet, daß sie so

einfühlsam war. Sie hatte natürlich recht. Er liebte sie ganz verzweifelt, selbst jetzt noch, obwohl er wußte, was sie war.

»Du bist nicht so ehrlich zu dir selbst, wie du glaubst«, fuhr sie ruhig fort, und ihre dunklen Augen senkten sich in seine. »Du willst nicht, daß es so ist, aber obwohl du das weißt, kannst du nicht gegen deine Gefühle an. Ist das so schlimm? Wenn du mich willst, gehöre ich noch immer dir. Ich will dich noch immer, John. Ich liebe dich noch immer. Denk über das nach, was du tust. Wenn du mich aufgibst, wirst du zu dem werden, dem du so verzweifelt entkommen wolltest. Du wirst wieder ein Ritter des Wortes sein. Du gibst alles auf, was du in diesem letzten Jahr mit mir zusammen gefunden hast. Du wirst wieder einsam, allein und wurzellos sein. Du wirst wie die Obdachlosen werden, denen zu helfen du so viel Zeit geopfert hast.«

Sie erhob sich mit einer geschmeidigen, trägen Bewegung, und er spannte sich daraufhin an, da er sich erinnerte, wie stark sie war, wozu sie in der Lage war, aber sie versuchte nicht, sich ihm zu nähern. »Mit mir hast du alles, was dich in den vergangenen zwölf Monaten glücklich gemacht hat. Ich kann für dich wieder all das sein, was ich von Anfang an für dich war. Hast du Angst, daß du mich irgendwie anders sehen wirst? Keine Sorge, das wirst du nie. Ich werde für dich genau das sein, was du willst. Ich habe dich glücklich gemacht. Du kannst nicht behaupten, das hätte ich nicht getan.«

Er lächelte sie an und war plötzlich trauriger als jemals zuvor. »Du hast recht«, gab er sanft zu, und all seine Wut schien dahinzuschmelzen. »Du hast mich glücklich gemacht. Aber nichts davon war wirklich, nicht wahr, Stef? Es war alles Schwindel. Ich glaube nicht, daß ich das zurückhaben möchte.«

»Glaubst du, andere Leute leben anders als wir?« beharrte sie. Sie trat einen Schritt von der Couch zurück und bewegte sich langsam aus dem Lichtkreis der Lampe zu den Schatten, die dahinter lagen. Ross sah ihr dabei zu, ohne etwas zu sagen. »Jeder hat seine Geheimnisse. Niemand offenbart alles von sich. Nicht einmal dem Menschen, den er liebt.« Er zuckte bei diesen Worten zusammen, aber sie schien es nicht zu bemerken. Sie strich ihr Haar zurück und war anscheinend von etwas abgelenkt, das sie hinter ihm sah. Er hielt seine Augen auf sie gerichtet. »Wir können das gleiche tun«, sagte sie. »Du wirst niemand anderen finden, der auf dieselbe Weise für dich empfindet wie ich.«

Die Ironie der letzten Aussage mußte ihr völlig entgangen sein, dachte er. »Was du für mich empfindest, beruht hauptsächlich darauf, wie du mich zu benutzen hoffst, Stef.«

Er bewegte sich jetzt mit ihr, ein Schritt und dann zwei, ein langsamer, kreisender Tanz, ein Suchen nach einer vorteilhaften Position.

»Du kannst deine eigene Wahl über das alles treffen, John«, sagte sie. »Ich werde mich nicht einmischen. Laß mich nur dasselbe tun. Das ist alles, was ich verlange.«

Sein Lachen war spröde. »Ist das alles, was nötig ist, um dich glücklich zu machen, Stef? Das ich ignoriere, was du bist? Das ich erlaube, daß du weiter Jagd auf Menschen machst? Das ich vorgebe, es würde mich nicht stören, daß du niemals aufhören wirst zu versuchen, die Magie des Wortes für Dinge zu benutzen, für die sie nie bestimmt war?« Sie schüttelte heftig den Kopf. »Ich soll einfach die Vergangenheit vergessen? Ich soll Boot und Audrey vergessen, und Ariel und Ray und ein paar Dutzend Obdachlose? Ich soll alles vergessen, was passiert ist? Würde das genügen?«

Er sah das Funkeln von etwas Dunklem und Verschlagenem in ihren Augen. Er trat einen Schritt auf sie zu. »Du hast die Grenze schon vor langer Zeit überschritten, und jetzt ist es viel zu spät, um zurückzukommen. Genauer gesagt, habe ich nicht vor, dir das zu erlauben.«

Ihr Umriß zeichnete sich vor dem Aussichtsfenster ab, das zum Waterfall Park zeigte, und ihr schlanker Körper war plötzlich erstarrt. Draußen preßten sich Fresser gegen das Glas, und ihre gelben Augen leuchteten gierig.

Eine kaum merkliche Veränderung zog über ihre Züge. »Vielleicht kannst du mich nicht aufhalten, John.«

Er richtete sich auf, packte seinen Stab mit beiden Händen, und die Magie fuhr in schmalen, silbrigen Strömen über das Holz.

Ihr Lächeln war dünn – mit einem Hauch von Bedauern. »Vielleicht konntest du das nie.«

In einer einzigen, fließenden Bewegung ging sie in die Knie, wirbelte herum und katapultierte sich durch die Glasscheibe des Fensters hinter ihr. Bevor er auch nur daran denken konnte, sie aufzuhalten, war sie bereits verschwunden.

Nest Freemark stand auf dem Bürgersteig außerhalb des Waterfall Park, als das Apartmentfenster explodierte, als wäre es von einem Vorschlaghammer getroffen worden. Glasscherben regneten in die Nacht und ließen die Fresser hastig in die Schatten huschen wie Ratten. Sie drehte sich rasch zu dem Geräusch um und dachte sofort an John Ross, doch das dunkle Ding, das durch die Dunkelheit herabschoß, schrie mit einer völlig anderen Stimme. Nest war wie erstarrt und sah zu, wie es sich im Fallen wand und die Gestalt veränderte, als wären sein Fleisch und seine Kno-

chen aus Gummi. Zuerst war es menschlich gewesen, doch jetzt war es etwas völlig anderes. Es schlug auf dem Felshaufen in der Mitte des Wasserfalls auf, prallte ab und fiel in das Auffangbecken.

Nest rannte zu dem schmalen Zugang des Parks, und ihr Herz raste vor Schreck und Sorge. Sie stürmte durch die unverschlossene Öffnung, als das dunkle Wesen aus dem Wasser stieg. Es war ein zweibeiniges Geschöpf des Grauens, das bereits den letzten Rest seiner menschlichen Gestalt verlor, sich auf alle viere fallen ließ und in etwas verwandelte, das viel urtümlicher war. Seine Beine wurden dünner, länger und krümmten sich, sein Körper wurde von den Hüften zur Brust breiter, und sein Kopf verlängerte sich und bildete eine breite Schnauze aus.

Stefanie Winslow, dachte sie entsetzt. Der Dämon.

Der Dämon, der sich in etwas umgeformt hatte, das am ehesten einer monströsen Hyäne ähnelte, schüttelte sich, als wollte er den letzten Rest der Verkleidung abstreifen, die ihn eingezwängt hatte, und hob seine stumpfe Schnauze nach oben, von wo er herabgefallen war. Fresser wieselten und sprangen rasend um ihn herum, wie Schatten, die sich überlagerten, und ihre Augen leuchteten in der Dunkelheit. Der Dämon knurrte sie an, schnappte in die Luft, wo sie entlangrasten, und wandte sich ab.

Dann erblickte er Nest und drehte sich schnell wieder um.

Selbst in dem matten Licht der Straßenlaternen konnte Nest sehen, wie sich das harte Glitzern seiner Augen auf sie richtete. Sie sah den Haß darin. Der große Kopf senkte sich, die Schnauze teilte sich, und Reihen scharfer, gekrümmter Zähne wurden sichtbar. Ein tiefes, häßliches Knurren drang aus seiner Kehle. Vielleicht wollte er zu Ende bringen, was er im Lincoln Park begonnen hatte.

Vielleicht reagierte er nur rein instinktiv. Nest hielt ihm stand. Sie spürte, wie ihre Magie sich sammelte und in ihrer Brust zusammenballte. Einmal war sie vor diesem Monster geflohen; dieses Mal würde sie sich ihm stellen. Der Dämon, so schien es, hatte ebenfalls seine Entscheidung getroffen. Er hätte sich von ihr abwenden können, er hätte über die Mauer des Parks klettern können, ohne es auf eine Konfrontation ankommen zu lassen. Doch er zögerte nicht einmal, als er auf sie zukam.

Mit einem Scharren von Krallen auf Stein und einem markerschütternden Heulen griff er an. Fresser strömten ihm nach, sprangen und wieselten in einer Woge gelber Augen durch die Schatten.

Nest hatte nur einen Moment Zeit, um zu reagieren, und das tat sie. Sie sah dem Dämon in die Augen und schleuderte ihm die Magie entgegen, mit der sie geboren worden war, die das Vermächtnis der Freemark-Frauen war. Sie hatte vor, ihn damit aus der Bahn zu werfen, ihn benommen zu machen. Sie mußte ihn nur lange genug hinhalten, bis John Ross sie erreichte. Er würde kommen; der Dämon war eindeutig auf der Flucht vor ihm. Sie brauchte nur ein paar Augenblicke, und die würde ihre Magie ihr verschaffen. Sie hatte sie vor nicht einmal zwei Stunden im Museum bei Simon Lawrence und den Sicherheitsleuten benutzt. Sie war ein vertrauter Gefährte, und sie spürte ihre Gegenwart tief in ihrem Inneren rumoren, noch bevor sie sie beschwor.

Dennoch war sie nicht auf das vorbereitet, was als nächstes geschah.

Die Magie, die sie beschworen hatte, antwortete nicht.

Eine andere Magie tat es.

Sie kam von demselben Ort wie die Magie, mit der sie geboren worden war, aus ihrem Inneren, wo ihre Seele in

einem Verbund mit Herz, Verstand und Körper existierte. Die Magie brach in einem Schwall dunkler Energie aus ihr hervor, nahm ihre eigene, besondere Gestalt an, die von Instinkten entfesselt worden war, die verlangten, daß sie um jeden Preis überlebte. Die Macht dieser Magie war roh und erschreckend, und Nest konnte sie nicht kontrollieren. Die Magie schoß nicht aus Nest heraus, wie sie es erwartet hatte, sondern riß sie mit sich, so daß sie in ihrem sturmzerzausten Zentrum mitflog, als wäre sie im Inneren eines Wirbelwinds gefangen.

Sie sah den Dämon jetzt durch dunklere, primitivere Augen, und sie erkannte plötzlich schockiert, daß diese Augen zu Geist gehörten. Sie war in dem Gespensterwolf gefangen. Sie war ein Teil von ihm geworden.

Dann krachte sie in den Dämon und hatte keine Zeit mehr zum Denken. Klauen und Zähne rissen und zerrten, beider Knurren erfüllte die Luft, und sie kämpfte mit dem Dämon, als wäre sie zu Geist geworden. Schultern und Körper waren massiver geworden und mit einem raunen Fell bedeckt, ihre Augen waren bohrend und wölfisch geworden.

Erfüllt von der Stärke und den schnellen Reaktionen des Gespensterwolfes, drängte sie den Dämon bis zu den Felsen zurück. Die Kreatur wand sich und kämpfte, war mit ihr so stark verschlungen, daß Nest das Anspannen ihrer Muskeln spüren und das Zischen ihres Atems hören konnte. Der Dämon versuchte, an ihre Kehle zu kommen, und sprang zurück, als dies mißlang. Sie setzte ihm nach; ein roter Schleier der Raserei und der Mordgier machte sie blind für alles andere. Sie rollten und taumelten zwischen den schmiedeeisernen Bänken hindurch, gegen die Felsen und Springbrunnen, und sie dachte nicht mehr daran, sich zu wundern, was mit ihr geschah oder warum, sondern nur

noch daran, einen Vorteil über einen Feind zu erringen, den sie vernichten mußte.

Vielleicht hätte sie Erfolg gehabt. Vielleicht hätte sie gesiegt. Doch dann hörte sie, wie jemand ihren Namen rief. Es war ein scharfer Ruf, der von Verzweiflung und Pein erfüllt war.

John Ross hatte sie endlich erreicht.

Weißes Feuer durchzuckte vor ihr die Luft und warf sie zur Seite. Aber das Feuer galt nicht ihr. Es war ein Strahl sengender Flammen, der den Dämon traf und mit voller Wucht zurückschleuderte, so daß er in einem wirren Haufen zu Boden krachte. Nest erblickte jetzt Ross, der gleich hinter dem Parkeingang stand, die Beine gespreizt, der schwarze Stab leuchtend vor Magie. Erneut zuckte die Magie von dem Ritter des Wortes in den Dämon, traf ihn, als er zur Seite springen wollte, und schlug ihn erneut zu Boden. Ross trat vor, und sein Gesicht schien nur aus Flächen und scharfen Kanten zu bestehen, in die tiefe Schatten und grimmige Entschlossenheit eingegraben waren.

Der Dämon wehrte sich. Er unternahm einen raschen Gegenangriff und schnappte nach der verbrannten Nachtluft. Doch die Magie des Wortes hämmerte wieder und wieder in ihn hinein, schleuderte ihn zurück, warf ihn zu Boden. Ross überwand den Abstand zwischen sich und seinem Widersacher, wobei er Nest ignorierte und seine Konzentration einzig auf den Dämon richtete. Die Kreatur jaulte plötzlich auf, als sei sie wieder ein Mensch geworden, ein Schrei, der so verzweifelt und erschütternd war, daß Nest sich dabei zusammenkrümmte. Ross stieß als Antwort ebenfalls einen Schrei aus, möglicherweise, um gegen die Gefühle anzukämpfen, die das Wehklagen irgendwo im tiefsten Inneren seines Herzens ausgelöst hatten, vielleicht aber auch einfach nur aus rasendem Zorn. Er

ging dorthin, wo der Dämon zerschmettert und sich windend lag, ein Ding, das jetzt kaum noch zu erkennen war. Es versuchte, sich wieder zu verwandeln – vielleicht in das Wesen, das Ross so geliebt hatte. Aber Ross ließ es nicht zu. Der schwarze Stab fuhr herab, und die Magie zuckte hervor, um den Dämon vom Hals bis zu den Knien auseinanderzureißen.

Fresser strömten darüber hinweg, zerrten daran und gruben sich gierig hinein. Das geflügelte, schwarze Ding, das seine verdorrte Seele bildete, versuchte, sich aus dem Kadaver zu befreien, aber Ross erwartete es bereits. Mit einem einzigen Schlag seines Stabes schleuderte er es in die Dunkelheit – wie einen winzigen, flammenden Kometen, der Feuer und schwindendes Leben hinter sich herzog.

Was von dem Dämon übriggeblieben war, brach in sich zusammen und wurde vom Wind verweht. Selbst als die letzte Asche davongeblasen worden war, blieb John Ross stehen, wo er war, bildete eine dunkle Silhouette vor dem Wasserfall und starrte auf den dunklen Fleck, der das Ende des Dämons markierte.

Donnerstag, 1. November

Kapitel 25

Es war kurz nach halb elf am folgenden Morgen, als Andrew Wren die Räume von Pass/Go betrat, sich bei der Dame am Empfang meldete und die Nachricht erhielt, daß Simon Lawrence ihn erwarte. Er dankte ihr, versicherte ihr, daß er den Weg kenne, und ging nach hinten. Er schritt an den Klassenzimmern und Büros vorbei den Gang entlang und betrachtete dabei eine Collage aus Fingermalereien von Kindern, die einen Abschnitt der sonnenbeschienenen Wand verzierte. Er trug seine Kordjacke mit den Flicken an den Ellbogen und hatte gegen das kühle Novemberwetter einen Schal und Handschuhe an. Er trug seine alte Aktentasche in einer Hand und eine Zeitungsjungen-Kappe in der anderen. Sein pausbäckiges Gesicht war unrasiert und sein Haar ungekämmt. Er hatte verschlafen, war daher gezwungen gewesen, auf die Annehmlichkeiten körperlicher Pflege zu vernichten, und hatte nur rasch seine Kleider übergestreift und das Hotel verlassen. Als Ergebnis sah er nicht viel anders aus als einige der Männer, die vor der Suppenküche in der Union Gospel Mission weiter oben an der Straße anstanden. Zerzaust und verschlafen schlurfte er durch die Tür des vollgestopften Büros des Wiz und winkte kurz mit der Hand. »Haben Sie einen Kaffee, Simon?«

Simon Lawrence war in seine Unterlagen vertieft, deutete aber wortlos zu einem Stuhl, auf dem sich Bücher stapelten, und griff dann zum Telefon, um für Wren und sich selbst etwas zu trinken zu bestellen.

Wren räumte den Stuhl frei, der ihm angeboten worden

war, und ließ sich darauf fallen. »Ich habe Ihrer Vorstellung bei der Veranstaltung gestern abend mit wachsender Hochachtung zugeschaut. All diese Leute zu treffen, Hände zu schütteln, Fragen zu beantworten, Prognosen zu stellen und dabei immer freundlich zu bleiben. Um die Wahrheit zu sagen, ich weiß nicht, wie Sie das machen. Ich könnte jedenfalls nicht dieses Pensum aufrechterhalten, ohne dabei durchzudrehen.«

»Nun, ich mache das ja nicht jeden Abend, Andrew.« Simon reckte sich und lehnte sich auf seinem Stuhl zurück. Er musterte Wren mißtrauisch. »Ich habe fast Angst zu fragen, aber was bringen Sie mir diesmal für Nachrichten?«

Wren schaffte es, verletzt auszusehen. »Zum einen wollte ich sehen, wie es Ihnen geht. Ich hoffe, es gab keine weiteren Anfälle?«

Der andere Mann breitete die Hände aus. »Ich weiß noch immer nicht, was passiert ist. In dem einen Moment stand ich auf der Treppe und sprach mit Carole und den Mitarbeitern von Union Gospel, und im nächsten lag ich auf dem Boden. Ich schien einfach sämtliche Kraft verloren zu haben. Ich habe für heute nachmittag einen Arzttermin, aber ich glaube nicht, daß es mehr ist als Streß und Schlafmangel.«

Wren nickte. »Das würde mich nicht überraschen. Übrigens wollte ich Ihnen wegen gestern abend gratulieren. Es war ein riesiger Erfolg, wie sie ja selbst wissen. Die Schenkung des Grundstücks von der Stadt, das Angebot von zusätzlichen Mitteln und die Zusage von Unterstützung aus allen Richtungen. Sie müssen sehr zufrieden darüber sein.«

Simon seufzte und zog eine Augenbraue hoch. »Darüber, ja. Ich bin sehr zufrieden. Es hilft, einigen nicht so angenehmen Ereignissen ein wenig die Schärfe zu nehmen.«

»Hmmm«, murmelte Wren ernst. »Wo wir davon sprechen, haben Sie sie heute schon gesehen?«

Simon brauchte nicht zu fragen, wen er meinte. »Nein, und ich glaube nicht, daß ich das tun werde. Weder heute noch an einem anderen Tag. Ich bin heute morgen bei ihrer Wohnung gewesen, weil ich sie mit der Neuigkeit überraschen wollte, aber sie war fort. Ihre Kleider, ihr Gepäck, persönliche Gegenstände, einfach alles. Die Wohnungstür stand weit offen, so daß ich keine Probleme hatte, hineinzugelangen. Zuerst dachte ich, es wäre ihr etwas zugestoßen.

Ein Stuhl war durch das Wohnzimmerfenster geworfen worden. Er lag inmitten von Glasscherben unten im Park. Aber sonst war in der Wohnung nichts durcheinandergebracht worden. Es gab keinerlei Anzeichen für Gewalt. Ich habe trotzdem die Polizei gerufen.«

Wren schaute ihn gedankenvoll an. »Meinen Sie, sie hat geahnt, daß wir ihr auf der Spur waren?«

Simon schüttelte den Kopf. »Ich wüßte nicht, wie. Sie und ich waren die einzigen, die das Laborergebnis kannten – und ich erfuhr erst nach der Veranstaltung davon, als Sie es mir erzählten.« Er machte eine Pause und dachte nach. »Ich kann Ihnen sagen, daß ich niemals gedacht hätte, daß sie es war, Andrew. Nicht in einer Million Jahren. Stefanie Winslow. Ich kann es noch immer nicht glauben.«

»Nun, die Handschriftenanalyse der Unterschriften auf den Überweisungen war ziemlich eindeutig.« Wren hielt inne. »Was meinen Sie, Simon, warum hat sie es getan?«

Simon Lawrence zuckte mit den Achseln. »Ich habe nicht die geringste Ahnung. Das müssen Sie sie fragen, falls sie jemals wieder aus dem Loch auftaucht, in das sie sich verkrochen hat.«

»Vielleicht kann uns John Ross etwas darüber erzählen.«

Simon verzog säuerlich die Lippen. »Er ist ebenfalls fort. Er hat das hier hinterlassen. Es lag auf meinem Schreibtisch, als ich heute morgen zur Arbeit kam, und steckte in einem Briefumschlag.«

Er nahm ein einzelnes Blatt Papier von seinem Tisch, auf dem sich eine handschriftliche Notiz befand. Er gab es Wren, der seine Brille den Nasenrücken hochschob und zu lesen begann.

Lieber Simon,

ich bedauere, daß ich Dir dies nicht persönlich geben kann, aber wenn Du diese Zeilen liest, werde ich bereits weit weg sein. Bitte nimm es mir nicht übel, daß ich nicht geblieben bin. Ich bin nicht verantwortlich für die Diebstähle bei Fresh Start. Stefanie Winslow hat sie begangen. Ich wünschte, ich könnte Dir sagen, warum. Wie es sich darstellt, glaube ich, daß meine weitere Beteiligung an Deinen Projekten die Angelegenheit nur verkomplizieren würde, obwohl alles Geld zurückgegeben wird. Ich werde die Sache, der Du Dich so erfolgreich angenommen hast, nicht vergessen und mich darum bemühen, sie mit meinen bescheidenen Mitteln weiterzuführen, wo immer ich auch hingehen werde. Ich füge einen Brief bei, der die Rücküberweisung aller Gelder an Fresh Start autorisiert, die unberechtigterweise auf meine Konten eingezahlt wurden.

John

Wren schaute nachdenklich hoch. »Soso.«

Eine junge Freiwillige brachte ihnen den Kaffee, und die beiden Männer nahmen die Tassen entgegen und nippten in der Stille an dem heißen Getränk, die zurückblieb, nachdem die Praktikantin gegangen war.

»Ich glaube, er wurde ebenso getäuscht wie wir anderen auch«, sagte der Wiz schließlich.

Wren nickte. »Könnte sein. Außerdem ist sowieso niemand mehr da, der es uns jetzt noch sagen könnte, oder?«

Simon stellte seine Tasse ab und seufzte. »Wenn Sie heute abend mit mir essen möchten, kann ich versuchen, Ihnen die Einzelheiten dieses Schlamassels zu berichten, so daß Sie Ihren Artikel für die *Times* so genau wie möglich abfassen können.«

Wren lächelte, stellte seine Tasse weg und stand auf. »Das kann ich nicht, Simon. Ich fliege heute nachmittag zurück nach New York. Außerdem ist der Artikel bereits geschrieben. Ich habe ihn so etwa um zwei Uhr morgens beendet.«

Der Wiz sah verwirrt aus. »Aber das ist mit –«

Wren hob seine dickliche Hand und setzte seinen professionellsten Blick auf. »Haben Sie alles Geld von Ross' Konten zurück an Fresh Start überwiesen?«

Simon nickte.

»Und Ihr eigenes?«

Simon nickte erneut. »Das war das erste, was ich heute morgen getan habe.«

»Dann ist es eine Story mit einem Happy-End, und ich denke, dabei sollten wir es auch belassen. Niemand will etwas über einen Diebstahl von Spendengeldern lesen, bei

dem das Geld zurückgeholt wird und der Dieb ein Niemand ist. Damit verkauft man keine Zeitungen. Die wirkliche Story hier ist über einen Mann, dessen Vision und harte Arbeit ein kleines Wunder bewirkt haben – das Öffnen des steinernen Herzens und der fest verschlossenen Börse einer Stadt für eine Sache, die bei der nächsten Wahl keinem einzigen Politiker auch nur eine Stimme mehr bringen dürfte. Außerdem, was würde es für einen Sinn machen, über etwas zu schreiben, das nichts anderes bewirken würde, als ein solches kristallklares, sauberes Wasser zu trüben?«

Andrew Wren nahm seine Aktentasche und griff nach seiner Stoffkappe. »Eines Tages komme ich zurück, um die Geschichte Ihres Lebens zu schreiben. Die wirkliche Geschichte, jene, über die Sie jetzt noch nicht sprechen möchten. In der Zwischenzeit machen Sie sich wieder an die Arbeit, die zählt. Erinnern Sie sich nur daran, daß Sie mir hierfür noch etwas schulden, Simon.«

Dann ging er aus dem Raum und ließ den Zauberer von Oz zurück, der ihm in gedankenverlorener Verwunderung nachschaute.

Nest Freemark verbrachte den ersten Tag des Novembers mit der Rückreise. Nachdem sie eine weitere Nacht im Alexis verbracht hatte, nahm sie einen Vormittagsflug nach Chicago, der um kurz vor vier Uhr nachmittags ankam. Sie hatte daran gedacht, für den einen, verbleibenden Tag der Vorlesungswoche zur Northwestern zurückzukehren, die Idee aber schnell wieder verworfen. Sie war müde, zittrig, von den Ereignissen der letzten Tage mitgenommen und weder für sich selbst noch für jemand anderen zumutbar. Ihre Studien und ihr Training würden warten müssen.

Stattdessen nahm sie sich einen Wagen, der sie am Flug-

hafen abholte und nach Hopewell fuhr. Was sie am meisten brauchte, entschied sie, war, einfach nach Hause zu kommen.

Sie schlief die meiste Zeit des Weges, sowohl im Flugzeug als auch im Auto. Eingemummelt in die Wärme ihres Parkas driftete sie zwischen Wachen und einem leichten, unruhigen Schlummer hin und her, in dem sich Träume mit Erinnerungen vermischten, so daß beide dasselbe zu sein schienen, als das Tageslicht der Dämmerung gewichen war, Seattle hinter ihr und Hopewell vor ihr lag und ihre Reise endlich vorüber war.

Nesty als ein Teil von Geist, als ein Teil einer Magie, die anders war als alles, was sie kannte, kam langsam auf dem leeren Fußweg im Waterfall Park wieder zu sich. Sie spürte, wie die Magie sich zurückzog und ihre Sicht sich veränderte. Sie spürte, wie Geist lautlos auf dem Nachtwind davonschwebte. Sie blieb taumelnd zurück, als er verschwand, und fühlte sich, als sei sie von einer langen Reise zurückgekehrt. Sie sog die Luft gierig ein, die Kälte brannte in ihren Lungen und sandte einen Adrenalinschub durch ihren Körper und eine schneidende Klarheit in ihren benommenen Kopf.

Oh, mein Gott, mein Gott! wisperte sie lautlos und umklammerte sich selbst gegen die in ihr aufbrandende Verzweiflung.

John Ross wandte sich von den Überresten des Dämons ab und humpelte zu ihr. Er streckte die Arme nach ihr aus, zog sie an sich und hielt sie fest umschlungen. Nest, es ist in Ordnung, flüsterte er in ihr Haar und streichelte es sanft und beruhigend. Es ist alles vorbei. Es ist zu Ende.

Hast du es gesehen? Hast du gesehen, was passiert ist? Sie keuchte, brach ab und konnte nicht weitersprechen.

Er nickte schnell. Ich weiß. Ich habe im Museum gesehen, wie es begann. Dort ist es nicht pasiert, aber ich erkannte, daß es geschehen konnte. Geist ist in dir, Nest. Du sagtest, er sei einfach in dich hineingegangen und verschwunden, als du ihn zuletzt gesehen hast. Es ist, wie Pick sagte. Magie hört nicht einfach auf zu existieren. Sie nimmt eine andere Form an. Sie wird zu etwas anderem. Verstehst du nicht? Geist ist zu einem Teil von dir geworden.

Sie zitterte jetzt, wütend und verzweifelt. Aber ich will ihn nicht in mir haben! Er hat nichts mit mir zu tun! Er gehört zu meinem Vater! Ihr Kopf zuckte heftig. John, was ist, wenn mein Vater zurückkommt, um mich zu holen? Was, wenn Geist ein Teil von ihm ist, der noch immer versucht, mich zu erreichen?

Nein, nein, sagte er sofort, ergriff ihre Schultern mit seinen starken Händen und schob sie auf Armeslänge von sich. Er ließ dabei den schwarzen Stock los, und er fiel auf den Betonboden. Seine Augen sahen in die ihren. Hör mir zu, Nest. Geist gehörte nicht zu deinem Vater. Das tat er nie. Er hat dich vor deinem Vater gerettet, erinnerst du dich nicht? Granny hat ihn mit ihrer eigenen Magie umgeformt, so daß er dich beschützte. Er gehörte dir.

Das hagere, verwitterte Gesicht beugte sich zu ihr. Vielleicht hat er nur getan, was seine Aufgabe war. Vielleicht war seine Arbeit als dein Beschützer beendet, als du alt und stark genug warst, um auf dich selbst aufzupassen. Wohin geht die Magie, wenn sie ihren Zweck erfüllt hat, aber noch nicht ganz aufgebraucht wurde? Sie kehrt zu ihrem Eigentümer zurück. Um ihm zu dienen, wenn sie gebraucht wird.

Also ist Geist, flüsterte er, vielleicht nur nach Hause gekommen.

Sie verbrachte jeden wachen Augenblick ihrer Heimreise damit, über diese Idee nachzugrübeln. Geist war nach Hau-

se gekommen. Zu ihr. Um ein Teil von ihr zu werden. Die Vorstellung war erschreckend. Sie ließ Nest mit der Aussicht zurück, jeden Moment aus der Haut zu fahren – und zwar buchstäblich. Es gab ihr das Gefühl, einer der Charaktere aus *Alien* zu sein und darauf zu warten, daß dieser widerliche kleine Kopf voller Blut und Zähne aus ihrem Bauch hervorbrach.

Aber dieses Bild war nicht korrekt, und nach einer Weile verblaßte es, um einer praktischeren Sorge Platz zu machen. Wie konnte sie ihre neuentdeckte Magie kontrollieren? Es hatte nicht den Anschein, als hätte sie dabei bislang nennenswerte Erfolge gehabt. Was konnte sie tun, um zu verhindern, daß sie ohne Vorwarnung wieder auftauchte und sie auf eine Weise in Gefahr brachte, die sie sich noch nicht einmal vorstellen konnte?

Dann erkannte sie, daß auch dieses Bild in die falsche Richtung ging, daß Geists Magie eine lange Zeit in ihr gelebt hatte, ohne an die Oberfläche zu dringen. Was ihr Erscheinen in der letzten Nacht ausgelöst hatte, war die Gegenwart von anderer Magie, zuerst die Magie von John Ross und dann jene des Dämons. Sie erinnerte sich, wie seltsam sie sich an jenem ersten Tag bei Fresh Start gefühlt hatte und dann wieder am selben Abend im Lincoln Park, beide Male, als sie sich ganz in der Nähe des Dämons befunden hatte. Sie hatte nicht erkannt, daß es Geists Magie gewesen war, die drohte freizubrechen. Doch in allen Fällen hatte seine Magie nur auf die Bedrohung durch eine andere Magie reagiert, die sie wahrgenommen hatte.

Dies zu erkennen, beruhigte sie etwas, aber sie kämpfte noch immer mit der Vorstellung, daß der große Gespensterwolf in ihr gefangen war – nicht nur als Magie, sondern als die Kreatur, in der die Magie enthalten war. Warum existierte sie noch immer in dieser Gestalt?

Erst als sie fast zu Hause war und die Lichter der ersten Wohnhäuser die abendliche Dunkelheit durchbrachen, kam sie zu dem Schluß, daß sie die Dinge falsch interpretierte. Wenn es keine Anweisung gab, nahm Magie jene Gestalt an, die ihr am vertrautesten war. Sie handelte nicht unabhängig von ihrem Benutzer. Dies hatte Pick ihr vor langer Zeit beigebracht, als er sie in der Pflege des Parks unterrichtet hatte. Wenn Geist noch immer vollständig wäre, wenn er noch ihr schattenhafter Beschützer wäre, würde er instinktiv zu ihrer Verteidigung kommen. Es war nicht weit hergeholt, daß seine Magie dasselbe tun würde, nachdem er seiner Gestalt und unabhängigen Existenz beraubt war. Als die Magie unerwartet auftauchte, war es da überraschend, daß sie, ohne genaue Anweisungen, jene Form annahm, die sie so viele Jahre hindurch besessen hatte?

Was viel schwerer zu akzeptieren war, erkannte sie, war der Umstand, daß die Magie sie dazu gebracht hatte, eins mit ihr zu werden, als sie auftauchte.

Nest fuhr durch die Straßen von Hopewell, hatte sich in die Polster gekuschelt und schaute in die Nacht hinaus. Sie würde eine lange Zeit brauchen, um sich hiermit abzufinden, das wußte sie.

Sie ertappte sich dabei, wie sie sich fragte, ob die Lady von Geist gewußt hatte, als sie sie zu John Ross geschickt hatte. Sie fragte sich, ob sie in der Erwartung zu John gesandt worden war, daß sie diese neue Wahrheit über sich selbst entdecken würde. Es war nicht undenkbar. Jeder Kontakt mit einer starken Magie hätte Geist aus seinem Versteck in ihr hervorgeholt. Das Wissen um seine bleibende Existenz war etwas, mit dem Nest sich früher oder später auseinandersetzen mußte. Es mochte sein, daß die Lady der Meinung war, daß sie dies am besten jetzt tat.

Als sie am *Menards* und am *Farm and Fleet* vorbeika-

men, wies sie dem Fahrer den Weg zu ihrem Haus. Sie grübelte über die verwirrten Fäden ihres Lebens nach, bis der Wagen in die Auffahrt einbog und anhielt. Sie stieg aus, holte ihre Taschen, unterschrieb die Rechnung des Fahrers, verabschiedete sich und betrat das Haus.

Drinnen war es dunkel und still, aber die Gerüche und Schatten des Flurs und der Räume waren ihr vertraut und willkommen. Sie schaltete ein paar Lichter an, ließ ihre Taschen im Wohnzimmer fallen und ging in die Küche, um sich mit dem Brot von letzter Woche und einem Glas Erdnußbutter ein Sandwich zu machen.

Sie saß essend an dem Küchentisch, an dem Granny die meiste Zeit ihrer letzten Jahre verbracht hatte, und dachte an Ross. Sie fragte sich, wo er war. Sie fragte sich, welchen Erfolg er damit haben würde, mit den Wahrheiten seines eigenen Lebens ins reine zu kommen. Er hatte nicht viel gesagt, als sie sich getrennt hatten. Er hatte ihr gedankt, als er in den Schatten des Waterfall Park gestanden hatte, und sein Atem hatte Wolken vor seinem Mund gebildet, als die Kälte stärker geworden war. Er würde niemals vergessen, was sie für ihn getan hatte. Er hoffte, sie würde ihm verzeihen, was er ihr vor fünf Jahren angetan hatte. Sie hatte gesagt, daß es da nichts zu verzeihen gäbe. Sie sagte, daß es ihr leid täte wegen Stefanie. Sie sagte, sie wüßte ein wenig, wie er sich fühlen mußte. Er lächelte sie an. Wenn es irgendjemand tat, stimmte er ihr zu, dann wäre das sie.

Fühlte er sich gefangen von dem, was er war? Wie war es, ein Ritter des Wortes zu sein und erkennen zu müssen, daß sein Leben sich niemals ändern würde?

Sie hatte ihm von Two Bears berichtet. Von dem Grund, warum O'olish Amaneh zu Halloween nach Seattle gekommen war. Von der schrecklichen Verantwortung, die der letzte der Sinnissippi dadurch trug, daß er ihm die Magie

des Wortes überbracht hatte.

Sie aß das Sandwich auf, trank ein Glas Milch und brachte ihr Geschirr zur Spüle. Die Verträge über den Verkauf des Hauses lagen noch immer auf dem Küchentresen. Sie schaute sie an, nahm sie und trug sie zum Tisch. Sie setzte sich und las sie sorgfältig durch. Im Flur tickte die Standuhr vor sich hin. Als sie mit dem Lesen fertig war, legte sie die Verträge vor sich hin und starrte ins Leere.

Was wir im Leben haben und unser eigen nennen können, dachte sie abwesend, ist, wer wir sind und woher wir kommen. Ob gut oder schlecht, das ist es, was uns in unserem Streben hilft, uns in unseren dunkleren Momenten beisteht und uns an unsere Identität erinnert. Ohne diese Dinge sind wir ohne Halt.

Ihr Blick richtete sich auf die Dunkelheit jenseits des Küchenfensters. John Ross mußte jetzt so empfinden. Er mußte sich an jedem Tag seines Lebens so fühlen. Das war es, was er aufgegeben hatte, als er ein Ritter des Wortes wurde. Das war es, was er verlor, als er die Wahrheit über Stefanie Winslow entdeckte.

Sie lauschte auf die Stille, die hinter dem Ticken der Uhr lag. Nach einer langen Weile nahm sie die Immobilienverträge, ging zum Mülleimer und warf sie hinein.

Sie ging zum Telefon und wählte Roberts Nummer an der Stanford University. Es klingelte viermal, dann sprang sein Anrufbeantworter an.

Nach dem Piep sagte sie: »Hey, Robert, ich bin's.« Sie blickte noch immer aus dem Fenster in die Dunkelheit. »Ich wollte dir nur mitteilen, daß ich zurück bin. Ruf mich an. Bye.«

Sie legte auf, sah sich einen Augenblick in ihrem Haus um, schritt dann den Flur entlang, zog den Parka an und

ging in die kalte, klare Herbstnacht hinaus, um Pick zu suchen.

Es war gerade vier Uhr morgens, als John Ross aus seinem Traum erwachte. Er lag da und starrte eine lange Zeit in die leere Schwärze seines Zimmers, während sein Herzschlag sich verlangsamte und er zu sich kam. Auf der Straße vor dem offenen Fenster hörte er einen Laster vorbeirumpeln.

Es war der erste Traum, den er gehabt hatte, seit er seine Aufgabe als Ritter des Wortes wieder wahrnahm. Wie immer, war es ein Traum über die Zukunft gewesen, die eintreten würde, wenn er dabei versagte, die Dinge in der Gegenwart zu verändern. Aber es kam ihm neu vor, weil es der erste solche Traum seit langer Zeit war.

Mit Ausnahme des alten Mannes und des Zauberers von Oz natürlich, aber er glaubte nicht, daß er jenen Traum noch einmal haben würde.

Er schloß kurz die Augen, um seine Gedanken zu ordnen und die Anspannung und Erregtheit des Traumes abklingen zu lassen. In jenem Traum war er seiner Magie beraubt gewesen, wie er es vorher gewußt hatte, weil er sie in der Gegenwart benutzt hatte, und immer, wenn er das tat, war der Preis dafür derselbe. Für die Dauer des Schlafes einer Nacht verfügte er über keine Magie, mit der er sich in der Zukunft schützen konnte. Er fragte sich oft, wie lange der Verlust der Magie in echter Zeit andauerte. Er konnte es nicht sagen, denn er erhielt immer nur einen kurzen Blick auf das, was sein würde, bevor er erwachte. Wenn er seine Magie in der Gegenwart oft genug benutzte, würde er sie dann irgendwann in der Zukunft vollständig verlieren?

Seine Augen öffneten sich, und er atmete langsam aus.

In seinem Traum war er durch einen Wald am Rande ei-

ner namenlosen Stadt gelaufen. Er hatte das vage Gefühl, daß er von seinen Feinden verfolgt wurde, daß er gehetzt wurde wie ein Tier. Er hatte das Gefühl, in höchster Gefahr zu sein, jeden Schutzes beraubt, Angriffen von allen Seiten ausgesetzt, ohne sich wehren zu können, ratlos, wohin er sich wenden sollte, um in Sicherheit zu sein. Er rannte schnell zwischen den dunklen Bäumen hindurch, Verstohlenheit und Lautlosigkeit waren die einzigen Helfer auf seiner Flucht. Er versuchte, eins mit der Umgebung zu werden, in der er sich verbergen wollte. Er grub sich förmlich in die Erde, kroch durch Gebüsch und hohes Gras und huschte von Baumstamm zu Baumstamm. Da war ein Fluß, und er schwamm hindurch. Da waren Maisfelder, und er kroch die Reihen entlang, als würde er sich durch ein Labyrinth tasten, das ihn, wenn er nicht aufpaßte, für alle Zeiten gefangenhalten würde.

Er sah und hörte seine Verfolger nicht, aber er wußte, daß sie hinter ihm waren. Sie würden immer hinter ihm sein.

Als er erwachte, rannte er noch immer, um in der Zukunft am Leben zu bleiben.

Er stand auf und hob den schwarzen Stock auf, der neben dem Bett lag. Er humpelte, schwer auf den Stock gestützt, zum Fenster und schaute lange Zeit auf die Straße hinunter.

Er war in Portland. Er war früh am Morgen mit dem Zug angekommen und hatte den Tag damit verbracht, am Fluß entlang und durch die Straßen der Stadt zu schlendern. Als er so müde geworden war, daß er nicht länger wach bleiben konnte, hatte er sich ein Zimmer genommen.

Plötzlich tauchten Gedanken an Stefanie Winslow in seinen Grübeleien auf. Er ließ sie ungehindert nach vorne drängen. Sie waren heute weniger schmerzlich als gestern,

und morgen würden sie noch weniger wehtun. Es war seltsam, aber er dachte noch immer als Mensch von ihr, vielleicht, weil dies es erträglicher machte, überhaupt an sie zu denken. Die Erinnerungen an ein ganzes Jahr, das man mit jemandem verbrachte, den man geliebt hatte, konnten nicht auf einmal ausgelöscht werden. Die Erinnerungen, bemerkte er, waren bittersüß und quälend. Sie markierten eine Art von Übergangsritus, den er nicht ignorieren konnte.

Ohne Stefanie hätte er nie erfahren, wie sein Leben hätte sein können, wenn er kein Ritter des Wortes wäre. Und auf eine seltsame Art und Weise war es besser, daß er dies erfahren hatte. Es machte ihm den Wert dessen deutlich, was er tat, indem es ihm enthüllte, was er aufgegeben hatte.

Er betrachtete die leere Straße, als könnte sie ihm Antworten geben, die er nirgendwo anders finden konnte. Er hätte ein anständiger Mann mit einem normalen Leben sein können. Er hätte Erfolg haben können, mit seiner Arbeit bei Simon Lawrence an den Projekten von Fresh Start und Pass/Go. Er hätte etwas im Leben anderer Leute bewirken können.

Doch niemals so viel und so Wichtiges, wie er es als Ritter des Wortes tat.

Seine Augen schweiften durch Schatten und Lichter. Er hatte sich getäuscht, als er dachte, daß nur Erfolg seinen Wert im Dienst des Wortes ausmachte. Er hatte unrecht gehabt, vor seinen Fehlern zu fliehen, als würden sie ihn selbst als Versager abstempeln. So einfach war das nicht. Alle Männer und Frauen erlebten Erfolge und Mißerfolge, und die Aufrechnung von beidem am Ende ihres Lebens sagte nicht unbedingt etwas über den Wert ihres Lebens aus. Das stimmte genauso für einen Ritter des Wortes.

Es war das Bemühen, das viel mehr zählte. Es waren die Opfer, die man brachte. Ray Hapgood hatte es am besten

ausgedrückt. Jemand mußte die Verantwortung auf sich nehmen. Jemand mußte da sein.

Das war der wahre Grund, warum er ein Ritter des Wortes war.

Rückblickend war es eine äußerst harte Lektion gewesen, aber Stefanie Winslow hatte ihm beigebracht, welchen Preis es kostete, dies nicht zu begreifen.

Er dachte an die vergangene Nacht zurück. Nachdem er Nest verlassen hatte, war er in die Wohnung zurückgekehrt und hatte Simon eine kurze, erklärende Nachricht geschrieben und eine Vollmacht aufgesetzt, um das abgezweigte Geld zurück an Fresh Start zu überweisen. Er hatte seinen Seesack und dann Stefanies Koffer gepackt und alle persönlichen Gegenstände aus der Wohnung entfernt. Den hölzernen Schreibtischstuhl aus dem Fenster zu werfen, um eine Erklärung für das zerbrochene Glas zu haben, war ihm nachträglich in den Sinn gekommen. Er hatte die Notiz und die Vollmacht in einen Umschlag gesteckt und zu Pass/Go hinübergebracht.

Dann war er mit seinem Seesack und Stefanies Koffern zum Bahnhof gegangen und hatte auf den Pendlerzug um sechs Uhr zehn gewartet. In Portland war er ausgestiegen und hatte Stefanies Gepäck nur einen Block vom Bahnhof entfernt in einen Mülleimer geworfen.

Er drehte sich vom Fenster weg und betrachtete das kleine Zimmer. Er fragte sich, wie es Nest Freemark ging. Sie war nach Seattle gekommen, um ihm zu helfen, um ihm eine Chance zu geben, die er sonst nicht gehabt hätte, und es hatte sie einen hohen Preis gekostet. Das tat ihm leid, aber er gab sich nicht die Schuld daran. Die Lady hatte sie geschickt und in einem gewissen Ausmaß das wahrscheinliche Ergebnis gekannt. Die Lady hatte sie in eine gefährliche Lage gebracht, in der Nest, wie sie wußte, ihre Magie

benutzen mußte und damit die Wahrheit über Geist erfahren würde. Wenn nicht dort, so wäre es an einem anderen Ort zu einer anderen Zeit geschehen. Und es hatte ihm das Leben gerettet. Das half ihm nicht, sich besser zu fühlen. Aber das bewirkte das Erkennen von Wahrheiten in der Regel ohnehin nur selten.

Er dachte daran, wie ähnlich sie sich waren. Beide waren sie mit einer Magie ausgestattet, die ihr Leben dominierte, beide waren sie von einer Wesenheit in ihren Dienst gezwungen worden, die sie niemals vollständig begreifen und wahrscheinlich auch niemals zufriedenstellen konnten. Sie waren Außenseiter in einer Welt, der niemals bewußt werden würde, welchen Dienst sie leisteten, und sie würden sich die meiste Zeit hindurch allein und ohne Anerkennung abmühen, bis ihr Leben vorbei war.

Einen entscheidenden Unterschied aber gab es natürlich. In seinem Fall hatte er die Wahl gehabt, das zu werden, was er war. Sie hatte diese Möglichkeit nie besessen.

Er ging ins Badezimmer, duschte und rasierte sich und kam wieder heraus, um sich im Schein der Nachttischlampe anzuziehen. Als er fertig war, packte er seinen Seesack. Er ging hinab zum Empfang, legte seinen Schlüssel auf den Tresen und ging hinaus.

Der Sonnenaufgang erhellte den östlichen Himmel mit einem leisen, sanften Schimmer, der die schwindende Nacht ablöste. Der Tag begann gerade. Wenn die Nacht anbrach, würde John Ross in einer anderen Stadt sein und sich bemühen, den Verlauf der Welt zu ändern. Seine Träume würden ihm wieder sagen, was er tun konnte, um etwas im positiven Sinne zu bewirken.

Es war nicht die schlechteste Art, sein Leben zu leben. In seinem Fall, beendete er den Gedanken hoffnungsvoll, war es vielleicht die beste.